

Die Auswirkungen der modernen Säuglingsforschung auf die Psychoanalyse

Mit besonderer Würdigung von
Lichtenbergs
motivationssystemischem
Neuentwurf

Freie wissenschaftliche Arbeit
für die Diplomprüfung in Psychologie
am Psychologischen Institut
der Eberhard-Karls-Universität Tübingen

Die Arbeit wurde betreut von:
Herrn Prof. Dr. PETER KUTTER an der Universität Frankfurt
Herrn Prof. Dr. DIRK REVENSTORF an der Universität Tübingen

Eingereicht von:
DIETER KUNZKE

Stuttgart im September 1993

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Inhaltsverzeichnis	2
1. Vorwort.....	4
2. Einleitung	5
3. Vorgehensweisen und grundlegende Anwendungsfragen der Säuglingsforschung.....	8
3.1. Methodisches Vorgehen der Säuglingsforschung.....	8
3.2. Metatheoretische Probleme beim Erkenntnis- und Modell-Transfer von der Säuglingsforschung auf die Psychoanalyse und vice versa	11
4. Neubewertung der Fähigkeiten des Säuglings aufgrund neuerer, entwicklungspsychologischer Forschungs- ergebnisse.....	16
4.1. Haptisch-taktile Fähigkeiten	17
4.2. Olfaktorische Fähigkeiten.....	17
4.3. Visuelle Fähigkeiten	18
4.4. Auditive Fähigkeiten	19
4.5. Kreuzmodale Wahrnehmung	19
4.6. Lernfähigkeiten	25
4.7. Interaktionelle und soziale Fähigkeiten	25
4.8. Gedächtnisleistungen	30
5. Die Relevanz der empirischen Säuglingsforschung für die Psychoanalyse.....	39
5.1. Theoretische Relevanz für ausgewählte psychoanalytische Konzepte	39
5.1.1. Freuds 'Trieblehre`	39
5.1.1.1. Kurze Darstellung der historisch aufeinanderfolgenden Triebkonzepte	40
5.1.1.2. Kritik an der Triebtheorie unter besonderer Berücksichtigung der Ergebnisse neuerer empirischer Säuglingsforschung	43
5.1.1.3. Warum Freuds Trieblehre als Kern der psychoanalytischen Metapsychologie nicht einfach aufzugeben ist	48
5.1.2. Freuds 'primärer Narzißmus`	53
5.1.3. Hartmanns 'undifferenzierte Matrix`	56
5.1.4. Spitz` 'objektlose Stufe`	58
5.1.5. Mahlers 'normaler Autismus`	62
5.1.6. Mahlers 'Symbiosebegriff`	62
5.1.7. Zusammenfassung der Kritik am primären Narzißmus, der undifferenzierten Matrix, der objektlosen Stufe, des Autismus und der Symbiose.....	67

5.1.8.	Einige Bemerkungen zu Kernbergs Objektbeziehungstheorie im Kontrast zu entwicklungspsychologischen und selbstpsychologischen Annahmen.....	71
5.2.	Welche Konsequenzen aus den Forschungsergebnissen ergeben sich für die Praxis der Psychoanalyse	74
5.2.1.	Der pathomorphe und adultomorphe Mythos und die Praxis der Psychoanalyse	74
5.2.2.	High-Tension und Low-Tension-Learning	75
5.2.3.	Die Befunde der Säuglingsforschung zu den Frühformen des Gedächtnisses und ihre Bedeutung für die Praxis der Psychoanalyse	77
6.	Psychoanalyse und Säuglingsforschung: Lichtenbergs integrativer und motivations-systemischer Neuentwurf	79
6.1.	Lichtenbergs fünf motivationale Systeme	79
6.1.1.	Das auf der psychischen Regulation von physiologischen Erfordernissen beruhende Motivationale System.....	82
6.1.2.	Das Motivationale System der Bindung und Gruppenzugehörigkeit	86
a)	Attachment:.....	86
b)	Affiliation:	88
6.1.3.	Das Explorativ-Assertive Motivationale System.....	89
6.1.4.	Das Aversive Motivationale System.....	94
6.1.4.1.	Das Sensuell-Sexuelle Motivationale System	101
	Die Herausbildung der Geschlechtsidentität (nach Lichtenberg, 1989, S. 235):	105
6.2.	Lichtenbergs fünf motivationale Systeme als mögliche Alternative zu triebtheoretischen Motivationsmodellen	107
6.3.	Generelle Kritik am Vorgehen Lichtenbergs und Sterns bei der Reformulierung psychoanalytischer Konzepte.	110
7.	Resümee: Warum sollte die Säuglingsforschung in der Psychoanalyse stärker beachtet werden?	114
	Anhang	118
1.	Die Auswirkungen ausgedehnten post-partumen Kontaktes zwischen Mutter und Neugeborenem	118
	Literaturverzeichnis	121

1. Vorwort

Diese Arbeit soll einige wichtige Ergebnisse und Erkenntnisse aus der modernen Säuglingsbeobachtung - nicht-psychoanalytischer und psychoanalytischer Provenienz - aufzeigen. Das soll aus entwicklungspsychologischer Sicht mit dem Fokus auf den Mutter-Kind-Interaktionen geschehen.

Es werden Kompetenzen des Säuglings/Kleinkinds dargestellt, mögliche Formen der Verarbeitung von Lebenserfahrungen, Fragen ihrer Gedächtnisrepräsentation und Leistungen der psychischen Entwicklung, mit Beschränkung auf den ersten beiden Lebensjahren.

Danach werden mögliche und nötige Konsequenzen aus den Forschungsergebnissen für Theorie und Praxis der Psychoanalyse diskutiert.

Der letzte Teil der Arbeit beschäftigt sich mit Lichtenbergs motivations-systemischem Neuentwurf, als einem Versuch, unter umfassender Einbeziehung der neueren Säuglingsforschung, einen Ersatz für die wissenschaftlich fragwürdig gewordene Trieblehre zu schaffen. Auf dieser neuen Grundlage kann die ins Kreuzfeuer der Kritik geratene psychoanalytische Metapsychologie möglicherweise ihre Überzeugungskraft und ihren Erklärungswert zurückgewinnen und damit ihre unverzichtbare Aufgabe im Theoriegebäude der Psychoanalyse wieder übernehmen.

Ich möchte mich schon an dieser Stelle bei meinen beiden Betreuern: Prof. Dr. Peter Kutter an der Universität Frankfurt und Prof. Dr. Dirk Revenstorf an der Universität Tübingen bedanken, die es mir durch ihre einvernehmliche und unkomplizierte gemeinsame Betreuung ermöglicht haben, diese Arbeit zu schreiben. Besonders hilfreich und ermutigend war für mich dabei auch Herrn Prof. Kutters engagierte und konstruktive Unterstützung. Ebenfalls bedanken möchte ich mich bei Herrn Prof. Dr. H. J. Markowitsch an der Universität Bielefeld, der sich auf meine Bitte hin, die Mühe gemacht hat, den Abschnitt zu *Gedächtnisleistungen* im Hinblick auf den aktuellen Forschungsstand einer kritischen Durchsicht zu unterziehen. Weiterhin möchte ich es nicht versäumen, auf das ausgezeichnete Buch von Martin Dornes: "Der kompetente Säugling" (1993) hinzuweisen, dem ich manchen hilfreichen Quellenfund und einige interessante Anregungen zu verdanken habe.

2. Einleitung

Eines der Anliegen dieser Arbeit, ist es zu zeigen, daß die Psychoanalyse mit dem Tode Sigmund Freuds nicht aufgehört hat sich weiterzuentwickeln wie an Universitäten manchmal glauben zu machen versucht wird: "Bei bloßer Erwähnung psychoanalytischen Gedankenguts nimmt man sich selbst die Glaubwürdigkeit in breiten Kreisen der deutschen akademischen Psychologie. Und diese Beurteilung beruht keineswegs auf Kenntnissen neuerer Ansätze, sondern allenfalls auf der Kenntnis von Psychoanalytikern" (Keller, 1989, S. 5).

Leider tragen des öfteren Vertreter der Psychoanalyse selbst dazu bei, daß außerhalb ihrer Disziplin der Eindruck aufkommt, einmal aufgestellte Postulate seien zum Kanon einer unantastbaren Lehre geworden, wie dies in Diskussionen, Literatur und verfestigten Lehrmeinungen hin und wieder sichtbar wird. Auf der anderen Seite offenbart gerade der psychoanalytische Diskurs um die Ergebnisse der Säuglings-/Kleinkindforschung das progressive, reiche und entwicklungsfähige Potential der Psychoanalyse. Jedoch scheint man sich in Deutschland auf diesem Gebiet im Vergleich mit Frankreich und den USA noch schwer zu tun. Bei uns werden Ansätze, die sich an empirischer Säuglingsforschung orientieren, oft noch vorrangig mit Forschern wie John Bowlby, Anna Freud, Melanie Klein, Margret Mahler, René Spitz und Donald W. Winnicott in Verbindung gebracht, während die neueren Beiträge von Forschern, wie T. Berry Brazelton, Bertrand Cramer, Robert Emde, Serge Lebovici, Joseph D. Lichtenberg, Henri Parens, Louis W. Sander, Daniel Stern u.a. vergleichsweise wenig Beachtung finden.

Gleichwohl gibt es auch hierzulande namhafte Analytiker, die sich in intensiver Weise um dieses Gebiet bemühen, es seien nur Matthias Baumgart, Lotte Köhler, Peter Kutter, Christel Schöttler und Jochen Stork genannt.

Zunächst ein paar Worte zu Fragen der Bewertung der Säuglingsforschung, vor allem im Hinblick auf ihren erkenntnistheoretischen Wert für die Psychoanalyse. Meiner Ansicht nach, ermöglichen es die Ergebnisse der Säuglingsforschung nur bedingt, die Plausibilität bestimmter psychoanalytischer Entwicklungskonzepte zu beurteilen oder in Streitfragen zwischen psychoanalytischen Schulen zu entscheiden. Zwei Gründe sind hierfür zu nennen: Zum einen werden in der Psychoanalyse weniger die Situationen, Umstände, Abläufe und Ereignisse der Lebensgeschichte an sich als strukturbildend angesehen werden, sondern vielmehr, wie diese Dinge subjektiv erlebt und verarbeitet wurden. Darüber lassen sich beim Säugling aus einsichtigen Gründen nur sehr vage und spekulative Aussagen treffen. Zum anderen läßt sich aus der Art und dem Zeitpunkt entwicklungsbehindernder und/oder traumatisierender Erfahrungen nicht einfach auf spätere Störungsbilder extrapolieren, da die individuelle Lebensgeschichte dazu zu komplex und zu vielen weiteren Einflußfaktoren unterworfen ist. Insofern ist die Säuglingsforschung auch nur sehr bedingt geeignet, verschiedene ätiologische Konzepte der Psychoanalyse zu überprüfen.

Obwohl ich von der Psychoanalyse mit ihren verschiedenen schulenzugehörigen Theorien und Behandlungsansätzen sehr angezogen und beeindruckt bin - oft gerade wegen ihrer Vielseitigkeit und Widersprüchlichkeit -, sehe ich es als eines ihrer schwerwiegendsten Probleme an, daß sie anhand von intersubjektiv und in klinischen Situationen gewonnenen Informationen versucht, Modelle normaler psychischer Entwicklungsabläufe zu rekonstruieren, z.B. indem sie bestimmte pathologische Erscheinungsweisen als eine Regression auf einen frühen, aber normalen psychischen Funktionsmodus sieht. Kernberg verfährt beispielsweise so, wenn er die typischen Spaltungstendenzen bei Borderlinepatienten als Hinweis dafür sieht, daß diese Mechanismen in der frühen Kindheit einmal als normale psychische Verarbeitungsvorgänge existiert haben müssen. Genauso verfährt Kohut, wenn er von einem natürlichen Ablauf "von der Stufe des fragmentierten Selbst (der Stufe der Selbstkerne) zur Stufe des kohärenten Selbst" spricht (Kohut, 1973, S. 143)¹

Peterfreund (1978) kritisiert dieses Vorgehen zu Recht als Resultat adultomorphen und pathomorphen Denkens. Säuglingsforschung kann aus den bereits genannten Gründen solche adulto- und pathomorph gewonnenen Modelle selten eindeutig widerlegen. Die empirische Säuglingsforschung beschäftigt sich vor allem mit beobachtbaren, meß- und zählbaren Verhaltensmanifestationen, die auf bestimmte Erlebnisweisen, innere Prozesse und Entwicklungsvorgänge hinweisen und mit diesen im Zusammenhang stehen. Sie versucht also im Gegensatz zu der primär rekonstruktiv verfahrenen Psychoanalyse, die Wirklichkeit dieser psychischen Vorgänge zu erhellen, indem sie im 'Hier und Jetzt' die Verhaltensweisen oder deren physiologische Korrelate zu erfassen sucht. Obwohl auch hier auf die zugrundeliegenden, psychischen Prozesse geschlossen werden muß, wird das adultomorphe und pathomorphe Dilemma vermindert. Zwar rekonstruieren auch hier Erwachsene die Welt des Säuglings aus verfügbaren Daten, zumindest die Daten aber stammen von Säuglingen. Theorien sind auf diese Weise realitätsnäher formulierbar und das Ausmaß heuristisch-spekulativer Anteile beim Bilden theoretischer Modelle wird geringer. Auch wenn selbst umfassendes und einfallreiches Forsuchen und Beobachten selten zu einer eindeutigen Entscheidung über bestimmte Hypothesen führt, werden im Falle der Psychoanalyse, dadurch oft 'einfachere', theoretisch 'sparsamere' und erfahrungsnähere Modelle erstellbar, als die üblichen, oft metapsychologisch überfrachteten Konzepte.

Einzelne Ergebnisse der empirischen Säuglingsforschung erlauben selten eine eindeutige Bestätigung oder Widerlegung psychoanalytischer Konzepte. Wegen der nicht-identischen Vorgehensweisen und Gegenstandsbereiche der empirischen Säuglingsforschung und der Psychoanalyse sind definitive Aussagen über den jeweils anderen Bereich generell problematisch. Dessen ungeachtet zeichnen bestimmte Gruppen, thematisch zusammenhängender Ergebnisse der Säuglingsforschung immer wieder ein Bild des Säuglings, das psychoanalytische Konzepte, die eine relativ ausgeprägte perzeptive und kognitive Inkompetenz des Säuglings voraussetzen, in ernste Bedrängnis bringt und alternative Vorstellungen wahrscheinlicher macht. Solche zwar nicht endgültig widerlegten, aber unglaubwürdig gewordenen psychoanalytischen

¹ Allerdings hat Kohut diese Ansicht in seiner zweiten Selbstpsychologie (vgl. Kohut 1975; 1979) revidiert.

Hypothesen, sollten durch besser mit den Ergebnissen der Säuglingsforschung zu vereinbarenden Alternativhypothesen ersetzt werden.

Wahrscheinlich ist es überhaupt der größte Verdienst der Säuglingsforschung, ein Bild des Säuglings korrigiert zu haben, das die Psychoanalyse bis in die frühen siebziger Jahre mitbestimmt hat. Dieses Bild zeichnet den Säugling als ein reizinsensitives, undifferenziertes, passives Wesen, das bestenfalls reflexhaft und triebbeherrscht mit der Außenwelt in Kontakt tritt und dessen psychische Organisation so rudimentär entwickelt ist, daß man von einem fühlenden Individuum kaum sprechen kann. Dies führte zu einer starken Vernachlässigung dieses Lebensalters in Theorie und Behandlung und verstärkte möglicherweise auch eine Tendenz in der Psychoanalyse, die psychische Störungen vorrangig als Triebkonflikte ansieht. Die moderne Säuglingsforschung präsentiert uns demgegenüber ein Wesen, das perzeptiv, kognitiv und zwischenmenschlich über erstaunliche Fähigkeiten verfügt und das aktiv und differenziert auf seine Umwelt einwirkt und das keinesfalls sich und die Umwelt als verschmolzen und undifferenziert wahrnimmt. Die Reichhaltigkeit und die große Variationsbreite der frühen Interaktionen legen zugleich eine große Bedeutung dieser Zeitspanne für die gesamte psychische Entwicklung des Menschen nahe und machen eine ebenso große und verschiedenartige Verletzbarkeit in dieser Zeit wahrscheinlich.

3. Vorgehensweisen und grundlegende Anwendungsfragen der Säuglingsforschung

3.1. Methodisches Vorgehen der Säuglingsforschung

Ich möchte in diesem Kapitel zunächst die wichtigsten Forschungsmethoden skizzieren, die dazu dienen, den Säugling zu 'befragen' (Überblicke über die Forschungsmethoden finden sich z.B. in Keller & Meyer, 1982; in Rauh, 1987 und in Bakeman & Gottman, 1987) und dabei auf einige methodische Probleme hinweisen. Sodann werde ich einige grundsätzliche theoretische Fragen der Anwendung von Ergebnissen der empirischen Säuglingsforschung auf die Psychoanalyse und vice versa diskutieren.

a) Das Präferenzparadigma

Dieses Vorgehen wird vor allem bei der Erforschung der visuellen Wahrnehmung angewandt. Paarweise Reize werden entweder simultan oder eng nacheinander dargeboten und man mißt die Fixierungsdauer der beiden Reize. Gemeinhin wird davon ausgegangen, daß länger fixierte visuelle Stimuli anderen gegenüber präferiert werden. Auf diese Weise hat man z.B. die Sehschärfe und die Kontrastempfindlichkeit von Säuglingen untersucht. Die paarweisen Reize bestanden aus homogenen Flächen und Streifen- oder Schachbrettmustern, deren Musterung bei jeder Präsentation feiner wurde. Generell sahen die Säuglinge gemusterte Flächen länger an, als homogene. Wurden die Muster jedoch mit jedem Durchgang feiner, trat auf einer bestimmten Stufe kein Unterschied zu den ungemusterten in der Fixierungsdauer mehr auf. Zur Kontrolle wurden dabei noch Durchgänge mit gröberen Mustern eingestreut und überprüft, ob die Fixierungsdauer sich dadurch wieder verlängerte. Gab es bei den feiner werdenden Mustern keine unterschiedlichen Fixierungszeiten mehr, konnte geschlossen werden, daß man die Grenzen der visuellen Auflösung der Kinder erreicht hatte. In ähnlicher Weise konnten verschiedene Wahrnehmungsgrenzen erforscht werden.

Ein Problem dieses Paradigmas besteht jedoch darin, daß in unterschiedlichen Untersuchungen oft auf verschiedene Weise gemessen wird, teilweise wird die Länge des ersten Blicks gemessen oder aber die Gesamtdauer der Fixierungen in einem bestimmten Zeitraum, dadurch sind die Untersuchungen untereinander nicht immer vergleichbar.

Bei der Untersuchung von akustischen Reizen, werden z.B. evozierte Potentiale oder Orientierungsverhalten, wie Kopf- und Augendrehen zur Schallquelle als abhängige Variablen oder Maße ausgewertet. Andere Möglichkeiten für die Messung von Präferenzen sind Herzschlag, Hautleitfähigkeit, EMG, u.ä.

Auf diese Weise können neben der Fähigkeit des Säuglings verschiedene Reize zu unterscheiden, auch generelle Vorlieben gegenüber bestimmten Objekten erforscht

werden, z.B. bei der bildhaften Darstellung eines menschlichen Gesichtes und eines kreisförmigen Musters. Es besteht bei dieser Anordnung jedoch das Problem, daß das Wahrnehmen von Unterschieden sich nicht unbedingt in verschiedenen Präferenzen ausdrücken muß.

b) Das Habitueierungsparadigma

Hier nutzt man die Tatsache, daß ein bestimmter Reiz normalerweise nur eine gewisse Zeit das Interesse und die Aufmerksamkeit des Säuglings zu fesseln vermag, d.h. der Säugling 'habituiert'. Die Präsentation eines neuen Reizes bewirkt dann oft Dishabituation. Gemessen wird diese unterschiedliche Aufmerksamkeitsintensität im Falle von visuellen Reizen üblicherweise ebenfalls über die Fixierungsdauer. Für auditive Reize wurden des öfteren speziell präparierte Schnuller genutzt, an denen sich die Saugaktivität messen läßt (vgl. Hay, 1986). Dabei verfährt man z.B. so, daß dem Säugling ein solcher Schnuller angeboten wird, worauf sich abhängig von der Persönlichkeit des Kindes, seiner Stimmung und anderen Umständen eine bestimmte Saugaktivität einstellen wird. Als Baseline wählt man nun die abgeleitete Saugrate pro Zeiteinheit und präsentiert dann einen Ton, worauf reaktiv normalerweise die Saugrate ansteigt. Nach einer gewissen Zeit der Tondarbietung habituiert der Säugling und die Saugrate fällt. Steigt die Saugrate beim Einführen eines neuen Tones wieder an, geht man davon aus, daß der Säugling einen Unterschied wahrnehmen kann. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Interpretation natürlich nur zulässig ist, wenn die methodischen Voraussetzungen, wie die Existenz einer Kontrollgruppe, eine ausreichend große Säuglingspopulation usw. gegeben sind und statistisch signifikante Werte erzielt wurden. Auf diese Weise kann ähnlich dem Präferenzparadigma, die Fähigkeit der Reizdiskrimination überprüft werden.

c) Das Überraschungparadigma

Beim Überraschungparadigma will man wissen, ob der Säugling feststehende Erwartungen hat und Abweichungen davon bemerkt. Hierzu konfrontiert man ihn mit einem 'unmöglichem' Ereignis. Man zeigt etwa das Gesicht einer Frau, die hinter einer schalldichten Glasscheibe spricht, spielt aber den Ton ihrer Stimme so ein, daß er nicht aus dem Mund, sondern scheinbar von der Seite kommt. Schon im ersten Monat zeigen Säuglinge Reaktionen des Erstaunens und man kann daraus schließen, daß sie erwarten, daß beides, Mund und Ton, zusammengehört (nach Dornes, 1993, S. 36). Reaktionen des Erstaunens sind unter Berücksichtigung eines situativen Kontextes an äußeren Anzeichen wie, Änderung des Gesichtsausdrucks, Unruhe, Erregtheit und Pulsfrequenzänderungen ablesbar. Ein ähnliches Beispiel für dieses Paradigma ist die sogenannte 'still-face-procedure'. Hier wird die Mutter instruiert jegliches gestische und mimische Interaktionsverhalten 'einzufrieren', wenn sie ihrem Kind gegenübertritt. Schon drei Monate alte Säuglinge reagieren mit Erstaunen und mit wachsender ängstlicher Unruhe auf dieses ungewohnte mütterliche Verhalten (vgl. Lamb et al., 1987).

d) Videotechnik

Neue Möglichkeiten und Perspektiven der Säuglingsforschung eröffneten sich durch den Einsatz moderner Videotechnik (zu den erkenntnistheoretischen und methodischen Fragen dieser Technik, s. Thiel 1989), besonders Aufnahmen in extremer Zeitlupe und Split-Screen-Technik² erschließen neue Informationen. Mit dieser Methode kann über Einzelbildauswertung und mit präzisen Zeitmessungen auch quantitativ gearbeitet werden. Die Videotechnik eignet sich besonders zur Interaktionsforschung.

e) *Quantifizierende Interaktionsforschung*

Mittels der Videotechnik konnte sich ein ganz neuer Zweig in der Säuglingsforschung etablieren, die *quantifizierende Interaktionsforschung*. Dabei werden anhand bestimmter Beobachtungskriterien in quantitativer Weise Beobachtungsdaten erhoben, teilweise über präzise Einzelbildauswertung und mit Unterstützung von Geräusch-Spektrographen, mit dem sich genau das Heben und Senken der Stimme erfassen läßt. Auf diese Weise wurden bestimmte Eigenschaften der Mutter-Kind-Interaktion erstmals erkennbar: "Vor der Erfindung der Filmtechnik waren die Details der Bewegungen vom menschlichen Auge ebenso weit entfernt wie die Planeten vor der Erfindung des Teleskops" (Trevathan, 1977. Zit. nach Brazelton & Cramer, 1991, S. 119). Es fiel z.B. die fein abgestimmte Rhythmizität der Interaktionen zwischen Mutter und Kind auf, sowie die große Fähigkeit des Babys, die Gestik und das Mienenspiel der Mutter zu imitieren (Meltzoff und Moore, 1977).

Auch andere Eigenheiten der frühen Kommunikation wurden erst auf diese Weise erfaßbar, z.B. das subtile, leicht übersehbare Vermeiden von Blickkontakten. Solche Anzeichen einer gestörten Kommunikation können unter Umständen auf eine vorhandene oder sich abzeichnende Beziehungsstörung hinweisen. Ein Beispiel hierfür gibt Stern (Stern, 1971; nach Dornes, 1993, S. 66): Die Beobachtung der Interaktion einer Mutter mit ihren dreieinhalb Monate alten Zwillingen zeigte, daß sich zu einem der beiden Zwillinge ein befriedigendes, gegenseitiges Blickkontaktmuster eingespielt hatte, zum anderen jedoch nicht. Der zweite zeigte häufiges Kopfabwenden. Die Video-Mikroanalyse machte sichtbar, daß die Mutter auf dieses Vermeidungsverhalten versuchte mit subtilen mimischen und gestischen Mitteln, den Blickkontakt dennoch herzustellen, worauf sich das Vermeidungsverhalten des Kindes verstärkte. Es kam zu einer sich verschärfenden Interaktionsspirale. Interessanterweise erwies sich dieser Zwilling mit 15 Monaten als deutlich ängstlicher im Kontakt mit Fremden als sein Bruder. Möglicherweise besteht ein direkter Zusammenhang zwischen dem Verhalten des Blickkontaktvermeidens und der vermehrten Ängstlichkeit.

In der Beschreibung dieses letzten Beispiels deuten sich schon bestimmte Schwierigkeiten an, mit den die Interaktionsforschung zu kämpfen hat und mutatis mutandis die gesamte Säuglingsforschung: Zu Beginn der systematischen Erforschung frühkindlicher Interaktionen versuchte man sich strikt auf das beobachtbare Verhalten zu beschränken, ohne auf möglicherweise verborgene Motive und Bedeutungen zurückzugreifen. Hinde (1976) machte jedoch darauf aufmerksam, daß "wir daran denken müssen, daß objektive Verhaltensdaten irreführend sein können, wenn sie in

² Bei der Split-Screen-Technik können zwei Kamerabilder auf einem Monitor einander gegenüber gestellt werden.

keinem Bedeutungszusammenhang stehen. Der schnellste - und manchmal einzige - Weg, ihre Bedeutung zu erkennen, führt unter Umständen über die Introspektion" (zit. nach Brazelton & Cramer, 1991, S. 113). Dabei ist klar: "Objektive Daten sind für die Beschreibung und Mitteilung unerlässlich, immer aber besteht die Gefahr, daß sie die allen Beziehungen eigene Komplexität und Intersubjektivität ignorieren" (Brazelton & Cramer, 1991, S. 113).

3.2. **Metatheoretische Probleme beim Erkenntnis- und Modell-Transfer von der Säuglingsforschung auf die Psychoanalyse und vice versa**

Sowohl die Säuglingsforschung als auch die Psychoanalyse fußen auf der Beobachtung und entwickeln aus ihr Konzepte und Modelle.

Freud entwickelte aus klinischen Beobachtungen unter Einbeziehung maßgeblicher biologischer, physiologischer, medizinischer, physikalischer und philosophischer Ansätze seiner Zeit seine Metapsychologie. Als Ausgangsbasis bei der Formulierung seiner Metapsychologie diente Freud die klinische Praxis und nicht wie oft irrtümlich angenommen wird, wissenschaftliche Vorüberlegungen. Erst im zweiten Schritt versuchte er seine Vorstellungen mit den wissenschaftlich-philosophischen Ansätzen seiner Zeit zu verbinden und dadurch zu stärken (vgl. Grünbaum, 1988).

Freud hat aus Beobachtungen des Verhaltens und der intersubjektiven Überprüfung des Erlebens, unter Einbeziehung historisch-anamnestischer Überlegungen, auf die notwendige Existenz eines *Unbewußten* (Freud, 1912, 1915b) geschlossen. Er hat daraufhin in Anlehnung an existierende wissenschaftliche Modelle versucht ein Rahmenmodell zu konzipieren - die psychoanalytische Metapsychologie -, das sowohl den großen Einfluß des Unbewußten auf das Erleben, Denken und Verhalten würdigt, als auch die Gesetzmäßigkeiten beinhaltet, die für die Bildungsvorgänge des Psychischen aus einer somatischen Quelle gelten. Als Brückenglied zwischen der seelischen und der körperlichen Ebene fungierte das energetische Konzept des Triebes.

Aufbauend auf der so gewonnenen Erklärungsgrundlage, ließen sich aufgestellte Hypothesen zur Funktion und Aufrechterhaltung pathologischer Mechanismen und deren Behandlung erweitern und präzisieren.

Den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit leitet das psychoanalytische Theoriegebäude u.a. aus der Widerspruchsfreiheit zwischen den Ebenen und innerhalb der Ebenen ab und aus der empirischen Basis der klinischen Beobachtung.

Ich möchte hier nicht die gesamte wissenschaftstheoretische Problematik des psychoanalytischen Modells aufrollen (vgl. hierzu: Gill, 1984; Grünbaum, 1988; Habermas, 1968; Schöpf, 1982 und Thomä & Kächele, 1985.), doch schon anhand der bisherigen Überlegungen lassen sich einige Probleme der Anwendung von Erkenntnissen aus der Säuglingsforschung auf die Psychoanalyse präzisieren:

1. Die Psychoanalyse ist ein primär rekonstruierendes Verfahren. Aussagen über das Funktionieren und die Entwicklung des Psychischen werden im Gegensatz zur empirischen Säuglingsforschung, nicht auf der Grundlage von Daten, die durch Zählen und Messen gewonnen wurden, getroffen, sondern aus intersubjektiv in klinischen Situationen erhaltenen Informationen. Zudem gelangt man zu den

eigentlichen Aussagen erst unter Einbeziehung komplexer, metapsychologischer Annahmen.

Diese Darstellung ist insofern zu relativieren, da natürlich schon Freud unsystematisch Kinder beobachtete. Außerdem war er selbstverständlich über den damaligen Stand der empirischen Forschung im Bereich der Medizin und Psychologie informiert. Auch später gingen empirisch gewonnene, entwicklungspsychologische Daten in die Theorie der Psychoanalyse ein, z.B. durch namhafte Kinderanalytiker, wie Melanie Klein, Anna Freud, Dorothy Burlingham, Donald W. Winnicott und durch andere entwicklungspsychologisch engagierte Analytiker wie René Spitz, John Bowlby, Margret Mahler, Ernst Kris usw. Jedoch hatten die so gewonnenen Daten, gegenüber den klinischen, einen eher zweitrangigen Stellenwert für die Theorienbildung und dienten mehr dem Zweck, bereits bestehende Konzepte zu bestätigen und zu präzisieren.

2. Einen zentralen Platz in der psychoanalytischen Theorie nimmt das *Unbewußte* ein. Ein wichtiger Teil der psychoanalytischen Aussagen und Annahmen bezieht sich also auf einen primär unbeobachtbaren Bereich. Aber auch hier gibt es zumindest fließende Übergänge und Verbindungen zur Säuglingsforschung, die sich zwar in erster Linie mit beobachtbaren, zähl- oder meßbaren Vorgängen beschäftigt, jedoch auch um daraus Hypothesen bezogen auf Erlebnisweisen und interne kognitive Prozesse gewinnen zu können, die gleichfalls unbeobachtbar sind.

Zusammengefaßt liegen die Probleme also darin, daß Psychoanalyse und Säuglingsforschung keinen identischen Gegenstandsbereich haben. Hinzukommt, daß ihre Konzepte aus Daten verschiedener Beobachtungsfeldern gewonnen und in unterschiedlicher Weise daraus abgeleitet werden.

Die daraus resultierenden Folgen für eine Synergie zwischen Psychoanalyse und Säuglingsforschung, möchte ich anhand eines Beispiels darstellen. In diesem Beispiel sollen bestimmte Hypothesen zu Erlebnisweisen des Säuglings und zur Ätiologie von psychischen Erkrankungen bei Heinz Kohut und Melanie Klein Zweck verglichen werden.

Melanie Kleins theoretischer Entwurf basiert auf Freuds drittem triebtheoretischen Modell, dem Todestrieb-Eros-Dualismus, sowie auf Freuds anaklitischem Modell. Das anaklitische Modell nimmt an, daß Bindung und Liebe sekundär sind, d.h. aus der primären Notwendigkeit der Triebbefriedigung auf libidinöser Grundlage entstehen und sich in Anlehnung (Anlehnung griechisch = anaklitisch) an die oralen Triebbefriedigungserfahrungen mit der Mutter formieren. Dieses Modell impliziert: "Nicht der Verlust des Liebesobjekts als solcher ist schädlich, sondern die Tatsache, daß durch diesen Verlust die Möglichkeiten zur Abfuhr libidinöser und aggressiver Triebe entfallen" (Eagle, 1988, S. 11)³. Dies führt zu einer krankmachenden Überstimulierung durch Triebreize, bei gleichzeitiger Entwicklungsverzögerung der reizverarbeitenden Prozesse.

³ Ich werde auf diesen Ansatz unten nochmals näher eingehen.

Dieser Ansatz ist sehr konfliktorientiert, auch deshalb weil Melanie Klein an der Todestriebtheorie festhält und von einem angeborenem Übermaß an Aggressivität ausgeht. Für sie ist das Unbewußte quasi Schauplatz eines Krieges zwischen libidinösen und destruktiven Strebungen. Bei ungünstigem Entwicklungsverlauf können unbewußte Anteile von Trieberfahrungen in desintegrierten primitiv-sadistischen Objektbildern weiterleben und die natürliche Liebesfähigkeit und Realitätstüchtigkeit beeinträchtigen.

Ein kleinianisch orientierter Analytiker rechnet in der Übertragung mit dem Wiederaufleben früher primitiver, martialischer, sadistischer und 'kannibalischer' Anteile meist in Form stark symbolisierter, verschobener und *unbewußter Phantasien*. Die Stärke dieser pathologischen Momente läßt sich dabei nicht allein auf das Ausmaß der Gestörtheit der frühen Objektbeziehungen zurückführen, sondern auch auf eine ungünstige Kanalisierung natürlicher, destruktiver Strebungen (vgl. Klein, 1962, S. 144).

Kohut dagegen geht in seiner *'Selbstpsychologie'* vom *Motivationsprimat des Selbsterlebens* aus und nicht vom *Motivationsprimat der Triebe* (vgl. Thomä & Kächele, 1988, S. 139). Das heißt, den Menschen leitet in erster Linie der Wunsch, sich als zusammenhängendes, mit seinen Idealen und Zielen im Einklang stehendes Wesen zu erleben und nach befriedigender Spiegelung seiner Persönlichkeit in Kontakten und zwischenmenschlichen Beziehungen. Dies ist gleichzeitig eine Beschreibung der notwendigen Voraussetzungen in der Kindheit, damit die Persönlichkeitsbildung erfolgreich und befriedigend verlaufen kann.

'Der Säugling der Selbstpsychologie' präsentiert sich als ein grundsätzlich freundliches, an der Welt interessiertes und beziehungsuchendes Wesen, der 'kleinianische Säugling' als ein auch in 'ausreichend guter Umwelt' (Winnicott, 1983, S. 168) stark ambivalentes Wesen, das immer in größerem Umfang spaltet in ein gutes, gewährendes und gebendes Objekt und in ein böses, versagendes und haßbesetztes Objekt, wobei das Objekt normalerweise die Mutter oder deren Brust ist. Es sind nach Melanie Klein von vorneherein - nicht als Folgen von Umwelterfahrungen - destruktiv-sadistische Anteile in größerem Ausmaß vorhanden.

An bestimmten beobachtbaren Verhaltensweisen des Säuglings offenbaren sich die Konsequenzen solcher unterschiedlicher theoretischer Grundannahmen. Beebe und Lachmann (1988) beschreiben ein Beispiel einer entgleisenden Mutter-Kind-Interaktion (nach Simon, 1992), bei dem die Mutter einer vier Monate alten Tochter auf deren Versuche die Reizaufnahme durch Blickabwenden, Kopfdrehen, Rückzug in Schlaf und Entspannung usw. zu regulieren mit gesteigerten Aktivitäten und Stimulationsbestrebungen reagierte, um die Aufmerksamkeit des Kindes wiederzugewinnen. Es kam zu einem sich verschärfenden Kommunikationsmuster, daß man *'jagen und ausweichen'* nennen könnte. Solche Muster können sich unter Umständen schon bei einem Säugling fest etablieren und später auf andere Interaktionspartner generalisiert werden. Stellt man sich nun einen kleinianisch orientierten Forscher oder Therapeuten mit solchen Verhaltensweisen konfrontiert vor, so kann man sich sehr gut ausmalen, daß er darin seine entwicklungspsychologischen Annahmen bestätigt sieht, nämlich daß der Säugling in diesem Alter eigene aggressive

Impulse auf die Mutter projiziert und sich dann vor einer solcher Art negativ phantasierten und belasteten Mutter fürchtet und dieser ausweicht. Melanie Klein spricht dabei vom Abwehrmechanismus der '*projektiven Identifikation*', wie er typisch für den normalen Entwicklungsabschnitt der '*paranoid-schizoiden*' Position sei. Ein selbstpsychologisch orientierter Analytiker hingegen, dem solche Annahmen primärer Aggression fremd sind, würde sicherlich eher ein selbstbewahrendes Verhalten des Kindes gegenüber seiner eindringenden Mutter vermuten. Daran läßt sich sehr gut zeigen, daß auch Empirie nicht allein für Objektivität bürgen kann. Hier werden Probleme zirkulären Vorgehens offenbar: Theoretische Vorannahmen lenken die Gewinnung und Interpretation empirischer Daten und diese werden dann wieder als Belege für die theoretische Ausgangsbasis angesehen. Die Gefahr - auch bei experimentellen Untersuchungsdesigns - besteht darin, daß bestimmte psychoanalytische Vorannahmen unreflektiert auf den Arbeitsbereich der Säuglingsforschung übertragen werden und zu beliebigen Schlußfolgerungen führen. Die Theoreme der Psychoanalyse sind nicht einfach auf die empirische Säuglingsforschung anwendbar, das gleiche gilt auch umgekehrt für die Anwendung von Befunden aus der Säuglingsforschung auf die Psychoanalyse.

Um diese Gefahren zu vermeiden sind methodisch korrekte Vorgehensweisen nötig und eine eindeutige Trennung in der Darstellung der Ergebnisse von ihrer Interpretation. Die Prämissen der Interpretation müssen ausgesprochen werden und die Schlüsse aufgrund der Daten logisch nachvollziehbar sein. Da die Richtung in der die Ergebnisse interpretiert werden, sehr stark von den Prämissen der Forscher abhängen, ist einige Sorgfalt und Aufmerksamkeit bei ihrer Festlegung aufzuwenden, da es anderenfalls zu letztlich beliebigen Aussagen kommen kann.

Einen umfassenden Orientierungsrahmen a) für die Formulierung der Prämissen, b) dafür wie man gefundene Zusammenhänge begründet und c) für die Festlegung eines Gültigkeitsbereiches, über den man Aussagen machen möchte, kann bis zu einem Grad vielleicht die evolutionstheoretische und ethologische Perspektive bieten. Betrachtet man frühkindliche Verhalten und allgemein menschliches Verhalten - nicht isoliert, sondern als Teil eines evolutionsgeschichtlich vorgeprägten sozialen Systems (im Sinne eines Mikrosystems nach Bronfenbrenner, 1981, S. 38), welches zu einer bestimmten geographisch-gesellschaftlichen Umwelt gehört, so kann man sich fragen, welchen Sinn und Zweck bestimmte Verhaltensweisen in diesem System haben, wie sie sich auf das System auswirken und wie das System auf die beteiligten Individuen zurückwirkt. Zusätzlich muß noch berücksichtigt werden, welchen Stellenwert diese Faktoren für die Entwicklung der beteiligten Personen haben. Auf der Basis eines solch umfassenden Betrachtungsmodells wären vielleicht auch die empirischen Befunde der Säuglingsforschung und bestimmte psychoanalytische Modellvorstellungen optimal vergleichbar und in Beziehung zueinander zu setzen.

Am konsequentesten vertritt diese biologisch-ökopsychologisch-systemische Herangehensweise der Psychoanalytiker Louis W. Sander:

Forschung im Bereich der frühen Entwicklung erlebt zur Zeit einen Umschwung in der Betonung des klassischen experimentellen Vorgehens, welches darauf abzielt einzelne Variablen zu isolieren, die Quellen der Variabilität zu reduzieren und lineare, kausale Konzepte zu verfolgen; hin zum Studium gemeinsamer und interaktiver Effekte mehrerer Variablen, Mechanismen ihrer Integration und zur Formulierung nicht-linearer Zusammenhangs-Vorstellungen. Entwicklungsforschung selbst richtet sich aus einer holistischen, evolutionären und systemischen Sichtweise der Biologie heraus, mittlerweile stärker auf biologische Modelle und Methoden zur Erforschung lebender Prozesse (1989, S. 360. Übersetzt: D. K.).

Wendet man diesen Ansatz beispielhaft und stark vereinfacht auf die obige Beobachtungsvignette einer Mutter-Kind-Interaktion an, so lassen sich wechselseitige Regulationsprozesse, die Verhalten aufeinander abstimmen, Stimulation auf ein angemessenes Niveau führen und beidseitige Entwicklung fördern sollen, feststellen. Man bemerkt, daß das Flucht- und Vermeidungs-Verhalten des Kindes zwar eine Anpassung an die Mutter darstellt und umgekehrt, daß dieses Verhalten aber kaum eine Situation schafft, die besonders entwicklungsförderlich ist und dem 'Hineinwachsen' in die menschliche Umwelt dienlich ist. Die soziale, extradyadische Adaptation wird unzulänglich gefördert. Die Einbeziehung einer biologisch-evolutionären Perspektive macht die Annahme einer primären Aggression auf Seiten des Kindes als Ursache dieser Entgleisung eher unwahrscheinlich, da ein primärer Verhaltensantrieb, der das Zusammenleben des sozialen Wesens *Mensch* beeinträchtigt, evolutionstheoretisch gedacht, eher dysfunktional wäre. Somit ist es wahrscheinlicher, daß die Mutter - systemisch betrachtet - die dysfunktionalen Elemente in die Beziehung trägt und ihre Verhaltensmuster das Produkt von vorangegangenen eigenen Erfahrungen sind. Solche Muster sind bezogen, auf die ursprüngliche Entstehungssituation, meist sehr günstige Adaptationen, die den betreffenden situativen und personellen Konstellationen retrospektiv betrachtet, meist optimal gerecht wurden. Wenn diese prägenden, grundmusterartigen Konstellationen jedoch atypisch und problematisch bezogen auf das gesamte soziale System sind, kommt es bei der Übertragung der früh angelegten Erlebnis- und Verhaltensstrukturen auf andere, ähnliche Teilbereiche des sozialen Systems zu Fehladaptationen und kontraproduktiven Regulationserscheinungen.

Diese stark vereinfachte Interpretation der obigen Interaktionssequenz erhebt natürlich keinen Anspruch auf Gültigkeit, sondern soll nur exemplarisch zeigen, daß die systemische Perspektive bei der Inbeziehungsetzung von empirischen Daten und theoretischen Annahmen, möglicherweise vor Einseitigkeiten und reduktionistischen oder voreiligen Fehlschlüssen bewahren kann.

Sander (1989) vertritt dezidiert die Ansicht, daß erst die systemische Betrachtungsweise zu einer ausreichend komplexen Integration von Theorie und Empirie führen und zu einem umfassenden Verständnis der Realität beitragen kann. Möglicherweise werden so wirklichkeitsgerechte Modelle der psycho-sozialen Entwicklung erst formulierbar.

4. Neubewertung der Fähigkeiten des Säuglings aufgrund neuerer, entwicklungspsychologischer Forschungsergebnisse

In diesem Abschnitt möchte ich eine Auswahl von Experimenten der Säuglingsforschung beschreiben, die interessante und neue Erkenntnisse bzgl. der Fähigkeiten von Säuglingen erbrachten, und die für die Behandlung des Themas von Bedeutung erscheinen. Die angeführten Beispiele stellen nur einen sehr kleinen Teil der tatsächlich durchgeführten Untersuchungen, dar, weitere sind hinten, in die theoretische Diskussion eingewoben. Auf die Implikationen dieser Befunde für die Psychoanalyse werde ich hier nur am Rande eingehen, da diesem Thema das anschließende Kapitel gewidmet ist. Teilweise haben die hier referierten Studien keinen direkten argumentativen Bezug zu den hinten diskutierten Fragen, sondern sind Teil eines Versuchs eine Art Panorama der Säuglingskompetenzen darzustellen, daß auch impressionsartig das Bild des passiven, wahrnehmungsunfähigen und inkompetenten Säuglings korrigieren soll.

Zu Beginn dieses Abschnitts möchte ich anhand eines Zitates die Vorstellungen zum Entwicklungsstand des Säuglings illustrieren, wie sie in der Psychoanalyse und auch in anderen Disziplinen verbreitet war, bevor die moderne Säuglingsforschung zu einer tiefgreifenden Revision dieser Anschauung zwang.

Das angekündigte Beispiel habe ich dem sonst hervorragenden Buch 'Psychoanalytische Ich-Psychologie' von Sibylle Drews und Karen Brecht (1975, S. 278) entnommen⁴

Entwicklungsstand des Neugeborenen

Das Zentralnervensystem ist noch nicht voll ausgereift, am wenigsten die Hirnrinde (Kortex); die Sinnesorgane beginnen gerade, rudimentär funktionsfähig zu werden, sind aber mit so hohen Reizschwellen versehen, daß ein wie auch immer sich vorzustellender 'Wahrnehmungsapparat' des Neugeborenen von Außenreizen praktisch isoliert ist. ... Die erste für die lebensnotwendige Interaktion mit der Umwelt funktionsfähig zur Verfügung stehende Körperzone ist die orale; ihre Muskulatur, ihre motorischen und sensiblen Leitungsbahnen sind bei der zeitgerechten Geburt die einzigen, die für eine wenn auch reflektorische Tätigkeit hinreichend ausgereift sind. Und im Zusammenhang mit der Situation Hunger-Trinken-Befriedigung beginnen auch die ersten kognitiven (kortikalen) Orientierungen in der Welt. 'Dabei bildet die Begegnung der oralen Zone mit der Brust die Ausgangserfahrung, in welcher die mit Lust oder Unlust verknüpften und vom Kind durch das koenästhetische System wahrgenommenen Vorgänge mit komplexeren Wahrnehmungsdaten verschmelzen, die am Ursprung der primären Objekterfahrung stehen' (Fornari, 1963, S. 13 7).

⁴ Dieses Buch setzt sich sehr grundlegend und kritisch mit der logischen und inhaltlichen Konsistenz der psychoanalytischen Theorie, vor allem aber der psychoanalytischen Ich-Psychologie, auseinander.

Dieser Entwicklungsstand des Neugeborenen ändert sich nach diesen Anschauungen grundlegend erst im Alter von etwa sechs Monaten. Diesen Vorstellungen möchte ich nun experimentelle Belege der eindrucksvollen Kompetenzen des Säuglings gegenüberstellen. Welche Konsequenzen diese Befunde für psychoanalytische Vorstellungen haben, werde ich im nächsten Kapitel ausführlich erörtern.

4.1. **Haptisch-taktile Fähigkeiten**

Ich möchte diese Fähigkeiten hier nur anrißhaft schildern, ausführlichere Beschreibungen folgen weiter unten im Abschnitt zur kreuzmodalen Wahrnehmung.

Die Ergebnisse einer unveröffentlichten Studie von Allen et al. (1982; nach Rose & Ruff, 1987) legen nahe, daß das Saugen auch eine nützliche explorative Funktion hat. Sie verglichen das Saugverhalten von 3½ Monate alten Säuglingen an glatten und genoppten Schnullern und an glatten und genoppten Kunststoff-Zylindern. Die Schnuller und Zylinder waren so manipuliert, daß sie die Ableitung der Saugrate erlaubten. Diese wurde polygraphisch aufgezeichnet. "Trotz der höheren Saugrate an den glatten Schnullern, gaben die Säuglinge Hinweise, daß sie die Objekte ... unterschieden; sie begannen signifikant später zu saugen, wenn der vertraute Schnuller durch den unvertrauten ersetzt wurde" (Rose & Ruff, 1987, S. 344. Übersetzt: D. K.).

Die orale Exploration hat auch deshalb große Bedeutung, da Babys vor dem fünften bis sechsten Monat nicht in der Lage sind, einen Gegenstand gezielt zu manipulieren und zu erforschen. Haptisch-taktile Informationen scheinen vor diesem Zeitpunkt in erster Linie oral gewonnen zu werden, wie einige Untersuchungen nahelegen (vgl. Rose & Ruff, 1987). Das heißt natürlich nicht, daß die taktile Stimulation durch einfühlsames, zärtliches und liebkosendes Verhalten der Pflegepersonen keine wichtige entwicklungsfördernde und soziale Funktion hat (Anzieu, 1991). Obwohl dabei die Wahrnehmung nicht primär einer Objektexploration dient, haben Einzelbeobachtungen deutlich gemacht, wie feinfühlig der Säugling auf verschiedene Formen des Anfassens, Liebkosens und Streichelns zu reagieren vermag (vgl. Anzieu, 1991).

4.2. **Olfaktorische Fähigkeiten**

Schon am zweiten Tag erkennt das Neugeborene die mütterliche Brust am Geruch (Schaal, Montagner, Hertling, Bolzoni, & Quichen, 1980). Wird dieser Geruch systematisch, z.B. durch Eau de Cologne gestört, führt das zur Abweisung der mütterlichen Brust (Peto, 1936). Eine Untersuchung am *achten* Lebenstag des Säuglings erbrachte, daß Säuglinge gebrauchte mütterliche Stilleinlagen gegenüber ungebrauchten bevorzugten und eine Stilleinlage ihrer Mutter gegenüber denen anderer Mütter bevorzugten (MacFarlane, 1975). "80% der Säuglinge, denen man von links und rechts jeweils Stilleinlagen der eigenen und einer fremden Mutter anbietet, wenden den Kopf in die Richtung, aus der sie den Geruch der eigenen Mutter wahrnehmen können" (Brazelton & Cramer, 1991, S. 78).

4.3. Visuelle Fähigkeiten

Auch die visuellen Fähigkeiten der Säuglinge wurden lange Zeit unterschätzt. Wie sich experimentell mit Ultraschall-Untersuchungen zeigen ließ, wenden sich Kinder schon intrauterin einer mäßig intensiven Lichtquelle zu und von einer intensiven ab (Brazelton, 1981). Heute weiß man, daß Neugeborene extrem kurzsichtig sind und eine fixe Brennweite von 19 cm haben, daß es ihnen schwerfällt bewegte Objekte zu verfolgen und daß sie nur 13% des Sehvermögens eines Erwachsenen haben (Dayton et al., 1964).

Trotzdem haben schon Neugeborene eine differenzierte visuelle Wahrnehmung und visuelle Präferenzen, sie unterscheiden schwarz-weiße Kreise von schwarz-weißen Streifen, sehen gemusterte Tafeln länger an als einfarbige. Sie bevorzugen die kontrastreichen Teile und die Ecken und Kanten eines Objektes (vgl. Haith et al., 1977 und Haith, 1978).

Antell & Carons (1985) Untersuchungen lassen vermuten, daß bereits Neugeborene verschiedene zweidimensionale Anordnungen der selben Elemente unterscheiden und erkennen können.

Säuglinge wie auch Mütter scheinen in größerem Maße als gemeinhin angenommen zu Beginn der postnatalen Kommunikation von angeborenen Verhaltensschemata und Kompetenzen zu profitieren. Die visuellen Fähigkeiten des Kindes sind ein wichtiger Faktor, wenn es darum geht, mit der Mutter zu interagieren und eine Beziehung zu ihr aufzubauen. Schon das Neugeborene ist in der Lage - und zeigt eine große Bereitschaft dazu - der Mutter gezielt ins Gesicht zu blicken und durch Wenden des Kopfes den nicht-sprachlichen Dialog mit der Mutter zu unterstützen.

Früher war es üblich Neugeborenen direkt nach der Geburt eine Silbernitrat-Lösung in die Augen zu träufeln, was ein sofortiges Zuschwellen der Augenlider und damit eine temporäre Sehunfähigkeit bei den Babys bewirkte. Dieser Vorgang wird in den Krankenhäusern heutzutage oft etwas aufgeschoben. "In einem kontrollierten Experiment hat man festgestellt, daß ein Aufschub der Behandlung um dreißig Minuten es den jungen Eltern ermöglicht, mit ihren Babys im Kreißsaal visuell zu interagieren (Butterfield, Emde, Svejda & Neimann, 1982). Diese Eltern sind dreißig Tage später deutlich empfänglicher für optische und akustische Signale ihrer Babys als die Eltern der Kontrollgruppe, die unmittelbar nach der Entbindung keine Möglichkeit zur visuellen Interaktion gehabt hatten. Alle jungen Eltern haben ein großes Bedürfnis, nach der Geburt mit ihrem Neugeborenen visuell zu interagieren" (Brazelton & Cramer, 1991). Die visuelle Interaktion unmittelbar nach der Geburt gewinnt noch an Bedeutung, wenn man die große Wichtigkeit und Intensität bedenkt mit der sie von den jungen Eltern erlebt und berichtet wird. Robson und Moss (1970) gingen dieser Frage in einer Untersuchung von 54 erstgebärenden Müttern nach. Dabei wurde deutlich, welche große Rolle der erste Blickkontakt mit dem Baby und sein Lächeln für die Beziehung zwischen Mutter und Kind spielt. Sehr oft erwachte bei der Mutter erst mit diesem Blickkontakt ein starkes Gefühl der Zuneigung und Verbundenheit mit ihrem Kind, dem häufig noch ein gewisses Gefühl der Fremdheit vorausgegangen war. Außerdem scheint dadurch das Baby für die Mutter subjektiv zu einer Persönlichkeit zu werden.

4.4. **Auditive Fähigkeiten**

Schon intrauterin zeigen sich erstaunliche auditive und kognitive Fähigkeiten, dazu folgendes Experiment nach Dornes (1993, S. 41): "Eine Gruppe von Müttern liest ihren Kindern im Mutterleib eine bestimmte Geschichte öfter vor. Nach der Entbindung haben die Neugeborenen die Möglichkeit, über einen speziell konstruierten Schnuller und das Saugen daran eine Tonbandwiedergabe der Geschichte abzurufen. Sie haben dabei je nach Saugrhythmus, den sie verwenden, die Wahl die Geschichte von der Mutter vorgelesen, abzurufen oder aber von einer fremden Stimme. Sie bevorzugen signifikant die Lesung durch die Mutter. In einer Kontrollgruppe ohne intrauterines Vorlesen ist dies nicht der Fall. Ähnliche Experimente zeigen, daß eine Geschichte, die bereits intrauterin gehört wurde, einer neuen vorgezogen wird, wenn die Stimme gleich ist. Hier wird also der Text, nicht die Stimme erkannt (DeCaspar & Fifer, 1980; DeCaspar & Spence, 1986)."

Auch die nur postnatalen Fähigkeiten sind bemerkenswert. Schon in den ersten Stunden nach der Geburt bewegen Neugeborene überzufällig oft Kopf und Augen in die Richtung aus der ein Ton, Geräusch oder eine Stimme ertönt (vgl. Gibson, E. J. & Spelke, E., 1983). Dies ist in Alltagssituationen wahrscheinlich deshalb weniger gut zu beobachten, da die motorischen Fertigkeiten noch relativ gering entwickelt sind und die Bewegungsmuster deshalb meist nur schwach ausgeprägt sind. Unter anderem deshalb sind diese Befunde längere Zeit umstritten gewesen, gelten heute aber als gesichert (vgl. Muir & Field, 1979 und Mehler, 1985).

Bereits zu Beginn ihres Lebens zeigen Säuglinge auditive Präferenzen. Eisenberg (1976) konnte experimentell zeigen, daß sie Geräuschfrequenzen im Bereich von 500-900 Hertz bevorzugen, der Bereich in dem auch die menschliche Stimme liegt. Außerdem reagieren sie eher und häufiger in motorischer Weise auf eine weibliche Stimme als auf eine männliche.

4.5. **Kreuzmodale Wahrnehmung**

Piaget war der Ansicht, daß der Säugling von Geburt an über reflexartige Handlungsschemata verfügt, die das Horchen, Greifen, Schauen und Saugen betreffen und die das Wahrnehmen ermöglichen. Allerdings beständen diese Einzelleistungen zu Beginn des Lebens unverbunden nebeneinander, perzeptive Informationen wären nicht von einer Sinnesmodalität auf die andere übertragbar und könnten nicht als einem einheitlichen Wahrnehmungsobjekt zugehörig erlebt werden, sondern es würden sozusagen verschiedene Objekte wahrgenommen (Piaget, 1936, 1937). In der Psychoanalyse existieren ähnliche Konzepte, etwa das der 'Teilobjekte' und der 'Teilselbste'. Piaget unterteilt die erste Entwicklungsphase - die, der sensomotorischen Intelligenz (0 - 24 Monaten) - in sechs Subphasen bzw. Stufen. Erst in der zweiten Subphase (1-4 Monate), beginnt der Säugling Greiferfahrungen und Saugempfindungen nach Piaget als einem Objekt zugehörig zu erleben. Dies entspricht zwar nicht ganz einer kreuzmodalen Leistung, setzt aber wie diese, beim Auftreten die genannten

Fähigkeiten, den Beginn einer einheitlichen Objektwahrnehmung an. Die moderne Säuglingsforschung konnte in Untersuchungen zur kreuzmodalen Wahrnehmung zeigen, daß die Fähigkeit Greiferfahrungen und visuelle Informationen zueinander in Beziehung zu bringen, schon wesentlich früher anzusetzen ist, als von Piaget angenommen. Manche dieser Experimente waren so konzipiert, daß der Säugling nicht über Vorerfahrungen mit den verwendeten Objekten verfügte, so daß zumindest direktes Lernen am Objekt ausgeschlossen werden konnte. Nicht auszuschließen ist jedoch, daß der Säugling durch Erfahrungen mit verschiedenen Objekten grundlegende kreuzmodale Kompetenzen erworben hatte. Deshalb läßt sich nach den bisherigen Befunden die Frage, 'angeboren oder erworben' nicht definitiv entscheiden, es gilt aber, daß diese und andere kreuzmodale Kompetenzen so erstaunlich früh auftreten, daß man mit einer für die meisten Fragen vernachlässigbaren Unschärfe davon sprechen kann, daß diese Kompetenzen von Beginn des postnatalen Lebens an, vorhanden sind.

Nun zu den Befunden. Es wurden keine Hinweise, darauf gefunden, daß zu Beginn des Lebens Objekte als mehrere, sinnesabhängige Partial-Objekte wahrgenommen und erlebt werden, wohl aber gibt es Resultate, die nahelegen, daß die Informationen der verschiedenen Sinneskanäle zumindest getrennt gespeichert werden können. Diese These hat in jüngster Zeit relativ starke Unterstützung durch neurologisch-kognitivistisch orientierte Untersuchungen erfahren (vgl. Squire, 1986, sowie Tulving, 1991) und steht im Einklang mit der Annahme, daß Kinder in den ersten 18 Lebensmonaten über keine begrifflich-symbolische Repräsentanzen verfügen und keine Vorstellungsbilder evozieren können (siehe den Abschnitt über Gedächtnisleistungen in diesem Kapitel). Diese Form der begrifflich-symbolischen Repräsentierung setzt zu komplexen Einheiten fusionierte Teilinformationen voraus (s. Abschnitt 4.8), wie sie nach dieser These erst später möglich sind.

Die gegenteilige These lautet, daß die perzeptiven Informationen in Form charakteristischer, invarianter Eigenschaftsverbindungen organisiert werden, die ein bestimmtes Wahrnehmungsobjekt kennzeichnen und zwar unabhängig von dem Sinnesorgan mit dem sie wahrgenommen werden. Kreuzmodale Wahrnehmung hieße in diesem Fall, daß der Informationscode einer Sinnesmodalität nicht in den einer anderen übersetzt werden müßte, sondern daß die perzeptiven Informationen bestimmte Objekteigenschaften repräsentieren und zwar in einer vom Objekt abhängigen besonderen Kombination. Die Informationen weisen also unabhängig von ihrem Sinneskanal schon per se auf ein bestimmtes Objekt hin. Kreuzmodale Wahrnehmung bedeutet nach diesem Modell eine relativ komplexe und einheitliche Organisation von Wahrnehmung (vgl. Bower, 1974; Davenport, Rogers & Russell, 1975; Gibson, J. J., 1973, 1982 & Rose, Gottfried & Bridger, 1983). Auch dafür bieten verschiedene experimentelle Befunde einige Unterstützung. Diese Kontroverse ist beim augenblicklichen Kenntnisstand nicht entscheidbar.

Unabhängig, ob aufgrund der internen, informationsverarbeitenden Prozesse überhaupt ein Transfer im strengen Sinne notwendig ist, spricht man bzgl. der Übertragung von Informationen zwischen den Sinnesmodalitäten von *kreuzmodalem Transfer* (cross-modal transfer), wenn die Wahrnehmung auf mehreren Sinneskanälen nicht gleichzeitig

stattfindet. Die Fähigkeit *simultane* Sinneseindrücke verschiedener Sinneskanäle spontan einem Wahrnehmungsobjekt zuzuordnen, wird dagegen als *kreuzmodale Passung* (crossmodal matching) bezeichnet.

Die moderne Säuglingsforschung erbrachte auch zum Bereich der kreuzmodalen Wahrnehmung neue, überaus interessante Erkenntnisse (vgl. auch den Übersichtsartikel von Rose & Ruff, 1987).

a) Sehen und Fühlen:

Man gibt zwei Gruppen Säuglingen im Alter von einem Monat jeweils einen weichen, verformbaren Kunststoffzylinder in den Mund oder einen harten unverformbaren, aber ansonsten gleichaussehenden. Präsentiert man den Kindern später einen Film, in dem schwarzbehandschuhte Hände vor schwarzem Hintergrund einen Zylinder verformen oder Hände, die einen unverformbaren manipulieren, so schauen sie den jeweils von ihnen gefühlten Zylinder länger an (Gibson & Walker, 1984).

Mit zwei Monaten schauen Säuglinge, nachdem sie zuvor einen Ring oder eine Scheibe nur betasten konnten, ohne sie gleichzeitig zu sehen, den *nicht*-betasteten Gegenstand in einer nachfolgenden visuellen Präsentation länger an, als den betasteten, möglicherweise weil dieser noch einen größeren Neuheitswert hat. Auf jeden Fall scheint ein intermodaler Transfer in begrenztem Umfang schon möglich zu sein (Streri, Pecheux & Vurpillot, 1984).

Bei den Ergebnissen zur kreuzmodalen Wahrnehmung ist es auf den ersten Blick etwas verwirrend, daß einmal die verlängerte Aufmerksamkeit dem vertrauteren Objekt gilt, ein anderes Mal, dem das den größeren Neuheitswert aufweist. Woran das liegt, darüber gibt es nur Vermutungen. Es mag an der Dauer der Präsentation oder an der Art der aufgenommenen Information liegen oder am Ausmaß des Neuheitswertes bzw. der Vertrautheit der dargebotenen Objekte. Wichtig ist jedoch vor allem, daß in diesem Untersuchungsparadigma Wahrnehmen in einer Sinnesmodalität einen einheitlichen und signifikanten Einfluß auf die Wahrnehmung in einer anderen Sinnesmodalität hat.

Bushnell (1982) arbeitete mit einer optischen Täuschung. Mit einer komplizierten Anordnung von Spiegeln gelang es, ein Objekt an einem bestimmten Ort sichtbar werden zu lassen, während sich dort tatsächlich ein ganz anderes Objekt befand. Bushnell ließ 8-, 9½ und 11 Monate alte Babys nach diesem Objekt greifen (Trick-Durchgang), in einem anderen, veränderten Durchgang waren gezeigtes und tatsächliches Objekt identisch (realistischer Durchgang). Die erfaßten Werte waren die Dauer des Anfassens und Anschauens, wenn das Objekt ergriffen worden war. Außerdem mußten naive, erwachsene Beobachter später anhand von Videofilmen entscheiden, ob es sich um einen Trick-Durchgang oder um einen realistischen Durchgang gehandelt hatte. Die Filme enthielten keinen Blick auf das Objekt aus der Perspektive des Kindes, lediglich der Greifvorgang, das Halten des Objektes und die Mimik des Säuglings wurden gezeigt. Die Urteile der Erwachsenen erwiesen sich in signifikanter Weise als verläßlich für die Art des Durchgangs. Die Beobachter berichteten, sich in ihren Urteilen vom Auftreten von Überraschung und Verwirrung in der Mimik des Kindes und von der Art des Anfassens geleitet zu lassen haben. Auch die Zeitwerte des Anfassens und Anschauens bei den Kindern unterschieden sich in

signifikanter Weise abhängig von der Versuchsanordnung. Die Unterschiede traten jedoch erst auf, wenn die Kinder mindestens 9 Monate alt waren.

Die hier beschriebenen Experimente stellen natürlich nur eine sehr kleine Auswahl, der tatsächlich zu diesem Thema durchgeführten, dar.

b) Sehen und Hören:

Säuglinge können von Geburt an die Richtung, aus der eine menschliche Stimme kommt, orten und demonstrieren diese Fähigkeit, indem sie ihren Kopf in diese Richtung drehen. Diese Tatsache wurde schon näher bei der auditiven Wahrnehmung besprochen.

Zeigt man Säuglingen, die ca. vier Monate alt sind, zwei nebeneinander projizierte Filme auf denen Erwachsene sprechen, wobei einer der beiden Filme korrekt synchronisiert ist, der andere jedoch einen verzögerten Ton aufweist, bevorzugen die Säuglinge eindeutig korrekt synchronisierte Filme. Sie bemerken Verzögerungen ab vier Zehntel Sekunden (Dodd, 1979. Vgl. auch MacKain, 1983 und Spelke & Cortelyou, 1981).

In einem ähnlichen Experiment von Kuhl und Meltzoff (1982) wurden 32, ca. 5 Monate alten Säuglingen ebenfalls zwei nebeneinander projizierte Filme gezeigt. Beide Filme zeigten jeweils Frauengesichter, die synchron eine Sequenz von zehn Vokalen aussprachen, im einen Film waren das *a*'s wie in dem Wort 'pop` im anderen *i*'s, wie in 'peep`. Es wurde aber im Gegensatz zum zuvor geschilderten Experiment nur *eine* Tonspur präsentiert. Nur eine der Sprech-Mimiken entsprach damit also dem präsentierten Ton. 73,6% der Säuglinge sahen signifikant länger auf den korrekt vertonten Film.

Dieses Ergebnis konnte in einer vergleichbaren Studie von MacKain, Studdert-Kennedy, Spieker und Stern (1983) repliziert werden. Der einzige wesentliche Unterschied war, daß diesmal drei Paare zweisilbiger Worte eingespielt wurden, zu denen nur einer der beiden simultan gezeigten Filme die korrekten Sprechbewegungen enthielt.

Ebenfalls in einer Parallel-Projektion zeigten Walker-Andrews und Lennon (1985) Babys zwei Filme. In dem einen Film näherte sich ein PKW der Beobachterposition, im anderen entfernte er sich. Es wurde entweder ein lauter werdendes Fahrzeug-Geräusch oder ein leiser werdendes eingespielt, dadurch wies jeweils nur einer der beiden Filme eine korrekte Geräuschbegleitung auf. 5 Monate alte Kinder sahen, den Film mit dem korrekten Ton signifikant länger an, jedoch nur, wenn die Filme simultan gezeigt wurden. Wurde das Versuchs-Design geändert und die Filme direkt hintereinander gezeigt, trat kein unterschiedliches Aufmerksamkeitsverhalten mehr auf.

Eine etwas andere Fragestellung überprüfte Walker (1982). Sie zeigte 5- und 7-Monate alten Kindern parallel projizierte Filme, bei denen Menschen mimisch verschiedene Emotionen ausdrückten. In drei Telexperimenten wurden jeweils fröhlich-neutrale, fröhlich-traurige und fröhlich-wütende mimische Darstellungen einander gegenübergestellt. Der verbale Ausdruck auf der Tonspur des Films paßte jeweils nur zu einer der mimischen Darstellungen. Die Kleinkinder verbrachten mehr Gesamt-Zeit den

'passend` vertonten Film anzusehen als den 'unpassend` vertonten. Das läßt vermuten, daß die Kinder schon in diesem Alter die affektiven Übereinstimmungen in Mimik und Lautäußerung erkennen können.

Spelke (1979) fand heraus, daß Säuglinge einem Objekt mehr Aufmerksamkeit schenken, wenn es sich in Übereinstimmung zu einem rhythmischen Geräusch bewegt, als wenn es dies nicht tut. Spelke zeigte den Kindern zwei Filme, in denen sich jeweils Puppen mit konstanter Geschwindigkeit auf und nieder bewegten. Dazu wurde ein percussives Geräusch eingespielt, dessen Tempo nur mit einem der beiden Filme übereinstimmte. Der Film, in dem Bewegung und Ton synchron verliefen, wurde von den Babys deutlich bevorzugt.

c) Das kreuzmodale Äquivalenzphänomen:

"Es gibt Hinweise darauf, daß für das Neugeborene so etwas wie eine Äquivalenz hinsichtlich der Intensität der Reizeinwirkung in verschiedenen Sinnesmodalitäten besteht. Eine Stimulation mit Licht einer bestimmten Helligkeit wäre für das Neugeborene gewissermaßen dasselbe wie eine Stimulation durch einen Ton bestimmter Lautstärke (Lewkowicz & Turkewitz, 1980)" (Kaufmann-Hayoz, 1989, S. 414). Lewkowicz und Turkewitz präsentierten 3 Wochen alten(!) Säuglingen eine Lichtquelle mit weißem Licht einer bestimmten, konstanten Intensität. In der zweiten Hälfte der Darbietung wurde zusätzlich 'rosa Rauschen` als Geräusch eingemischt. Die Lautstärke bewegte sich im Bereich von 70-80 dB und wurde in sechs 2 dB-Schritten sukzessive erhöht oder erniedrigt. Das abgeleitete Maß war die über die Säuglinge gemittelte Herzschlagänderung. Als Wert wurde die Differenz der Herzschlagrate unmittelbar vor und nach einer Änderung der Lautstärke genommen. Es wurde der Betrag der Differenz herangezogen, unabhängig davon, ob es zu einer Herzschlagerhöhung oder Erniedrigung gekommen war. Gleichwohl überwog die Erhöhung. Die geringste gemittelte Herzschlagänderung fand bei einer Geräuschpegel-Schwelle von 74 dB statt, gleichgültig, ob der Lautstärke-Pegel dabei erhöht oder erniedrigt wurde. Interessanterweise hatte man zuvor Erwachsene gebeten, eine der sechs Lautstärken der Lichtintensität als äquivalent zuzuordnen. 74 dB wurden mit signifikanter überindividueller Übereinstimmung der Lichtintensität als entsprechend zugeordnet. Mit einer zweiten Erwachsenen- und Säuglingsgruppe wurde das gleiche Experiment bei einer höheren Lichtintensität durchgeführt. Diesmal wurde eine größere Lautstärke der Lichtquelle als äquivalent zugeordnet, wieder in signifikanter Übereinstimmung zwischen der Erwachsenen- und der Säuglingsgruppe.

d) Bewertung der Ergebnisse zur kreuzmodalen Wahrnehmung:

Das schon sehr früh kreuzmodale Wahrnehmungsfähigkeiten vorhanden sind, darf aufgrund einer erdrückenden Anzahl von experimentellen Belegen als gesichert gelten. Nicht diskutiert wurden hier die sehr großen Unterschiede zwischen den verschiedenen Formen der kreuzmodalen Wahrnehmung - visuell-haptisch und visuell-auditiv -, die darüberhinaus noch stark altersabhängig sind. Auch andere Faktoren der Darbietung sind oft für den Ausgang der Experimente entscheidend gewesen: Die Dauer der

einzelnen Darbietungen; die Geschwindigkeiten etwa bei den Bewegungen der Puppen; die Art der Darbietungen, z.B. spielt es bei den Versuchen zum Transfer von haptischer zu visueller Wahrnehmung eine große Rolle, ob die Objekte oral dargeboten oder in die Hände der Kinder gegeben wurden; die Art der Objekte usw.

Inwieweit kreuzmodale Kompetenzen auf vorausgegangene Lernerfahrungen angewiesen sind, läßt sich nach den bisherigen Befunden nicht eindeutig sagen. Es besteht jedoch eine deutliche Altersabhängigkeit. Andererseits erscheint es zumindest bei einem Teil der Experimente unwahrscheinlich, daß der Transfer auf der Basis von Vorerfahrungen geleistet wurde, z.B. bei dem oben beschriebenen Experiment von Gibson & Walker (1984). Sie hatten Säuglingen unsichtbar verschiedenartige Kunststoff-Zylinder oral dargeboten. Die Kinder hatten vorher keine Gelegenheit diese Gegenstände haptisch oder visuell zu explorieren und konnten so auch keine amodalen Invarianten im Sinne J. J. Gibsons (1973, 1982) extrahieren. Dies legt nahe, daß zumindest einzelne Formen der kreuzmodalen Fähigkeiten keine oder nur sehr wenig bimodale Vorerfahrungen benötigen (vgl. Rose & Ruff, 1987, S. 341). "Otherwise, the studies have little bearing on the issue of whether the systems are initially undifferentiated or not. No study has adequately addressed the issue of whether the systems are initially separated or unified, and none have sought to link developments in coordination, such as eye-hand coordination, with developments in crossmodal abilities" (Rose & Ruff, 1987, S. 343).

Für Martin Dornes (1993, S. 47) zeugen die Befunde zur kreuzmodalen Wahrnehmung dafür, daß die psychoanalytischen Hypothesen, die von anfänglich getrennten guten und schlechten Selbst- und Objektrepräsentanzen - wie sie Kernberg als charakteristisch für die Borderline-Persönlichkeitsstörung ansieht - nicht zutreffen, sondern daß sie ganzheitlich repräsentiert werden. Ich halte die These jeweils getrennter guter und schlechter Selbst- und Objektbilder zwar auch nicht für richtig, sehe aber im Gegensatz zu Dornes in diesem speziellen Fall nicht, daß die Befunde zur kreuzmodalen Wahrnehmung, sich zu ihrer Falsifikation eignen. Kernberg geht meinem Verständnis nach, ebenfalls nicht von einer getrennten Repräsentierung und Wahrnehmung dieser Anteile im wörtlichen Sinne aus, was Dornes denn auch weiter hinten, auf Seite 98 in seinem Buch, einräumt. Ich werde im Abschnitt zur Objektbeziehungstheorie auf dieses Problem noch einmal näher eingehen.

Dagegen erscheint mir Lichtenbergs Überlegung zur kreuzmodalen Wahrnehmung einleuchtend (1989, S. 86), nämlich daß diese Fähigkeiten es dem Kind erleichtern, aus koinzidenten Wahrnehmungen in verschiedenen Sinnen ganzheitliche Objektvorstellungen zu synthetisieren und später in Form von Objektrepräsentanzen zu verinnerlichen. Lichtenberg vermutet als Vorstufe zu ganzheitlicher Objektwahrnehmung und der damit verbundenen ganzheitlichen Objektrepräsentation jedoch nicht eine Form der fragmentierten Objektwahrnehmung, sondern eine gänzlich andere Art der Wahrnehmung, die unten näher zu beschreiben sein wird.

Für mich sind diese Ergebnisse darüberhinaus vor allem ein Beleg für die sehr differenzierten Wahrnehmungsfähigkeiten und das Vermögen das Wahrgenommene

komplex zu organisieren. Die Kinder können schon sehr früh einzelne Sinnesdaten zueinander in Beziehung setzen, wie z.B. die Fähigkeit, zeitlich korrekt synchronisierte Filme, zu identifizieren, deutlich macht. Das zeigt, daß sie keineswegs im ersten halben Lebensjahr rein passiv einem ungeordneten Reizinput ausgesetzt sind, wie das z.B. René Spitz vermutete. Gleichzeitig wurden auch die Unterschiede zum Erwachsenen deutlich. Wie der Säugling aufgrund der eingeschränkten und anderen Wahrnehmungs- und Verarbeitungsweisen die Welt tatsächlich erlebt, kann nur erahnt werden.

4.6. Lernfähigkeiten

Ich möchte diesen Punkt im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht ausführlich behandeln, sondern nur an einem kurzen Beispiel die beeindruckenden Lernfähigkeiten Neugeborener aufzeigen, die zugleich den Einfluß konditionierender Erfahrungen im Sinne der Lerntheorie vom ersten Lebenstag an demonstrieren.

Ernest Siqueland und Lewis Lipsitt (1966) belohnten Säuglingen am ersten Tag nach der Geburt mit Zuckerwasser, wenn es ihnen gelang den Kopf seitwärts zu drehen. Dies gelang 83% der Kinder. In einem nachfolgenden Durchgang brachte man den 'erfolgreichen' Kindern bei, auf Erklingen einer Glocke den Kopf nach links, auf Ertönen eines Summers den Kopf nach rechts zu drehen, indem man das 'richtige' Verhalten wiederum mit Zuckerwasser belohnte. In einem letzten Durchgang wurde ein kompletter Seitenwechsel vollzogen, die Bedeutung der Glocke und des Summers wurde vertauscht und die Kopfdrehung wurde nur belohnt, wenn sie jeweils in die entgegengesetzte Seite erfolgte, wie beim vorangegangenen Durchgang. Die Säuglinge mußten vollständig umlernen, nach ca. 30 Minuten hatten alle Säuglinge diese schwierige Aufgabe gelöst.

4.7. Interaktionelle und soziale Fähigkeiten

Man geht inzwischen in der humanethologischen Forschung ziemlich einhellig davon aus, daß bestimmte Verhaltensmuster, die soziale und zwischenmenschliche Beziehungen ermöglichen, angeboren sind. Der sich auf angeborenen Mustern aufbauende, frühe Dialog entwickelt und differenziert sich sehr schnell. Schon zu Beginn des Mutter-Kind-Kontaktes trachten beide Partner "vom anderen Augenkontakt, Vokalisation und Lächeln zu erhalten. Die gegenseitige Beeinflussung und das feine Zusammenspiel solcher Signale zwischen den Partnern, sowie ein grundsätzlich gleicher Gebrauch rund um die Welt zeigt der Kulturenvergleich (Eibl-Eibesfeldt, 1984)" (Schleidt, 1989, S. 26).

Es scheint kulturinvariante Verhaltensweisen Erwachsener gegenüber Säuglingen zu geben, die für alle Erwachsenen, auch für die Nicht-Pflege-Personen, gelten: "Ein besonderes Verhalten gegenüber Säuglingen ist das schnelle Brauenheben mit Lächeln, der 'Augengruß' (Eibl-Eibesfeldt, 1967), ein universell sehr konstantes Bewegungsmuster" (Grammer, Schiefenhövel, Schleidt, Lorenz, B. & Eibl-Eibesfeldt, 1988). Ein anderer bemerkenswerter Umstand menschlichen Verhaltens, ist das normalerweise geringe Ausmaß aggressiven Verhaltens Erwachsener gegenüber

Säuglingen und eine gewisse natürliche Bereitschaft sich ihnen gegenüber fürsorglich zu verhalten. Dies gilt praktisch für alle Säugetiere und wird nach Lorenz auf der Basis 'angeborener Auslösemechanismen` (Lorenz, 1935) durch das sogenannte 'Kindchen-Schema`, d.h. großer Kopf und kleiner, rundlicher Körper, initiiert (vgl. Hückstedt, 1965 und Lorenz, 1943).

Das Kind ist sehr früh in der Lage einen Menschen als die zugehörige Beziehungsperson zu identifizieren, Kontakt mit dieser Person durch Lächeln, Artikulationen und Hinwendung zum Gesicht positiv zu bestätigen und auf Trennung mit Schreien zu reagieren und dadurch die Beziehungsperson zu korrigierendem Handeln anzuregen.

Die weitere Entwicklung sozialer Fähigkeiten auf Grundlage dieser zweiseitigen Vorprägungen verläuft in einer dramatischen Geschwindigkeit. Bereits in den ersten Monaten erwerben Kinder rudimentäre Kenntnisse über andere Menschen, wodurch sich ihre sozialen Fähigkeiten beträchtlich erweitern:

Moore (1975) fand heraus, daß schon Neugeborene Mundbewegungen imitieren, wenn sie ihnen vorgemacht werden, z.B. Mundöffnen und Zunge herausstrecken.

Von Geburt an schauen Säuglinge lieber menschliche Gesichter als andere Objekte an (Sherrod, 1981).

Condon und Sander (1974 und Condon, 1975, 1977) fanden, daß bereits nach wenigen Tagen Neugeborene die menschliche Sprache (im Falle dieser Untersuchung Englisch und Chinesisch) mit synchronen Körperbewegungen begleiten. Leider konnten diese Ergebnisse nicht immer repliziert werden (vgl. Dowd & Tronick, 1983).

Carpenter (1974) konnte in einer Untersuchung zeigen, daß Säuglinge bereits in der zweiten Lebenswoche das Gesicht der Mutter oder des Vaters von den Gesichtern fremder Personen unterscheiden können.

Evolutionstheoretisch interpretiert, ist somit das Baby bei seiner Geburt nicht nur für sein physisches Überleben (Nahrungsaufnahme usw.) vorsorglich ausgestattet, sondern auch für frühe soziale Interaktion (Rauh, 1987, S. 151).

Säuglinge erkennen einfache Zusammenhänge zwischen Gesichtsausdrücken und Sprechweisen, z.B. freundlicher Gesichtsausdruck und freundliche Stimme versus ärgerlicher Gesichtsausdruck und ärgerliche Stimme (Brazelton, Koslowski & Main 1974 und Kuhl & Meltzoff, 1982).

Mit ca. fünf Wochen unterscheiden sich Interaktionen mit vertrauten Menschen, von denen mit Fremden.

Mit drei bis vier Monaten beginnen Babys unterschiedlich auf Erwachsene und Kinder zu reagieren und mit sechs bis acht Monaten beginnt auch das Alter und Geschlecht anderer Menschen einen unterschiedlichen Einfluß auszuüben (Lewis & Brooks, 1974).

Mit sechs bis acht Monaten reagieren sie auf das Erscheinen eines Liliputaners mit Erstaunen, ihnen scheint die unübliche Gesichts-Größe-Kombination aufzufallen (Brooks & Lewis, 1976b).

Mit sieben Monaten zeigen sie anhand unterschiedlicher Reaktionen, daß sie etliche verschiedene emotionale Gesichtsausdrücke unterscheiden können (Caron, Caron & Meyers, 1982).

Auch andere Fähigkeiten, z.B. die, bestimmte akustische Reize unterscheiden zu können, scheinen geradezu prädestiniert zu sein, für soziale Aufgaben. Mit drei Monaten können Kinder englischsprachiger Eltern, bestimmte klanglich ähnliche Laute, die sozial bedeutsam sind, zuverlässig unterscheiden, z.B. 'pa` und 'ba` (Beachte: 'pa` entspricht dem deutschen 'Papa`) (Eimas, Siqueland, Jusczyk & Vigoroto, 1971). Da Kinder, die in einer nicht-englisch-sprachigen Familie aufwachsen, zu dieser *subtilen* Unterscheidung nicht in der Lage sind, scheint diese Fähigkeit eine Folge sozialer Erfahrungen zu sein (Streeter, 1975). Diese erstaunliche Tatsache läßt vermuten, daß die Evolution eine biologische Ausstattung hervorgebracht hat, die das frühe Erlernen, dieser für den Menschen so charakteristischen sprachlichen Fähigkeiten, begünstigt.

Komplexe soziale Fähigkeiten, die soziale Rollenübernahme voraussetzen, treten erst deutlich später auf. Mit ca. 18 Monaten sind solche Verhaltensweisen in größerem Umfange erstmalig beobachtbar. Lichtenberg nimmt an, daß erst in diesem Alter symbolische Gedächtnisrepräsentationen möglich werden, so daß Kinder in die Lage versetzt werden, mit inneren Objektbildern probezuhandeln. Dadurch werden die Kinder befähigt, sich in die Situation von anderen zu versetzen und sich mit ihnen zu identifizieren. Zuvor zeigt sich eine natürliche Tendenz zu sozialem Verhalten und Reziprozität eher in rein imitierenden Handlungen, z.B., wenn beim Füttern das Kind der Mutter ebenfalls etwas in den Mund steckt, meist seine Finger (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 112).

Um die relativ abstrakte und etwas abgehobene Darstellungsweise dieser Arbeit einmal zu durchbrechen, möchte ich an dieser Stelle die Möglichkeit wahrnehmen, anhand eines Beobachtungsbeispiels mehr impressionsartig die feine, wechselseitige soziale Regulation zwischen Mutter und Kind in einer anschaulicheren und direkteren Form zu präsentieren. Bei dem Beispiel von Brazelton et al. (1975, S. 141 ff.) handelt sich um eine Interaktionssequenz eines 60 Tage alten Säuglings mit seiner Mutter. Es ist dem Buch 'Der kompetente Säugling` von Martin Dornes (1993, S. 62 f.) entnommen.

Der Säugling schaut zur Seite, von der die Mutter hereinkommen wird. Er liegt völlig ruhig in seiner Kinderwippe, mit ernstem Gesicht, herunterhängenden Backen, halb geöffnetem Mund, nach unten gezogenen Mundwinkeln, aber in seinen Augen liegt ein erwartungsvoller Blick. Sein Gesicht und seine Hände weisen in dieselbe Richtung. Als seine Mutter hereinkommt, mit hoher, sanfter Stimme 'Hallo` sagt und sich ihm dabei nähert, folgt er ihr mit Kopf und Augen. Er wirkt jetzt entspannt, und Gesicht und Augen öffnen sich zu einer richtigen Begrüßung, die in ein Lächeln einmündet. Sein Mund wird breit und sein ganzer Körper orientiert sich in ihrer Richtung. Er entspannt sich, bewegt zweimal die Zunge zwischen den Lippen, sein Lächeln erlischt, und er schaut kurz nach unten, während sie mit zunehmend auffordernder Stimme spricht. Während dessen bleibt sein Gesicht und seine Stimme still, aber sein ganzer Körper ist ihr zugewandt. Er schaut nach unten und sie beginnt seine Hüften und Beine zart und fürsorglich zu bewegen. Er schaut mit einem breiten Lächeln wieder hoch, die Augen werden schmal, eine Hand führt er grunzend und vokalisierend zum Mund und dann fängt er an, mit Armen und Beinen in ihre

Richtung zu fuchteln. Während seine Aktivität zunimmt, wird ihr Lächeln breiter, sie fängt an, mit lauter und mit höherer Stimme zu sprechen; dabei akzentuiert sie seine Vokalisierungen mit ihren eigenen und seine Aktivität damit, daß sie seine Beine bewegt. Sein Lächeln, seine Vokalisierungen und seine fuchtelnden Arm- und Beinbewegungen kommen und gehen in einem Zwei-Sekunden-Rhythmus. So entstehen kleine Aufmerksamkeits- und Bewegungszyklen, die auf sie gerichtet sind. Sie hält seine Hüften mit ihren Händen, als wolle sie seine Erregung vor dem Überschäumen bewahren. Mit Stimme, Gesicht und Händen moduliert und akzentuiert sie sein Verhalten. Er schaut wieder nach unten, mit ernüchterndem Blick, und zieht eine Schnute (nach 40 Sekunden). Sie schaut auf seine Füße, dann in sein Gesicht, und auch er schaut sie wieder an. Sie läßt seine Beine los, und er zieht sie wieder an seinen Körper. Er bricht dreimal in breites Lächeln und staccato-ähnliche Vokalisierungen aus. Jedesmal 'öffnet' sich sein Gesicht ganz weit, und seine Beine und Arme strecken sich zu ihr. Sie scheint von seinen Ausbrüchen gefesselt, ihr Lächeln wird breiter und ihre Stimme heller. Nach jedem Ausbruch wird sein Gesicht, seine Glieder ruhig, und sie beruhigt sich ebenso wie er. Nach 70 Sekunden wird er ganz ruhig und schaut mit dunklem ernstem Gesicht auf seine Füße. Sie wird sehr still, ihr Gesicht ernst, ihre Stimme langsamer und tiefer. Ihr Mund ist nach unten gezogen und spiegelt seinen ernsthaften Gesichtsausdruck wider. Nach 3 Sekunden hellt sich sein Gesicht wieder auf, er lächelt breit und macht Zungenbewegungen. Dieses Mal ist er etwas zurückgezogener, die Bewegung seiner Extremitäten und seine Aufregung ist gedämpfter. Sie reagiert sofort, schüttelt auffordernd den Kopf, lächelt sanft, und ihre Stimme wird kräftiger. Er produziert zwei weitere Staccato-Vokalisierungen mit Lächeln und ruckartigen, fuchtelnden Beinbewegungen in ihrer Richtung. Sie umfaßt seine Hüften, aber diesmal folgt ihre stimmliche Erregung nicht seiner körperlichen. 6 Sekunden später schaut sie nach unten und hält seine Arme mit ihren Händen, als wolle sie seine Aufregung unter Kontrolle halten. 10 Sekunden später folgt er ihrem Blick, seine Bewegungen beruhigen sich, und sein Gesicht wird ernsthaft. Jetzt nach insgesamt 90 Sekunden, ist sie ebenfalls ernsthaft. Er niest, sie antwortet mit einem 'Gesundheit' und nickt ihm mit aufgehelltem Gesicht zu. Sie fängt an, auf ihn einzureden, während er ernsthaft ihr Gesicht studiert. Schließlich lächelt er, sie wirft den Kopf nach hinten und lächelt breit und aufgeregt. Danach beruhigen sich beide. Er schaut sie jetzt ernsthaft und ruhig an. Sie spricht ernst mit ihm und hält seine Pobacken und seine Beine zwischen ihren Händen. Nach längeren Intervallen lächelt er sie ziemlich kurz und tastend, aber durchaus aufmunternd an. Nach jedem Lächeln wird sein Gesicht wieder ernsthaft und sein Körper völlig bewegungslos. Sie reagiert lächelnd auf sein Lächeln, verändert aber ihren Tonfall nicht und spricht wieder ruhig. Nach 135 Sekunden schaut er auf seine Füße, lächelt länger, und seine Zunge wird zwischen den Lippen sichtbar. Auch seine Beine rudern auf sie zu. Sie schaut mit ihm zusammen nach unten und fängt an, seine Beine (mit ihren Händen) mitzubewegen. Während er sie anlächelt, schaut sie hoch, ihr Gesicht hellt sich auf, sie bewegt seine Beine schneller, und ihre Stimme wird lauter. 5 Sekunden später läßt sein Lächeln nach, und er schaut wieder weg. Danach beginnt eine weitere Runde mit beidseitigen ernsten Blicken, die mit kurzen Lächelepisoden abwechseln. Sie folgt jetzt seinen Hinweisen, 'pumpt' mit seinen Beinen, lächelt und vokalisiert mehr und steuert auf einen endgültigen Höhepunkt zu. Beide lächeln breit, ihre Stimme wird höher, ihre Hände an seinen Beinen aktiver. Er beruhigt sich als erster und schaut ernst nach unten. Ihr breites Lächeln verschwindet, sie läßt seine Beine los und macht Anstalten wegzugehen. In diesem Augenblick schaut er sie flehentlich an, seine Mundwinkel sinken nach unten, die Augenbrauen ziehen sich zu einem Bogen, Arme und Beine beruhigen sich, und er folgt ihr mit Kopf und Augen, während sie sich entfernt.

Martin Dornes bemerkt zu dieser Interaktionssequenz, daß sie sich nicht sehr symbiotisch anhöre. Obwohl dies natürlich ein subjektives Urteil zu einer ebenfalls subjektiven Beobachtungsszene ist, kann man sich diesem Eindruck beim Lesen nur schwer verschließen. In dieser Szene wird der aktive Anteil, den der Säugling an diesem

spielerischen Dialog hat, deutlich, er reagiert in differenzierter Weise auf die Angebote der Mutter und macht ebenfalls Verhaltensangebote, was seine soziale Kompetenz unterstreicht.

4.8. Gedächtnisleistungen

Da in dieser Arbeit die These vertreten wird, daß schon die allerfrühesten Erfahrungen prägenden Einfluß auf die Entwicklung von Erwartungen, Motivationen, Verhaltensmustern, Emotionen und Erlebnisbereitschaften haben, geht es auch darum, zu zeigen, wie man sich eine Speicherung dieser frühen Erfahrungen vorstellen könnte, was ich in diesem Abschnitt skizzenhaft tun möchte. Dabei werden jedoch viele Fragen offenbleiben müssen, da ihre umfassende Diskussion den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Zudem erlaubt der aktuelle Stand der Forschung oft keine gesicherten und eindeutigen Aussagen. Verschiedene Tatbestände lassen sich bisher nur vage und spekulativ beschreiben, stehen aber oft im Einklang mit anderen Überlegungen und Erkenntnissen aus der Säuglingsforschung. Ich möchte hier vor allem auf die Annahmen des Säuglingsforschers und Psychoanalytikers Joseph D. Lichtenberg zur Gedächtnisrepräsentation eingehen, da sie weitreichende Implikationen für den Fortgang der Arbeit haben.

Frühere Vorstellungen zu den Gedächtnisleistungen des Säuglings gingen oft davon aus, daß im ersten halben Lebensjahr noch von keiner funktionierenden Gedächtnisspeicherung gesprochen werden könne, da die neurologische Entwicklung, d.h. vor allem die geringe Myelinisierung, dies nicht gestatte. Diese Ansicht ist mittlerweile widerlegt. Weiter oben, in einem Abschnitt zur auditiven Wahrnehmung, wurde bereits ein Experiment beschrieben, das auf raffinierte Weise den Nachweis erbracht hat, daß schon intrauterin, bestimmte Erfahrungen gespeichert werden. So deuten alle Anzeichen darauf hin, daß der Säugling eine von der Mutter in der Schwangerschaft mehrfach laut gelesene Geschichte gegenüber anderen, postnatal bevorzugt und diese vermutlich an Sprachmelodie und Rhythmus wiedererkennt (DeCaspar & Fifer, 1980; DeCaspar & Spence, 1986). Auch die rein postnatalen Gedächtnisleistungen sind erstaunlich und teilweise schon unmittelbar nach der Geburt feststellbar.

Ein weiteres Experiment, durchgeführt von Rovee-Collier et al. (1980), sollte klären, wie lange das Wiedererkennungsgedächtnis in einem bestimmten Alter anhält und wie es verlängert werden kann. Über den Bettchen von 3 Monate alten Säuglingen befestigte man Mobiles, die durch eine Schnur mit den Füßen der Kinder verbunden waren. Sie erlernten schnell die Strampeltechnik um die Mobiles in Bewegung zu setzen und zeigten offensichtliche Begeisterung über ihre Fähigkeiten. Legte man die Kinder bis zu acht Tage später wieder in die Bettchen mit den Mobiles, fingen sie schnell an zu strampeln, obwohl es diesmal keine Schnur gab, mit der sie die Mobiles in Bewegung setzen konnten. Die Zeitspanne von 8 Tagen, innerhalb derer sich die Babys an die erlernte Strampeltechnik erinnerten, konnte bis auf einige Wochen verlängert werden, wenn man als Hinweisreiz, die Mobiles von Hand in Bewegung setzte, nachdem die Babys in die Bettchen gelegt worden waren.

Fagan (1974) demonstrierte in einem erstaunlichen Experiment, daß Säuglinge mit 5 Monaten Porträtphotos, die sie nur einmal kurz gesehen hatten, noch nach 2 Wochen

wiedererkannten. *Dieser Befund zeigt auch, daß Kinder nicht, wie manchmal irrtümlich behauptet wird, im präsymbolischen Alter kein bildhaftes Gedächtnis haben.*

Eine weitere Untersuchung soll uns nun zu der Frage führen, wie man sich die Speicherung früher Erfahrungen vorstellen könnte. Nachman und Stern führten (1984) ein Experiment durch, das den Einfluß von Emotionen auf die Gedächtnisspeicherung klären sollte. 7 Monate alten Säuglingen wurden Handpuppen präsentiert: Ein Stoff-Frosch oder ein Stoff-Hase. Keiner der Säuglinge reagierte mit einem Lächeln, erst als ein 'Guck-da-da-Spiel' entweder mit dem Hasen oder dem Frosch gespielt wurde, lächelten die Kinder. Einer Kontrollgruppe wurde eine weniger lebhaftere und weniger aufregende Variante des Spiels vorgeführt, auf welches die Kinder nicht mit Lächeln antworteten. Als man eine Woche später den Säuglingen die Figuren erneut zeigte, reagierten die Säuglinge, die die erregende Szene gesehen hatten, auf die nunmehr *bewegungslosen* Figuren wieder mit einem Lächeln und betrachteten die Figur länger, mit der gespielt worden war. Die Säuglinge der Kontrollgruppe, die nicht gelächelt hatten, taten dies auch jetzt *nicht* und betrachteten die Puppe länger, mit der nicht gespielt worden war. Lichtenberg stellt angesichts eines fast identischen Vor-Experiments die naheliegende Frage (1991a, S. 72), ob die Säuglinge bei der zweiten Präsentation der Puppe lächelten, weil sie sich an ihr eigenes Lächeln eine Woche zuvor erinnerten oder weil sie eine lustige Puppe sahen. Er hält eine dritte Hypothese für die am ehesten zutreffende: "Ich meine, daß keine der beiden Erklärungen die beste ist. Ich glaube, daß das Lächeln der Säuglinge gegenüber der bewegungslosen Puppe, die zuvor zum Spielen benutzt worden war, den gleichen Grund hatte, wie das Strampeln der Säuglinge mit dem Mobile über dem Bettchen: sie antizipierten, daß sich die erinnerte perzeptiv-affektive Handlungssequenz wiederholen würde" (Lichtenberg 1991a, S. 72).

Was versteht Lichtenberg unter einer *perzeptiv-affektiven Handlungssequenz*? Vor den späteren, *begrifflich-symbolischen Gedächtnisrepräsentanzen*, wie sie das sogenannte *deklarative* Gedächtnis ermöglicht, existiert nach Lichtenberg eine andere Form der Gedächtnisspeicherung und zwar die *prozedurale*, d.h. Erfahrungen werden als sequentielle Muster von Wahrnehmungen, motorischen Abläufen, Handlungseinheiten und sie begleitenden Affekten gespeichert. Die Affekte haben dabei eine ordnende und kategorisierende Funktion für die Erfahrungsmuster. Lichtenberg definiert diese perzeptiv-affektiven Handlungsmuster, die das prozedurale Gedächtnis ausmachen, wie folgt: "Dies [bezieht sich auf Sterns *RIGs*] entspricht meinem Vorschlag, daß sich die Erinnerungen des Säuglings aus wiederholten und 'gepoolten' Auftretensfällen von affektiv-perzeptiven Handlungsmustern bilden, die eingebunden sind in gegenseitige, regulative Interaktionen. Kleine Variationen in jeder folgenden Episode führen zu Abweichungen in den Repräsentanzen der generalisieren Interaktionen. Wenn eine dieser Repräsentanzen im Gedächtnis aufgezeichnet ist, organisiert sie die Art und Weise in der auf die nächste [ähnliche] Episode reagiert wird" (Lichtenberg 1989, S. 26. Übersetzt: D. K.).

Diese 'gepoolten', wiederholten perceptiv-affektiven Handlungsmuster bilden eine Art gemittelttes Grundmuster⁵, das in vergleichbaren Situationen steuernden Charakter hat. Die so gespeicherten Erfahrungen bedeuten auch eine Art von Erwartung an die Umwelt, d.h die Kinder 'erwarten', daß bestimmte Abläufe, die bereits mehrfach in ähnlicher Art zustande kamen, in neuen, vergleichbaren Situationen wieder auftreten. Diese Tatsache hat wichtige Implikationen für frühe kritische Erfahrungen. Die in problemhaften oder gar traumatischen Situationen entstandenen Interaktionsmuster und Anpassungsleistungen können deshalb später einen dysfunktionalen oder fehladaptiven Charakter bekommen. wenn z.B. auf frühkindlich, extrem aggressionsbelastete Erlebnisse mit den versorgenden Personen, körperliche Nähe beständig mit Bedrohtheitsgefühlen und 'aus-dem-Kontakt-gehen'-Tendenzen verbunden bleibt. Dies kann u.a. zu späteren Kontakt- und Beziehungsproblemen beitragen. Aus diesen unangemessenen und bedrohlichen Erwartungen, bezogen auf enge Kontakte, kann Vermeidungsverhalten resultieren, das möglicherweise verhindert, daß positive, korrigierende Neuerfahrungen gemacht werden können.

Lichtenberg vertritt im Einklang mit vielen Untersuchungsbefunden und mit den Ansichten einer Reihe seiner Kollegen (z.B. mit Stern, 1985), daß erst mit ca. 1½ Jahren, Erfahrungen begrifflich-symbolisch⁶ repräsentiert werden können. Er stützt diese Behauptung mit einer Reihe von Argumenten und Belegen:⁷

1. Im Alter von 18 Monaten tritt eine drastische Zunahme prosozialer Verhaltensweisen auf. Es tauchen erstmalig Verhaltensweisen auf, die die Fähigkeit zur Rollenübernahme voraussetzen. Es ist zu vermuten, daß Kleinkinder in diesem Alter mit Hilfe der neuerworbenen Fähigkeiten zur begrifflich-symbolischen Repräsentation in der Lage sind, sich in die Situation eines anderen

⁵ Stern (1985, S. 97) hat mit seinen 'Representations of Interactions that have been Generalized', *RIGs* einen ähnlichen Begriff geprägt, dessen Bedeutung ist jedoch auf generalisierte Repräsentanzen von Erfahrungen mit zentralen Bezugspersonen beschränkt.

⁶ Ich spreche in dieser Arbeit von begrifflich-symbolischen Repräsentanzen, statt wie üblich nur von symbolischen, da zwischen Begriff und Symbol große semantische Unterschiede bestehen (siehe auch Dornes, 1993, S. 184), auf die ich hier jedoch nicht näher eingehen kann, zumal allgemein davon ausgegangen wird, daß beide Formen der Umwelt- und Erfahrungsrepräsentation gleichzeitig möglich werden. In der Psychoanalyse wird der Ausdruck 'symbolisch' in diesem Zusammenhang meist für beide Bedeutungen gebraucht.

⁷ Vor allem für die Kleinianisch orientierten Analytiker stellen diese Befunde eine Herausforderung dar, da die Annahme, daß Kinder schon im frühesten Alter Phantasien haben, für einer Reihe von Konzepten dieser analytischen Richtung fast konstitutiv ist (vgl. Pedrina, 1992, S. 57). Und selbst, wenn man davon ausgeht, daß frühe, prozedural repräsentierte Erfahrungen nachträglich teilweise in symbolische Repräsentanzen transformiert werden - wie das auch die meisten Säuglingsforscher annehmen - so ist nicht klar, wie es zu den normalen, nicht-pathologischen paranoiden Phantasien als Produkt der frühesten Erfahrungen in der paranoid-schizoiden Position kommen soll. In einem Alter, in dem diese aposteriorischen Nachsymbolisierungen entwicklungspsychologischen möglich sind, hat das Kind die paranoid-schizoide Stufe längst überwunden, so daß eine Nachbearbeitung nach diesem, nun überholten Schema unlogisch erscheint. Ganz anders präsentiert sich die Situation, wenn man vermutet, daß aufgrund einer pathologischen Entwicklung auf der symbolischen Stufe die paranoid-schizoide Position noch nicht überwunden ist. In diesem Fall wären paranoid-schizoide Erlebnisweisen jedoch nicht Teil einer normalen Entwicklung, sondern das Resultat traumatisierender, entwicklungsbeeinträchtigender Erfahrungen.

hineinzusetzen. Die eigenen Erfahrungen der Behebung oder Linderung von unlustvollen Zuständen durch das Verhalten der Pflegeperson stehen nun als begrifflich-symbolisch repräsentierte Modelle für die Interaktion zwischen einer hilfsbedürftigen Person und einem beschützenden, helfenden Partner für mentale Operationen zur Verfügung. Dies erlaubt es dem Kind seine bisherige Rolle im sozialen Dialog nicht mehr nur unmittelbar auf sich selbst beschränkt zu sehen, sondern es kann sie auch auf andere Menschen übertragen, sich durch einen anderen Hilfebedürftigen ersetzen und selbst als der gebende und fürsorgliche Teil wirken. Mit anderen Worten: Die begrifflich-symbolischen Repräsentanzen sind anders als die ursprünglichen, perzeptiv-affektiven Reaktionsmuster jederzeit frei abrufbar für kognitive Operationen und können Teil von geistigem Probedenken, Identifikationen und Handlungsplanung sein. Das Aktivieren symbolisch repräsentierter Verhaltensmuster von Helfer/Unterstützer-Verhalten verbessert so die Möglichkeiten zu prosozialem Verhalten erheblich (vgl. Lichtenberg 1989, S. 112).

In engem Zusammenhang dazu steht auch die Tatsache, daß ebenfalls mit ca. 18 Monaten erstmalig bestimmte Formen des Rollenspiels möglich und sichtbar werden, die dann sehr schnell an Häufigkeit zunehmen (vgl. Slade, 1986).

2. Spiele, in denen Gegenstände als Symbole und Ersatz für andere Dinge gebraucht werden oder die Kinder in symbolischer Weise nur vorgeben etwas zu tun, z.B. so tun, als fütterten sie ihre Puppe, tauchen mit ca. 18 Monaten erstmalig auf (s. Lichtenberg, 1989, S. 153 ff; Fein & Apfel, 1979 und Slade, 1986.).
3. Mimik und Gestik anderer Personen können ab dem Alter von ca. 12 Tagen überraschend genau imitiert werden (Meltzoff & Moore, 1977 und Moore, 1975), jedoch nur in direkter zeitlicher Folge auf das Vorbildverhalten. Nachträgliches, d.h. zeitlich verzögertes Imitationsverhalten bei dem die Kinder auf den Abruf innerer Vorstellungsbilder angewiesen sind, zeigen sie erst ab dem Alter von ca. 18 Monaten (Piaget & Inhelder, 1966).
4. Spiegelversuche legen nahe, daß es erst mit 18 Monaten zur Bildung und begrifflichen Repräsentierung eines Selbstkonzeptes kommt (vgl. Amsterdam, 1972; Amsterdam & Lewitt, 1980; Brooks & Lewis, 1976a; Lewis & Brooks-Gunn, 1979; Modaresi & Kenny 1976 und Priel & De Schoenen, 1985). Bringt man z.B. heimlich einen roten Fleck auf den Nasen der Kinder auf und zeigt ihnen diesen Fleck in ihrem Spiegelbild, so greifen Kinder unter ca. 18 Monaten nach der Nase auf dem Spiegel, ältere an ihre eigene Nase. Da die Erfahrungen mit dem eigenen Person so vielfältig, kontinuierlich und häufig erfolgen, ist vermutlich davon auszugehen, daß das Selbstkonzept eines der ersten ist, das gebildet und gespeichert wird. Somit könnte man mit dem Auftauchen dieser Repräsentanzen den Beginn des begrifflich-symbolischen Gedächtnismodus überhaupt ansetzen.
5. Das Auftauchen der Sprache in diesem Alter setzt ebenfalls eine beginnende Symbolisierungsfähigkeit voraus. "Das Kind muß sein Selbst und andere zum Objekt seiner Vorstellung machen können (vgl. Stern, 1985, S. 165f.), damit in einem

zweiten Schritt die so abgebildeten zwischenmenschlichen Beziehungen mit konventionellen Beziehungssymbolen - mit Sprache - belegt werden können" (Baumgart, 1991, S. 801). Es ist zu vermuten, daß bestünde diese Symbolisierungsfähigkeit schon früher, auch Sprache früher auftauchen würde.

6. Lichtenberg weist auch darauf hin (1989, S.153), daß sich diese Aussagen im Einklang mit den entwicklungspsychologischen Forschungsergebnissen von Jean Piaget befinden. Piaget belegte, daß vor dem Alter von ca. 18 Monaten keine *Objektpermanenz* beim Kind besteht. Objekte werden noch als Teile von Handlungen wahrgenommen und haben keine von ihnen unabhängige Existenz. Es existiert noch kein Bewußtsein, daß sie diese Handlungssequenzen überdauern können. Es sind noch keine Vorstellungsbilder von Objekten vorhanden, geschweige denn *symbolische* Repräsentanzen (Piaget, 1937).

Mit ca. 18 Monaten werden die unter 1. bis 6. beschriebenen Fähigkeiten erstmals möglich. Das zeigt, daß das sogenannte 'deklarative' oder 'evokative' Gedächtnis zu funktionieren beginnt. Erfahrungen können nun zusätzlich, parallel zum prozeduralen Modus, in einer grundsätzlich abrufbaren Form (recall) gespeichert werden. Viele Säuglingsforscher und Analytiker nehmen an, daß bei Erreichen des begrifflich-symbolischen Organisationsmodus ein Teil der prozedural aufgezeichneten Erfahrungen reorganisiert und modifiziert werden und bestimmte Aspekte perzeptiv-affektiver Handlungsmuster zusätzlich mit begrifflich-symbolischen Repräsentanzen belegt werden. Sie werden dadurch auch als Vorstellungsbilder und Gedanken evozierbar. Lichtenberg beschreibt diesen Vorgang der ersten, frühen Symbolisierungen wie folgt: "Ich vermute, daß das 18- bis 24-monatige Kleinkind in einer ähnlichen Lage ist wie Pirandellos *sechs Personen auf der Suche nach einem Autor*: Das Kleinkind hat Gedächtnisinhalte, Affekte, organisierte Gefühlszustände (und Übergänge zwischen diesen), Vorlieben und komplexe Interaktionsmuster, die alle auf der Suche nach irgendeiner Form der symbolischen Repräsentation sind" (Lichtenberg, 1991a, S. 152).

Es gibt eine Reihe von Gründen, die dafür sprechen könnten, daß diese Reorganisation nicht bei allen gespeicherten Inhalten gleichermaßen erfolgt:

1. Dies könnte zu einer Überforderung des mentalen Systems führen.
2. Nicht alle prozedural gespeicherten Erinnerungen eignen sich von ihrem Inhalt her für eine Transformation in eine begrifflich-symbolische Form.
3. Erfahrungen, die mit sehr negativen Affekten verbunden sind, werden möglicherweise von einer weiteren Verarbeitung ausgeschlossen.

Auch im Falle einer erfolgten begrifflich-symbolischen Nachbearbeitung bereits bestehender, prozedural gespeicherter Erinnerungen, werden die präsymbolischen Erfahrungen nicht in ihrer ursprünglichen Form abrufbar, da diese Nachbearbeitung logischerweise auf dem nun erreichten psychischen Entwicklungs- und Erfahrungsniveau erfolgt. Frühe Erfahrungen werden also vor einem stark veränderten psychischen Hintergrund reorganisiert. Das bedeutet für die Anwendung der psychoanalytischen Methode, daß nicht erwartet werden kann, "die Ereignisse aus den

ersten 18 Monaten zu rekonstruieren. Wir können nur herausfinden wie diese Ereignisse - zum ersten Mal in der 2. Hälfte des 2. Lebensjahres und später durch größere Transformationen - organisiert worden sind. Erfahrungen aus dem 1. Lebensjahr können ihre Schatten werfen, aber das Erkennen einzelner Muster aus perzeptiv-affektiven- Handlungsmodi, die nicht symbolisch repräsentiert worden sind, liegt 'jenseits der Deutung` (Gedo, 1979) durch verbale Kommunikation" (Lichtenberg, 1991a, S. 164).

In seiner Argumentation, die von einem zunächst ausschließlich funktionierenden, prozeduralen Gedächtnis ausgeht, zu dem erst später das deklarative hinzutritt, stützt sich Lichtenberg auf neuere Erkenntnisse der psychophysiologischen Gedächtnisforschung (vgl. Squire, 1986 und Tulving, 1991). Squire u.a. werteten Ausfälle und Beeinträchtigungen verschiedener Gedächtnisleistungen, abhängig vom Ort organischer Hirnschädigungen, aus. Mit der Hilfe dieser Daten gelangten sie zu folgender Beschreibung, der beiden, auch morphologisch unterschiedlichen Gedächtnissysteme:

A. Das prozedurale Gedächtnis

Hier werden die Ergebnisse hochgradig automatisiert ablaufender Wahrnehmungsvorgänge, sowie implizit gelernte, motorische und kognitive Fertigkeiten⁸ gespeichert. Die Inhalte des prozeduralen Gedächtnisses sind nur reaktivierbar, während die motorischen, handelnden und kognitiven Aktivitäten praktiziert werden, die auch in der Lernsituation stattfanden. Auch die situativen Rahmenbedingungen müssen dabei nahezu identisch sein, Hinweisreize sind nur wirksam, wenn sie in der ursprünglichen Lernsituation auch vorkamen.

Diese Form des Gedächtnisses ist phylogenetisch gesehen sehr alt. Erfahrungen mit lokalen Hirnschädigungen lassen vermuten, daß bei der prozeduralen Form der Informationsspeicherung, die Gehirnzentren Träger der Information sind, die in direkter Beziehung zu den jeweils aktiven Sinnesorganen stehen, d.h. die einzelnen Perzepte eines multimodalen Wahrnehmungsaktes werden sinnesabhängig in verschiedenen Gehirnregionen abgelegt. Diese sinnesspezifisch lokal gespeicherten Informationen weisen zwar informationsbezogene Verbindungen zueinander auf, sind aber nicht, wie im deklarativen Gedächtnis zu sinnesunabhängigen Einheiten fusioniert und repräsentiert (vgl. Squire, 1986). Diese Fusionierung diskret gespeicherter Sinnesdaten zu komplexen Einheiten wird erst durch das Entstehen des deklarativen Gedächtnisses möglich und ist beim Säugling unter achtzehn Monaten noch nicht existent. Deshalb ist das Evozieren von Vorstellungsbildern, das Phantasieren mit diesen Vorstellungen und begrifflich-symbolisches Denken in diesem Alter noch nicht möglich.

B. Das deklarative Gedächtnis

Die Inhalte des deklarativen (oder evokativen) Gedächtnisses sind explizit der bewußten Vorstellung zugänglich. Es umfaßt Fakten, Geschehnisse, Vorgänge des täglichen Lebens usw. Die Inhalte sind beschreibbar oder als Bild vorstellbar. Es beinhaltet

⁸ Zur Beschreibung des impliziten oder unbewußten Lernens, s. Hoffmann, 1993a & 1993b und Markowitsch, 1993.

episodisches (bestimmte räumlich-zeitlich beschränkte Ereignisse) und semantisches (Fakten und Informationen) Wissen (vgl. Tulving, 1972). Diese Form des Gedächtnisses ist phylogenetisch gesehen, relativ jung und an die höchsten kortikalen Zentren gebunden.

Abbildung 1 bietet zur grundsätzlichen Orientierung eine neuere Einteilung über alle menschlichen Gedächtnissysteme. *Abbildung 2* zeigt eine näher spezifizierte Gegenüberstellung von prozeduralem und deklarativem Gedächtnis. Das *deklarative* umfaßt sowohl das *semantische* als auch das *episodische* Gedächtnis (vgl. z.B. Tulving, 1991, S. 12).

DIE MENSCHLICHEN HAUPT-GEDÄCHTNISSYSTEME
Das Prozedurale Gedächtnis Einfache, automatisierte Fertigkeiten; Bahnungen; Perzepte - alle klassisch konditioniert
Das Perzeptive Repräsentationssystem Perzeptuelle Bahnungen der Objekt-Identifizierung
Das Kurz-Zeit-Gedächtnis Hoch zugängliche Information aus dem aktuellen kognitiven Input
Das Semantische Gedächtnis Grundlegendes `Weltwissen`
Das Episodische Gedächtnis Bewußte und erinnerbare persönliche Erfahrungen aus der Vergangenheit

Abb. 1: nach Tulving 1991, S. 13; übersetzt D. K.

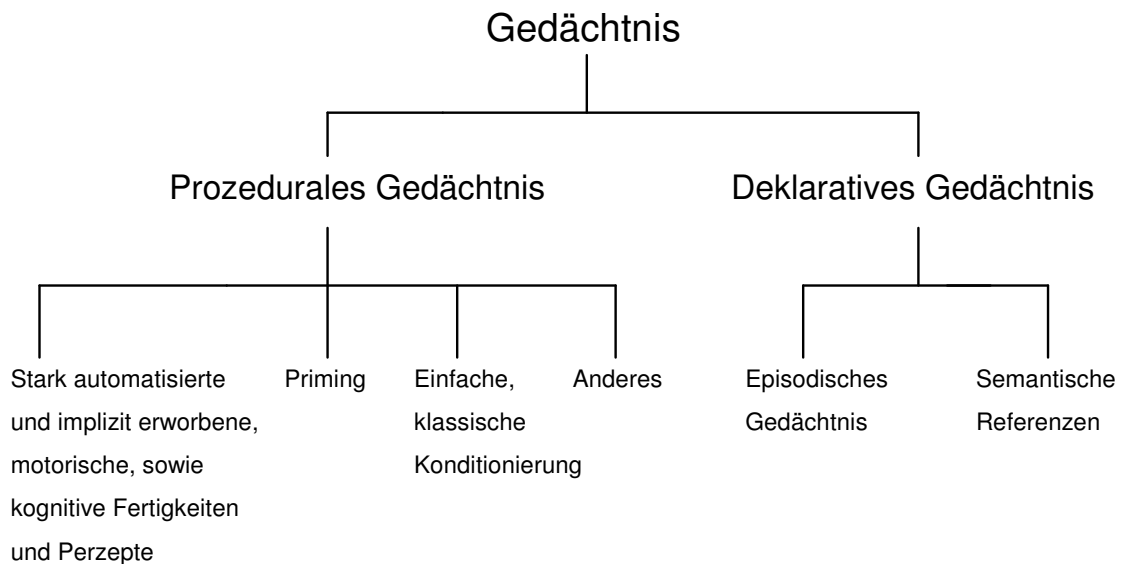


Abb. 2: nach Squire, 1986, S. 1615; übersetzt und leicht modifiziert: D. K.

Squire (1986) führt aus, daß durch organische Schädigungen der mittleren Bereiche beider Temporallappen und der medialen Bereiche des Dienzephalons retrograde und anterograde Amnesie entstehen kann. Die Fähigkeit des prozeduralen Gedächtnisses, also das eher unbewußte und automatisiert erfolgende Erlernen und Erinnern motorischer, perzeptiver und kognitiver Fertigkeiten, wird dadurch jedoch nicht behindert. Die Gehirnbereiche, die im Falle einer Schädigung das prozedurale Gedächtnis beeinträchtigen, sind phylogenetisch älter, als die, die das deklarative Gedächtnis betreffen. Hält man sich die weithin akzeptierte Hypothese vor Augen, daß in der Ontogenese große Teile der Phylogenese nachvollzogen werden, so gewinnt die Annahme Lichtenbergs, daß das Gedächtnis zu Beginn des Lebens nur in der prozeduralen Form der Speicherung arbeitet, zusätzlich ein hohes Maß an Plausibilität. Darüberhinaus konnte mit Hilfe moderner medizinisch-physiologischen Untersuchungstechniken gezeigt werden, daß es in der ontogenetischen Entwicklung tatsächlich eine bestimmte Reihenfolge von Reifungsschüben bezogen auf verschiedene Teile des Gehirns gibt und daß diese Reifung in den höchsten Gehirnzentren später erfolgt und langsamer abläuft (vgl. Chugani & Phelps, 1986).

Noch eine kurze Bemerkung zu den Konsequenzen, die diese Tatbestände für die Annahmen zur direkten Wahrnehmung und zur Erlebnisweise des Säuglings haben: Nach allgemein anerkannten kognitiven - und auch psychoanalytischen - Vorstellungen bestimmt die Art und Weise der Gedächtnisrepräsentierung, die Art und Weise der Wahrnehmung; da die Verarbeitung und Auswertung der perzeptuellen Informationen generell über das Gedächtnis verläuft (vgl. z.B. mit Neissers Wahrnehmungszyklus, 1979, S. 26). Das bedeutet: Objekte werden unter 18 Monaten noch nicht als für sich und unabhängig existent wahrgenommen, sondern als Teil von Handlungsströmen und den dabei erlebten Affekten. Lichtenberg vermutet, daß das Kind, die Außenwelt ungefähr wie einen schnell ablaufenden Film erlebt, bei dem die Eindrücke in den verschiedenen Sinneskanälen untrennbar miteinander verwoben sind (1989, S. 90). Erst

mit ca. 13 Monaten gewinnt das Kind allmählich die Fähigkeit die visuell-bildhaften Anteile herauszulösen und so etwas wie Standbilder zu produzieren. Diese Fähigkeit - von Lichtenberg *imaging capacity* (1989, S. 93) genannt - mündet mit ca. 18 Monaten in die Möglichkeit Vorstellungsbilder zu bilden und innere Objekte zu generieren. Es entstehen kohärente Umweltrepräsentanzen, die dann das erste Mal Teile gedanklicher Operationen werden können. Mit anderen Worten: die Welt wird 'denkbar`.

Die hier beschriebenen Aussagen zu frühen Funktionsweisen und Einschränkungen des Gedächtnisses haben beträchtliche Konsequenzen für die gesamte psychoanalytische Theorienbildung. Ich werde im Fortlauf der Arbeit immer wieder darauf zurückkommen, vor allem aber dort, wo ich auf Lichtenbergs *motivations-systemischen Neuentwurf* näher eingehen werde.

5. Die Relevanz der empirischen Säuglingsforschung für die Psychoanalyse

Nachdem wichtige Ergebnisse und Erkenntnisse der Säuglingsforschung dargestellt wurden, möchte ich nun deren Implikationen für den theoretischen Fundus und die Behandlungsmodelle der Psychoanalyse nachgehen.

5.1. Theoretische Relevanz für ausgewählte psychoanalytische Konzepte

Ich werde in diesem Teil der Arbeit einige grundlegende Konzepte der Psychoanalyse einer Kritik aus der Sicht der modernen Säuglingsforschung unterziehen. Meine Auswahl schließt Freuds Triblehre, Freuds primären Narzißmus, Hartmanns undifferenzierte Matrix, Spitz' objektlose Stufe und Mahlers Autismus und Symbiose ein. Die Auswahl dieser Konzepte ergibt sich aus der zentralen Stellung, die sie im psychoanalytischen Theoriegebäude innehaben oder innehatten, daraus, daß sie historisch gesehen, das Fundament für weitreichende Konsequenzen in Theorie und Praxis bildeten und, daß sie von den neuen Erkenntnissen der Säuglingsforschung am stärksten betroffen sind. Behandelt werden sie nacheinander, entsprechend ihres Entstehungszeitpunktes. Diese Ordnung spiegelt auch einen Teil ihrer inhaltlichen Beziehungen zueinander wider.

5.1.1. *Freuds 'Triblehre'*

Da die Triblehre zu den ältesten und zentralsten Konzepten der Psychoanalyse gehört, möchte ich mit ihr beginnen. Damit soll gleichzeitig der Weg für die folgenden Abschnitte bereitet werden. Dieses Konzept ist aus theoretisch-wissenschaftlichen Gründen mittlerweile eines der ungeliebtesten und umstrittensten geworden (s. Thomä & Kächele, 1985, S. 13 ff.), so daß etliche maßgebliche Analytiker fordern es aufzugeben.

Ich möchte zunächst das Triebkonzept, in seinen drei von Freud formulierten Fassungen darstellen und danach auf die Kritik eingehen, die vor allem aus der Sicht der Säuglingsforschung, daran zu üben ist. Darüberhinaus werde ich im Rahmen dieser Arbeit auf die Kritik an der Triblehre, auf ihre theoretischen Inkonsistenzen und wissenschaftstheoretischen Fragwürdigkeiten (vgl. hierzu z.B. Gill, 1976; Holt, 1976, 1981, 1982; Künzler, 1980; Kutter, 1992 und Schmidt, 1983) nur ganz am Rande eingehen, obwohl ich sie im ganzen als begründet ansehe.

Ich möchte am Ende meiner Beschäftigung mit der Triblehre versuchen, darzustellen, welche fundamentale Bedeutung ihr im psychoanalytischen Theoriegebäude, trotz dieser Fragwürdigkeiten, zukommt. Nach meinem Dafürhalten handelt es sich bei ihr nicht um ein x-beliebiges Teilkonzept, sondern um das zentrale theoretische Modell der psychoanalytischen Metapsychologie, mit dem diese steht und

fällt. Sodann versuche ich die Notwendigkeit einer wie auch immer gearteten Metapsychologie für die Psychoanalyse darzulegen, woraus unmittelbar folgt, daß ihr Kernkonzept - die Triblehre - nicht *ersatzlos* zu suspendieren ist. Es ist ein verändertes Motivationsmodell zu finden, das die entstandene Lücke ausfüllen und die gleichen Aufgaben übernehmen kann.

Gegen Ende der Arbeit werde ich mit Lichtenbergs fünf *motivational-funktionalen Systemen* einen Ansatz beschreiben, der in großen Teilen diesen Anforderungen gerecht wird.

5.1.1.1. Kurze Darstellung der historisch aufeinanderfolgenden Triebkonzepte

Bevor wir nun auf die, aus Sicht der neueren Säuglingsforschung fragwürdigen Aspekte der Triblehre kommen, möchte ich sie kurz darstellen und ihre wesentlichen Kennzeichen herausstreichen.

"Unter einem 'Trieb` können wir zunächst nichts anderes verstehen als die psychische Repräsentanz einer kontinuierlich fließenden, innersomatischen Reizquelle, zum Unterschiede vom 'Reiz`, der durch vereinzelt und von außen kommende Erregungen hergestellt wird. Trieb ist so einer der Begriffe der Abgrenzung des Seelischen vom körperlichen. ..." (Freud, 1905, S. 76).

Freud beschreibt hier den Trieb als psychische Größe, jedoch ist sein Triebkonzept äußerst schwankend, uneinheitlich und durch ständige Änderungen gekennzeichnet. So stehen die beiden folgenden Textstellen im Widerspruch zur vorangegangenen, da indirekt die Folgerung nahegelegt wird, daß der Trieb allein auf der somatischen Ebene anzusiedeln sei und daß er auf der psychischen Ebene nur in Form seiner Repräsentanzen zu Tage tritt: "Die ökonomische Betrachtung nimmt an, daß die psychischen Vertretungen der Triebe mit bestimmten Quantitäten Energie besetzt sind." (Freud, 1926, S. 302).

"Ich meine wirklich, der Gegensatz von bewußt und unbewußt hat auf den Trieb keine Anwendung. Ein Trieb kann nie Objekt des Bewußtseins werden, nur die Vorstellung, die ihn repräsentiert. Er kann aber auch im Unbewußten nicht anders als durch die Vorstellung repräsentiert sein. Würde der Trieb sich nicht an eine Vorstellung heften oder nicht als Affektzustand zum Vorschein kommen, so könnten wir nichts von ihm wissen." (Freud, 1915b, S. 136).

Doch auch eine dritte Möglichkeit bringt Freud noch ins Spiel: "Wir können dem 'Trieb` nicht ausweichen als einem Grenzbegriff zwischen psychologischer und biologischer Auffassung." (Freud, 1913, S. 410).

Die Gründe für diese Widersprüche sind hier im Detail nicht zu erörtern. Ein Grund - neben anderen wissenschaftlichen - besteht darin, daß es sich um die Frühphase einer Theorie handelt, in der einander ablösende Konzepte die Regel sind.

Wie sieht nun Freud die Natur des Triebes im Detail? Hören wir hierzu ihn selber: Trieb "ist ein Maß an Arbeitsanforderung, die dem Seelischen in Folge seines Zusammenhangs mit dem Körperlichen auferlegt ist" (Freud, 1915a, S. 85). "Wir können nun einige Termini diskutieren, welche im Zusammenhang mit dem Begriffe Trieb gebraucht werden, wie: Drang, Ziel, Objekt, Quelle des Triebes. Unter dem *Drange* eines Triebes versteht man dessen motorisches Moment, die Summe von Kraft

oder das Maß von Arbeitsanforderung, das er repräsentiert. ... Das *Ziel* eines Triebes ist allemal die Befriedigung, die nur durch Aufhebung des Reizzustandes an der Triebquelle erreicht werden kann." (Freud, 1915a, S. 85). "Das *Objekt* des Triebes ist dasjenige, an welchem oder durch welches der Trieb sein Ziel erreichen kann" (Freud, 1915a, S. 86). "Die *Quelle* des Triebes ist ein erregender Vorgang in einem Organ und das nächste Ziel des Triebes liegt in der Aufhebung des Organreizes" (Freud, 1905, S. 77). "Auf dem Wege von der Quelle zum Ziel wird der Trieb psychisch wirksam. Wir stellen ihn vor als einen gewissen Energiebetrag, der nach einer bestimmten Richtung drängt. ... Das Ziel kann am eigenen Körper erreicht werden, in der Regel ist ein äußeres Objekt eingeschoben, an dem der Trieb sein äußeres Ziel erreicht; sein inneres bleibt jedesmal die als Befriedigung empfundene Körperveränderung." (Freud, 1933, S. 530). "Unter 'Triebrepräsenz' versteht Freud die Erlebnisweise dieser Reize von ihrem Auftreten bis zu ihrer Erledigung" (Schöpf, 1982, S. 120).

Später führt Freud den wichtigen **Libido**-Begriff ein, der die Energie der *Sexualtriebe* bezeichnet (vgl. Freud, 1921, S. 85).

Zusammengefaßt gesagt, sind die Auslöser für das Triebverhalten also interne Reize, die eine als unangenehm empfundene Triebspannung wecken. Triebziel ist die Verminderung dieser Spannung am oder durch das Triebobjekt. Für diese Aufgabe stellt der Trieb einen gewissen Energiebetrag zur Verfügung. Der Begriff des Trieb-Objektes ist für die inhaltliche Klärung des Triebes von besonderer Bedeutung, da dieser seine psychische Dimension akzentuiert. Im Gegensatz zum Hunger z.B., von dem immer wieder behauptet wird, er wäre mit derselben Berechtigung nach Freuds Definition als Trieb zu verstehen - wie dies zum Beispiel der Philosoph Ernst Bloch im 'Prinzip Hoffnung' (1982, S. 71) tut -, ist das Trieb-Objekt hier nicht ersetzbar und die Triebbefriedigung nur sehr begrenzt aufschiebbar, da der Hunger an sein Objekt, die Nahrung, durch eine enge, biologische Überlebensnotwendigkeit gebunden ist. Ein wesentliches Charakteristikum des Triebes ist für Freud seine relativ große Beweglichkeit in Bezug auf den Zeitpunkt und das Objekt der Befriedigung, wie dies in der Triebsublimierung sichtbar wird.

Diese Unterscheidung ist auf der anderen Seite jedoch dadurch zu relativieren, daß der Mensch dem Triebreiz, als einem inneren Reiz, nicht wie einem äußeren Reiz ausweichen kann. Er kann deshalb der Triebspannung nicht entgehen, ohne den Trieb zu befriedigen, wenn er die Triebbefriedigung auch eine zeitlang aufschieben kann. Je länger der Aufschub, je größer wird die aversive Spannung und der Wunsch nach Triebbefriedigung.

Die Art des Triebes ist durch sein Triebziel zu bestimmen. In die Haupttriebe dieser Modelle lassen sich alle anderen Triebe als Unter-Triebe integrieren. "Welche Triebe darf man aufstellen und wieviele? Dabei ist offenbar der Willkür ein weiter Spielraum gelassen. Man kann nichts dagegen einwenden, wenn jemand den Begriff eines Spieltriebes, Destruktionstriebes, Geselligkeitstriebes in Anwendung bringt, wo der Gegenstand es erfordert und die Beschränkung der psychologischen Analyse es zuläßt. Man sollte aber die Frage nicht außer acht lassen, ob diese einerseits so sehr spezialisierten Triebmotive nicht eine weitere Zerlegung in der Richtung nach den

Triebquellen gestatten, so daß nur die weiter nicht zerlegbaren Urtriebe eine Bedeutung beanspruchen können." (Freud, 1915a, S. 87). Das Modell, das die grundlegenden Triebqualitäten beschreibt, wandelt sich bei Freud im Laufe der Zeit mehrfach. In der ersten Phase (ca. 1905-1914) ging er von Ich-Trieben, die der Selbsterhaltung und Sexualtrieben, die der Arterhaltung dienen, aus, die in dualistischer Beziehung zueinander stehen. Zu Beginn seines Lebens steht der Mensch nach Freud gänzlich unter dem Einfluß seiner ungefilterten, ungebremsten Triebkräfte, die auf sofortige und vollständige Befriedigung drängen. Die Triebimpulse der Sexualtriebe treten als unverbildete, unmodulierte Wünsche, Gedanken und Handlungen in *primärprozeßhafter* Weise auf. Später bilden sich unter dem Druck und den Einschränkungen der Realität die Selbsterhaltungs- bzw. Ich-Triebe heraus, die die überlebenssichernde Bändigung, Formung und Anpassung der archaischen Triebe an die Realität gewährleisten. Dies führt nach Freud zu einem Grundkonflikt der menschlichen Existenz zwischen Lustprinzip und Realitätsprinzip.

In der zweiten kurzen Zwischen-Phase 1914/15 ging Freud vom libidinösen Charakter aller Triebe, auch der Ich-Triebe aus. Bei aggressiven Verhaltensweise wird die einheitliche libidinöse Antriebskraft, sozusagen nur mit einem negativen Vorzeichen versehen. Alle Antriebe des Menschen sind letztlich auf sein direktes Überleben ausgerichtet. Freud versuchte dies am Stadium des *primären Narzißmus*⁹ aufzuzeigen und zu erklären. Auf dieses Stadium werde ich noch zurückkommen.

In Freuds letztem Triebmodell ist ein anderer menschlich-biologischer Ur-Konflikt der originäre, der zwischen *Eros* und *Thanatos*. "Der Eros kann [gegenüber den Sexualtrieben des früheren Modells] auch als eine Form der gebändigten oder befriedigten Sexualität aufgefaßt werden. Insofern als er das Leben erhält und gegen die Todestriebe schützt, insofern als er auf Vereinigung der lebenden Substanz und auf eine Fortsetzung des Lebens abzielt, ist er auch als auf die Zukunft gerichtet zu verstehen. Im Eros sind die archaischen Triebimpulse weitgehend zielgehemmt und umgeformt. Gerade aber diese Zielhemmung befähigt nach Ansicht Freuds zu überdauernden Bindungen an Menschen, Ideen oder konkrete Gegenstände - befähigt zur Liebe" (Nitzschke, 1988, S. 299). Ein Trieb verlangt die ihm eigene Befriedigung und meist auch ein ihm eigenes Objekt, trotzdem kann eine gewisse Menge der ursprünglichen Triebenergie auf ein anderes Objekt verschoben werden und dadurch befriedigt werden, diesen Vorgang nennt Freud *Sublimierung*. Auf diese Weise stellt der Trieb "der *Kulturarbeit* außerordentlich große Kraftmengen zur Verfügung." (Freud, 1908, S. 18. Hervorhebung: D. K.).

Dieses Modell führt einen Teil der destruktiven Anteile des Menschen auf einen primären Trieb zurück und sollte Phänomene, wie den Masochismus, ja sogar das

⁹ Da der primäre Narzißmus eigentlich das früheste Entwicklungsstadium bezeichnet, in der eine Ich-Struktur noch nicht existiert, scheint hier ein Widerspruch vorzuliegen. Dieser Widerspruch läßt sich dadurch aufklären, daß in dieser Zeit Freud noch nicht mit dem klaren Ich-Begriff des späteren Strukturmodells arbeitete. Er trennt hier nicht wie später zwischen *Es* und *Ich* sondern benutzt Ich auch um den noch undifferenzierten psycho-physischen Organismus zu bezeichnen. "Primärnarzißtische Libidobesetzung des Ich` heißt nämlich nichts anderes, als das bezüglich der Energiequelle noch gar nicht unterschieden werden kann, ob sie [dem] *Es* oder *Ich* zukommt, denn das *Es* ist als Substruktur des psychischen Apparats noch gar nicht eingeführt" (Dreux & Brecht, 1982, S. 83).

Mysterium des Todes selbst erklären helfen. Die Auffassung, daß destruktive Züge einen naturgegebenen Antrieb haben und nicht gänzlich auf soziale und lebensgeschichtliche Konflikte zurückzuführen seien, konnte sich jedoch bei der Mehrzahl der Psychoanalytiker nie wirklich durchsetzen.

5.1.1.2. *Kritik an der Triebtheorie unter besonderer Berücksichtigung der Ergebnisse neuerer empirischer Säuglingsforschung*

5.1.1.2.1. *Bowlbys Kritik an der Triebtheorie.*

Ich möchte auf Bowlbys Kritik an dieser Stelle näher eingehen, obwohl bei ihm die Fragen der frühen Entwicklung nicht in erster Linie über die Auswertung empirischer Daten der Säuglingsforschung zu Antworten gelangen. Er verbindet vielmehr Erkenntnisse aus der Evolutionsforschung, der Ethologie und der Säuglingsbeobachtung zu einem neuen Ansatz. Seine Kritik bildet jedoch in vielfacher Hinsicht den Ausgangspunkt für Lichtenbergs theoretisch-empirisch begründeten Gegenentwurf zum klassischen Triebmodell. Da Lichtenberg sich sehr dezidiert auf Befunde der Säuglingsforschung stützt, möchte ich dessen Kritik, die aus einer noch grundsätzlicheren Gegenposition zur Triebtheorie erfolgt, daran anschließend besprechen.

Bowlby kritisiert an Freuds endgültigem triebtheoretischen Motivationsmodell vor allem das Motivationsprimat der Sexualtriebe und des Todestriebes. Nach diesem Modell entsteht jede Form von Bindung und Beziehung sozusagen als Nebenprodukt der Triebbefriedigung. Gelungene Triebbefriedigungen verleihen damit einhergehenden Kontakterfahrungen einen positiven Kontext und bilden Verstärkungen im lerntheoretischen Sinne. Die Summe der Erfahrungen führt dann zu einer Bindung, die weitere gegenseitige Triebbefriedigung verspricht. Bowlby (1969) nannte dies die 'Sekundärtrieb-Theorie' der Mutter-Kind-Beziehung, meist wird in der Psychoanalyse jedoch vom *anaklitischen Modell* gesprochen.

Bowlby sieht Bindungen als ebenso mächtige Determinante des Erlebens und Verhaltens an. Er lehnt Freuds anaklitisches Modell ab. Er gewann aus umfangreichen Beobachtungen der frühen Mutter-Kind-Interaktionen, aus ethologischen Studien und evolutionsgeschichtlichen Überlegungen die Überzeugung, daß primäre soziale Strebungen einen genauso wichtigen und ursprünglichen Einfluß auf die Entstehung der Mutter-Kind-Bindung haben, wie die von Freud vorangestellten Triebe. Seine Aussage, es sei ein Fehler, dem Saugen und Füttern eine Vorrangstellung vor den anderen Komponenten des Bindungsverhaltens, wie dem Sich-Anklammern, dem Nachfolgen, dem Schreien und Lächeln einzuräumen, führte in den sechziger Jahren zu einer hitzigen Debatte, in die sich u.a. auch Anna Freud (1960) und René Spitz (1960) einschalteten.

Die Problematik der Anwendung des klassischen Triebmodells auf die erste Lebensphase liegt vor allem in seinen logischen Konsequenzen, wie sie z.B. in der

Replik von Spitz (1960) auf Bowlby sichtbar werden. Spitz` Argumentation läuft darauf hinaus, daß frühe Mutter-Deprivation vor allem deshalb für das Kind schädlich sei, weil das Kind sich seiner Triebpotentiale nicht mehr durch die triebbefriedigenden Kontakte mit seiner Mutter entledigen könne und diese auf ein schädliches Maß anwachsen würden. Andere schädliche Folgen seien letztlich eine Konsequenz dieser Tatsache (vgl. S. 59 im vorliegenden Text).

Bowlby bestritt die Behauptung, daß Entwicklung, Erleben und Verhalten im ersten Lebenshalbjahr fast ausschließlich von den libidinös-oralen und aggressiven Triebe bestimmt ist und daß generell normale und pathologische Entwicklung auf dieser Grundlage angemessen erklärbar und verstehbar sei. Er kritisiert die Vernachlässigung der primären sozialen Motive und Aspekte, sowie deren mögliche Beeinträchtigungen mit ihren Folgen für die gesamte Entwicklung in der frühesten Kindheit. Er zeigte auf, daß auch für dieses Alter, die Betrachtung der menschlichen Evolutionsgeschichte andere, primäre Antriebe als genauso überlebensnotwendig und grundlegend erscheinen läßt, wie aggressive und libidinöse Triebe und ist der Ansicht, daß man das Verhalten des Säuglings besser verstehen kann, wenn man es vor dem Hintergrund der zentralen Entwicklungsaufgabe dieses Alters betrachtet: Das Bilden einer Bindung zur versorgenden Person. Man werde dem beobachteten Verhalten evolutionsgeschichtlich eher gerecht, wenn man es von dieser überlebenssichernden Funktion her bestimmt ansieht, als allein von zwei Trieben. Die Herstellung der Bindung sieht Bowlby durch die Ausübung der bereits erwähnten, gleichrangigen biologisch vorgeprägten Verhaltensmuster ermöglicht, als da wären, das Sich-Anklammern, das Nachfolgen, das Schreien, das Lächeln und das Saugen.

Daß alles Triebhafte primär und das Soziale sekundär sei, wird vor allem durch die Affenversuche Harlows (vgl. Harlow, 1958; Harlow & Harlow, 1969, 1971 und Harlow & Zimmermann, 1959) in Frage gestellt. Die von Geburt an von der Mutter getrennten Affenbabys entwickelten, entgegen triebtheoretischer Voraussagen eine Bindung an affenähnliche Ersatzmütter aus Draht und Frottee, und nicht an die triebbefriedigenden, milchspendenden Ersatzmütter aus reinem Draht. Das 'Kontaktbegehnen` das erstere spenden, scheint für die Affenkinder stärker zu einer Bindung zu führen, als das von Freud vorangestellte orale Triebbedürfnis. Kritisch anzumerken bleibt allerdings, daß man theoretisch den Wunsch nach oraler Befriedigung durch den Wunsch nach Kontaktbegehnen ersetzen könnte, so daß damit die soziale Bindung wieder Folge eines anderen primären Bedürfnisses wäre. Außerdem wird hier nicht differenziert zwischen einem Nahrungsbedürfnis und dem weitergefaßten, oralen Bedürfnis, das die Freudsche Theorie eigentlich im Blickfeld hat. Möglicherweise kommt es zu keiner Bindung an die nahrungsspendende Drahtersatzmutter, da zur Befriedigung des oralen Bedürfnisses eben mehr gehört als bloße Nahrungsdarbietung. Und drittens könnte man vermuten, daß die Bindung an ein Objekt, welches das natürliche ersetzen soll, voraussetzt, daß eine gewisse Mindestähnlichkeit zwischen beiden besteht, damit das künstliche Objekt für das natürliche stehen kann.

Die Logik seiner Argumentation gibt Bowlby wohl darin recht, daß evolutionsgeschichtlich die Herstellung einer engen Bindung zu einer nahrungs- und wärmespendenden und beschützenden Person in stärkerem Maße überlebenssichernd ist,

als sexuelle Triebe. Aus diesem Grund müßten, so Bowlbys einleuchtender Einwand, die Bindungsbestrebungen im motivationalen System des Menschen mindestens gleichrangig repräsentiert sein, wie die sexuellen Strebungen.

Bowlby hat einen bedeutenden Beitrag dazu geleistet, zu zeigen, daß die Triebtheorie als alleiniges Zentrum eines umfassenden Erklärungsmodells menschlicher Motivation und Entwicklung in Pathologie und 'Normalität' der Komplexität und Vielschichtigkeit ihres Gegenstandes nicht gerecht werden kann. Wie ich jedoch im nächsten Kapitel anhand Lichtenbergs motivationssystemischem Neuentwurf deutlich zu machen hoffe, reicht auch Bowlbys Ergänzung der Theorie um die zentrale Bedeutung der Bindung bei weitem nicht aus, um die übermäßige Vereinfachung des psychoanalytischen Motivations- und Entwicklungsmodells zu überwinden.

5.1.1.2. Lichtenbergs Kritik an der Triebtheorie.

Lichtenberg argumentiert aus der Tradition Bowlbys heraus, jedoch ist seine Kritik der Trieblehre umfassender und grundsätzlicher. Lichtenberg betont zunächst in Übereinstimmung mit anderen psychoanalytischen Forschern, daß Psychoanalyse eine Theorie der Strukturen von Motivation ist. Diese Strukturen entstehen nach der üblichen psychoanalytischen Sichtweise unter dem Einfluß der Triebreifung, d.h. der sich entwickelnden Libido-Organisation. Psychische Störungen sind nicht bei den Trieben selbst zu suchen. Der Trieb wird als grundlegende Kraft verstanden - "a capacity to impel the mind to activity" (Brenner, 1980, S. 211) -. Triebe wirken relativ unspezifisch und gehorchen im Prinzip nur Eigengesetzlichkeiten. Die Triebe sind per Definition weitgehend unstrukturiert, strukturiert werden nur die Triebmanifestationen. Die Triebkräfte selber sind aus diesem Grund relativ unabhängig von psychischen Einflüssen. Die individuellen, vielgestaltigen Triebmanifestationen dagegen, kommen durch die zusätzliche Wirkung anderer Einflüsse zustande, die aber letztlich vom Ich ausgehen oder über das Ich vermittelt werden. Pathologische Erscheinungen sind daraus folgend primär dem Ich zuzuschreiben, das praktisch alle steuernden und regulierenden Funktionen innehat¹⁰ Da dem Trieb diese Eigenschaften fast vollständig fehlen, wird er daraus folgend zu einem fast unpsychologischen Konzept und müßte in logischer Konsequenz von *äußeren* Einflüssen auf die psychische Entwicklung beinahe unberührt bleiben. Wie ich später zeigen werde, unterscheidet sich hierin Lichtenbergs Motivationsmodell von Freuds sehr stark, da ersterer immer wieder betont, daß auch die Antriebe selber von der psychischen Entwicklung profitieren oder durch sie beeinträchtigt werden können. Dies zeigt er immer wieder eindrucklich und detailliert an Falldarstellungen aus der Säuglingsbeobachtung, auf die ich weiter unten näher eingehen werde. Unter dem Einfluß eines in seiner Entwicklung stagnierenden oder

¹⁰ Diese Position gibt nur äußerlich der "psychoanalytischen Ich-Psychologie" recht. Diese nimmt nämlich anders als hier eine eigene Energieausstattung des Ichs an und verleiht ihm damit eine relativ große Unabhängigkeit von den Trieben. Dies kann meiner Meinung nach zu einer Überbewertung der Ich-Strukturen in der Psychotherapie führen und damit quasi in eine verarmte 'kognitivistische' Psychoanalyse münden.

regredierenden Ichs kann es nach Freuds Sichtweise hingegen bestenfalls zu einem Triebreifungsdefizit kommen. Aber auch hier ist die Triebstruktur nicht deformiert, sondern nur retardiert.

Lichtenbergs Kritik setzt außerdem am Universalanspruch der dualistischen Triebmodelle an. Er bezweifelt, daß dualistische Modelle libidinöser und antagonistischer Kräfte alle klinisch relevanten Bereiche des menschlichen Verhaltens und Erlebens adäquat erfassen können. Er stellt ebenfalls in Frage, daß diese Modelle die Formulierung wirklichkeitsnaher Konzepte erlauben, die zum theoretischen Verständnis und zur praktischen Behandlung von Störungen einen optimalen Beitrag liefern können.

Aus evolutionsgeschichtlicher Perspektive läßt sich die Kritik dualistischer Motivationsansätze wie folgt begründen: Um in seiner Umwelt überleben zu können, mußte der Mensch phylogenetisch bestimmte Fähigkeiten entwickeln, eine Entwicklung, die in jeder individuellen Ontogenese nachvollzogen werden muß. Motivationale Strukturen drängen zu verschieden geartetem Kontakt und zur Auseinandersetzung mit der Umwelt und treiben so auch die individuelle Entwicklung dieser Fähigkeiten voran, prägen deren Struktur und fördern danach die Ausübung dieser Fähigkeiten. Da die Anforderungen der Umwelt an den Menschen sehr unterschiedlich und situationsgebunden sind, müssen die motivationalen Antriebe, die sich evolutionsgeschichtlich als günstig erwiesen haben und die behaviorale und emotionale Antworten an die Umwelt hervorbringen, gleichfalls selektiv und kontextsensitiv wirken. Dualistische Strukturen erscheinen dazu zu undifferenziert. Genausowenig läßt sich vorstellen, wie sie die Psychogenese der verschiedenen komplexen, steuernden Strukturen ermöglichen sollen.

Die triebtheoretische Antwort auf dieses Dilemma ist, daß Triebe quasi unspezifische Antriebe für elaboriertere Instanzen der Psyche sind, wie sie durch das Es, Ich und Überich theoretisch gefaßt wurden. Die Triebe selbst werden dem Es zugeordnet, welches das Ich und Überich dazu antreibt, sich den Erfahrungen in der Außenwelt auszusetzen. Diese Auseinandersetzung mit der Umwelt des Individuums trägt zu einer fortschreitenden Entwicklung von Ich und Überich bei. Dadurch sollen Ich und Überich zu einer realitätsangepaßten Steuerung der Triebimpulse gelangen. Diese Konzeption scheint zwar logisch konsistent, weist aber in Fragen der Praxis starke Vergrößerungen und Lücken auf.

Lichtenbergs umfangreiche Studien, eigene Forschung und Überlegungen ließen ihn zur Überzeugung kommen, daß die frühe Entwicklung keineswegs allein von Triebbedürfnissen bestimmt ist und daß schon Säuglinge Verhaltensweisen zeigen, für die die Annahme einer Triebmotivation im Sinne Freuds keine befriedigende Erklärung bietet. "Wir müssen die Überzeugung aufgeben, daß Struktur sich aus dem Bedürfnis nach Spannungsabfuhr heraus entwickelt, mit dem Ziel, einen Spannungsfreien autistischen Zustand zu erhalten oder wiederherzustellen" (Lichtenberg, 1991b, S. 85). Schon der Säugling zeigt umfangreiche soziale, explorative, sensuell-sexuelle, selbstbewahrende und physio-psycho-regulative Bedürfnisse. "Ich habe dargelegt [in Lichtenberg, 1991a], daß die Befunde aus Forschung und Beobachtung zeigen, daß

Säuglinge keine so passiven, unorganisierte, bezugslose und spannungs-beherrschte Wesen sind, wie die Triebtheorie sie porträtiert" (Lichtenberg, 1989, S. 3. Übersetzt: D. K.).

Lichtenberg bezweifelt, daß dualistische Motivationsstrukturen eine günstige Adaptation an die komplexe menschliche Umwelt mit ihren vielfältigen Anforderungen gewährleisten können, erst recht daß alle nachhaltig gezeigten Verhaltensweisen der Säuglinge in solch ein enges Modell integrierbar sind. In einem Experiment von Papousek und Papousek (1975) lernten vier Monate alte Säuglinge durch dreimalige ziemlich genau definierte Kopfdrehungen von dreißig Grad eine Anzahl bunter Lichter anzuschalten. Natürlich kann man einen Teil der offensichtlichen Begeisterung, mit der die Kinder diese Aufgabe beständig wiederholten, als libidinös gefärbte und motivierte Funktionslust verstehen. Schwieriger ist es zu erklären, warum die Kinder in der Lernphase nach den ersten Zufallserfolgen ausdauernd versuchten, den Einschalteneffekt zu wiederholen, bis sie die Zusammenhänge gelernt hatten. Generell ist sicherlich schwierig, Explorationsverhalten, das oft relativ frustrationsreich ist, als triebhaft motiviert darzustellen. Freud selbst versuchte es durch den Rückgriff auf eine besondere Form des Wiederholungszwanges zu erklären, der später beim Erwachsenen verschwinde (vgl. Freud, 1920, S. 245). Der das Verhalten auslösende Lustgewinn erwächst seinem Verständnis nach aus dem "Wiederfinden der Identität" (a.a.O.) mit vorangegangenen Erfahrungen. Ein anderes Motiv solchen Verhaltens sei der Wunsch nach Beherrschung und Meisterung der Umwelt (a.a.O.). Diese triebtheoretische Begründung umgeht zum Teil die Schwierigkeiten, die sich beim Versuch ergeben, exploratives Verhalten in ein dualistisches Triebmodell zu integrieren, indem es - vom Ansatz her unbegründet und letztlich willkürlich - Lustgewinn dort ansiedelt, wo es die Aufrechterhaltung des Modells nötig macht. Dieser Vorwurf läßt sich letztlich auch auf das explorativ-assertive System Lichtenbergs, das uns noch beschäftigen wird, übertragen. Bei genauerem Hinsehen ergeben sich die dort angenommenen positiven und motivierenden Erlebniskomponenten jedoch zwangloser und folgerichtiger aus der Annahme, daß sich aus bestehenden soziobiologischen Anforderungen der Umwelt an das Individuum, phylogentisch und ontogenetisch ein explorativ-assertives Antwortsystem entwickelt, das auch die positiven, das Verhalten aktivierenden und triggernden Komponenten einschließt, die ein solches System benötigt, um sich zu entwickeln und im Leben aktiv zu werden. Freud läßt zudem die Abhängigkeit wiederholten kindlichen Verhaltens vom Neuheitswert eines Objekts unberücksichtigt; tritt Gewöhnung an das Objekt ein, läßt meist auch die Aktivität beim Kind nach. Dies ist ein Faktum, das sich ebenfalls schwer in Freuds Konzeption integrieren läßt, z.B. aber lerntheoretisch sehr gut begründbar ist. Diese lerntheoretische Position ist ihrerseits wieder vollkommen vereinbar mit Lichtenbergs Konzeption, wie im nächsten Kapitel noch deutlich werden wird.

Zusammengefaßt läßt sich sagen, daß explorativ-assertive Verhaltenstendenzen im triebtheoretischen Modell nur unzureichend repräsentiert sind, bzw. etwas unfundiert und undifferenziert daraus abgeleitet werden. Schlüssiger läßt sich dieses Verhalten erklären, wenn man wie Lichtenberg ein eigenes motivationales System für explorativ-

assertive Tendenzen und Erfolgsbestätigung annimmt, das vor allem durch vorangegangene positive Explorations- und Erfolgserfahrungen gebildet und geprägt wurde. Die Beobachtung, daß libidinöse oder aggressive Anteile fast alle frühkindlichen Erlebnis- und Verhaltensweisen mitbestimmen oder ihnen zumindest hypothetisch widerspruchlos unterlegt werden können, hat dazu verführt, sie als alleinige Motivationsquellen, zu werten. Letztlich kann man die Trieblehre natürlich so allgemein interpretieren, daß alle denkbaren Motivationen und Verhaltensweisen unter sie subsumierbar sind. Durch diese Überdehnung werden jedoch ihre Aussagen und Begründungen in hohem Maße beliebig.

Der insgesamt unbefriedigende Stand verschiedener psychoanalytischer Motivationskonzepte, auch solcher, die sich vom anaklitischen Modell gelöst haben, manifestiert sich nach Lichtenberg in den vergangenen und gegenwärtigen Auseinandersetzungen der verschiedenen Schulen der Psychoanalyse um das Motivationsprimat des menschlichen Erlebens und Verhaltens: Traumatheorie versus Triebtheorie; Sexualtriebe versus Ich- und Selbsterhaltungs-Triebe; Sexualtriebe versus destruktiver Triebe und bei der Frage, ob es für Bindungsverhalten einen primären Antrieb gibt oder ob es lediglich Folge libidinöser Triebe ist (vgl. Greenberg & Mitchell, 1983).

5.1.1.3. Warum Freuds Trieblehre als Kern der psychoanalytischen Metapsychologie nicht einfach aufzugeben ist

Das primäre Anliegen der Psychoanalyse ist es die Struktur menschlicher Motivation aufzuklären. Diese Tatsache, die uns in dieser Arbeit noch mehrfach beschäftigen wird, wird nochmals daran deutlich, daß gerade die *Triebtheorie*, als ein umfassendes Motivationsmodell, gemeinhin als der Kern der psychoanalytischen Metapsychologie angesehen wird (vgl. Bowlby, 1975; Eagle, 1988, S. 7 und Opatow, 1989). "Tatsächlich kann die Debatte über die Metapsychologie reduziert werden auf die Debatte über die Triebtheorie" (Opatow, 1989, S. 647. Übersetzt: D. K.). "Die Freudsche Triebtheorie ist eine jener allumfassenden Motivationstheorien menschlichen Verhaltens, nach denen *jedes* Verhalten - das kognitive, zwischenmenschliche, gesellschaftliche usw. - direkt oder indirekt so aufgefaßt wird, daß es im Dienste angeblich fundamentaler oder primärer Triebe steht oder ein Ausdruck derselben ist" (Eagle, 1988, S. 7).

Obwohl ihre theoretische Konsistenz, ihre wissenschaftliche Aussagekraft und ihre empirische Belegbarkeit mittlerweile zurecht angezweifelt wird, sprechen gewichtige Gründe gegen den völligen Verzicht auf eine Metapsychologie. Die Metapsychologie war ein Versuch Freuds, die Psychoanalyse auf eine organische Grundlage zu stellen, um sie damit naturwissenschaftlich fundieren zu können. Freud stützte seine Hoffnungen, daß dies gelingen könnte, auf die Annahme, daß die Beziehung zwischen Leib und Seele, die der Identität sei¹¹ (vgl. Rubinstein, 1976). Diese Bestrebungen

¹¹ "Drittens muß man sich daran erinnern, daß all unsere psychologischen Vorläufigkeiten einmal auf den Boden organischer Träger gestellt werden sollen" (Freud, 1914, S. 46).

werden zwar auch heutzutage noch weiterverfolgt, es bestehen aber noch immer beträchtliche Erklärungslücken. Von anderer Seite wird diese leib-seelische Identität deutlich attackiert. Um diesen Vorstoß zusätzlich zu legitimieren, wird darauf verwiesen, daß er auch eine emanzipatorische Komponente beinhaltet, da eine Befreiung von der leib-seelischen Einheit der Psychoanalyse ein großes Maß an Unabhängigkeit und Selbständigkeit gegenüber organisch fixierten Ansätzen einräumt. Die extreme Auslegung dieser Auffassung mündet teilweise in die Aufforderung, sich von jeglicher Metapsychologie loszusagen¹² (Vgl. die Diskussionsbeiträge von Rubinstein, 1976; Thomä & Kächele, 1985; Eagle, 1988, S. 187-228; Gill, 1984).

Man stelle sich die Forderung nach einer metapsychologie-freien Psychoanalyse übertragen auf die Physik vor, was etwa der Forderung nach der Aufgabe des Erklärungsmodells der Newtonschen Mechanik, der Quantentheorie oder der Relativitätstheorie gleichkäme. Die Folgen lassen sich unschwer ausmalen. Es wäre historisch sicherlich zu unzähligen, isolierten 'Minitheorien' verschiedener physikalischer Phänomene gekommen, ohne daß ihre gemeinsame Erklärungsgrundlage und Bezogenheit zueinander erkannt und systematisiert worden wäre. So wären möglicherweise in der Mechanik Fall-, Energie-, Reibungsgesetze usw. als unverbundene, singuläre Kausalmodelle für scheinbar unzusammenhängende Erscheinungen konzipiert worden. Die bis heute erreichten, grundlegenden physikalischen Erkenntnisse wären auf der Basis einer solcherart dissoziierten Theorie kaum denkbar. Das heißt natürlich nicht, daß umfassende Rahmenmodelle eine letztendliche Gültigkeit und einen universalen Erklärungsanspruch für sich beanspruchen können, im Gegenteil: Eine ständige Revision metatheoretischer Rahmenmodelle ist unausweichlich, da sich immer wieder Phänomene finden werden,

Diese Position hat in jüngster Zeit wieder eine sehr starke Unterstützung von der Biologie erfahren. Norbert Bischof hat in einem ausgezeichneten und grundlegenden Artikel zu neueren Emotionstheorien (1989) aus einsichtigen, biologischen Grundannahmen das Modell einer solchen Identitätstheorie in fast zwingender Weise abgeleitet.

¹² Um der Widersprüchlichkeit und Angreifbarkeit der spekulativen, psychoanalytischen Metapsychologie zu entgehen, wurde meiner Meinung nach, die von Freud begonnene Suche nach Konzepten der leib-seelischen Einheit zu vorschnell aufgegeben und auf die Annahme eines psycho-physischen Interaktionismus übergeschwenkt. Dieser Interaktionismus geht von zwei getrennten, doch miteinander interagierenden leib-seelischen Ebenen aus. Dabei wird meist das emergentistische Modell nach Popper und Eccles (1982) favorisiert. Der emergentistische Grundsatz läßt sich wie folgt formulieren: "Psychische Phänomene sind nur soweit biologisch erklärbar, als sich zu ihnen (peripher) physiologische Begleiterscheinungen nachweisen lassen. Wo dieser Nachweis nicht erbracht werden kann, müssen außerbiologische Erklärungsprinzipien herangezogen werden. Das Bild, das sich der Emergentismus macht, läuft nun auf eine substantielle Trennung von 'Leib' und 'Seele' hinaus." (Bischof, 1989, S. 190). Bischof zeigt sehr schön - und bestätigt damit auch die Kritik Rubinsteins (1980) -, daß der Glaube man stünde damit eher auf dem Boden gesicherter, moderner naturwissenschaftlich Erkenntnis, wie dies z.B. von Thomä & Kächele 1985, behauptet wird, zu unrecht besteht. Diese Auffassung degradiert das Psychische keinesfalls zu einem Epiphänomen des Physischen, wie man vielleicht einwenden könnte. Mit gleichem Recht könnte man in der Physik fordern, da stromdurchflossene Leiter ein Magnetfeld evozieren, alle sich ergebenden magnetischen Erscheinungen als Epiphänomene des Stromes zu betrachten. Doch 'unglücklicherweise' haben nicht nur alle Änderungen im Stromfluß einen Effekt im Magnetfeld oder erzeugen dies erst, sondern auch alle Feldänderungen wirken auch auf den Strom oder erzeugen ihn erst. Es besteht gemäß der leib-seelischen Beziehung eine völlige Abhängigkeit der Ebenen voneinander, aber keine ist einfach in der anderen auflösbar.

die sich mit den ursprünglichen Prämissen als unvereinbar erweisen. Oder es eröffnen sich Bereiche neuer Fragestellungen in Forschung und Praxis, die von der vorangegangenen Konzeptualisierung nicht erfaßt wurden. Immer mehr Aspekte des menschlichen Erlebens, Verhaltens, der Informationsverarbeitung, der Physiologie usw. müssen für ein Verständnis des Systems Mensch-Umwelt berücksichtigt werden, um eine der Wirklichkeit entsprechende Theorie zu bilden, die so umfassend und differenziert ist, wie es die betrachteten Fragestellungen und praktischen Anforderungen verlangen. Das gilt auch in besonderem Maße für psychotherapeutisch relevante Fragen. Dadurch steigen die Anforderungen an solche Rahmenmodelle beständig. Andererseits ist die Vorläufigkeit und Begrenztheit jeglicher Rahmenmodelle im Bereich eines so komplexen und unübersehbaren Feldes wie dem des menschlichen Erlebens und Verhaltens evident; macht Meta-Modelle aber aus den oben genannten Gründen nicht gleichzeitig entbehrlich. Ein Ausweg aus diesem Dilemma wären indessen untereinander kompatible Theorie-Bausteine verschiedener humanwissenschaftlicher Forschungszweige, wie z.B. der Psychologie; der Kognitionswissenschaften und der Informatik; der Biologie und ihrer Teildisziplinen, der Ethologie und Evolutionstheorie; der Physiologie, usw. Die vielen Fragen, die sich bei dem Versuch ihrer Integration auftun, sind jedoch im Augenblick noch nicht überblickbar, geschweige denn lösbar. Dessen ungeachtet zeichnet sich vielerorts schon eine Annäherung verschiedener Modelle aneinander ab, so daß u.a. lerntheoretische Hypothesen, psychoanalytische Konzepte und Modelle der Kognitionswissenschaften bereits teilweise miteinander verbindbar sind, wie dies z.B. das von Mardi J. Horowitz herausgegebene Buch: "Person Schemas and Maladaptive Interpersonal Patterns" (1991) dokumentiert. Ein anderer Ausweg ist eine von vorneherein auf eine systemische Sichtweise angelegte Theorie, wie sie z.B. Louis Sander dringend für nötig hält und in Ansätzen bereits formuliert, indem er biologische, soziale, evolutionäre und psychoanalytische Elemente in ein Mensch-Umwelt-Modell integriert (1989).

Wir kommen nun zu den Funktionen der Freudschen Metapsychologie, die sich aus der Struktur des psychoanalytischen Lehrgebäudes selbst ergeben.

Welche Unzulänglichkeiten in verschiedenen Aspekten der Triblehre auch immer liegen mögen, grundsätzlich war Freuds Bestreben nach einer tieferreichenden Erklärungs-Ebene alltäglicher, psychischer Phänomene zu suchen, wohl gerechtfertigt. So schreibt Benjamin Rubinstein (1976, S. 260. Übersetzt: D. K.): "Die Funktion der Metapsychologie ist es genau, die Vorannahmen zu begründen, die durch die allgemeinen klinischen Hypothesen repräsentiert werden." Und Eagle:

Nach Freuds Auffassung bildeten die Triebe stets das Substrat psychischer Phänomene, die der Beobachtung leichter zugänglich waren. Aber die größte Herausforderung, der sich Freud stellte - und dies bildete stets das zentrale Spannungsmoment in der psychoanalytischen Theorie - , war die Notwendigkeit, die empirische Beziehung zwischen etwas wie - sagen wir einmal - einer Hormonausschüttung oder, ganz allgemein, zwischen der neurophysiologischen Ebene einerseits und einem Wunsch, Plan, Gefühl oder Ziel andererseits zu verstehen und diese verschiedenen geistigen Räume miteinander zu integrieren. Diese Suche nach einer tieferen Ebene der Erklärung halte ich für das eigentlich Signifikante der Freudschen Metapsychologie (Eagle, 1988, S. 191).

Ob jemals das Ziel erreicht werden kann, zwischen diesen verschiedenen Abstraktionsebenen des komplexen psychoanalytischen Sujets strenge Kausalgesetze zu formulieren, scheint fraglich, trotzdem enthebt es den Psychoanalytiker nicht davon, nach den tieferen Prinzipien und Regelmäßigkeiten seines Denkens und Handelns zu fragen: "Der Impuls, eine Darstellungsform zu entwickeln, die beobachteten Phänomenen auf einer theoretischen und abstrakteren Ebene erklären zu können, ist derselbe, der hinter allen wissenschaftlich theoretischen Bemühungen steht, nämlich, die Ordnung und Realität aufzuspüren, die den Erscheinungen zugrunde liegt" (Eagle, 1988, S. 196).

"... Allein die Vorstellung einer reinen klinischen Theorie, die von keinerlei Metapsychologie befleckt ist, ist illusorisch." (Eagle, 1988, S. 191). Kohut z.B. forderte "metapsychologische Annahmen zu vermeiden und sich auf erlebnisnahe, empathisch gewonnene Begriffe zu beschränken" (Eagle, 1988, S. 193). Gleichwohl wimmelt es in seinen Schriften nur so von metapsychologischen Begriffen und Spekulationen. Auch viele andere namhafte Psychoanalytiker plädieren dafür, die auf überkommenen Biologismen beruhende Metapsychologie fallenzulassen und sich allein auf klinische Begriffe zu beschränken (vgl. z.B. Mi. Klein 1976; Rycroft, 1966; Gill, 1976). Die von Eagle bezeichnete Illusion liegt jedoch darin, daß "alle Tatsachenbeobachtungen um mit Popper (1972) zu sprechen, theoriendurchtränkt" sind (Eagle, 1988, S. 204). So konnte schon vielfach, nicht nur in der Psychoanalyse, gezeigt werden, daß Psychotherapeuten bei ihren Patienten gerade die Phänomene verstärkt vorfinden, die im Einklang mit ihrer theoretischen Orientierung stehen. Darüberhinaus produzieren sie durch unbewußte kommunikative Signale gerade die Reaktionen und Verhaltensweisen bei ihren Patienten, die mit ihren Erwartungen übereinstimmen.

Gerade die Psychoanalytiker sollten sich bewußt sein, daß alle vermeintlich theorieneutralen Beobachtungsdaten Ergebnis eines bilateralen Dialoges und bipolaren Systems sind. Dagegen kann jeder Versuch sich an einem theoretischen Unterbau zu orientieren, diesen ständig zu reflektieren und in Frage zu stellen und so in den therapeutischen Prozeß einzubeziehen, gemäß der psychoanalytischen Grundüberzeugung als Bewußtmachung von Unbewußtem verstanden werden. Und zwar in dem Sinne, daß auf diese Weise oft unbewußte und implizite Therapeutenerwartungen, Haltungen und Einstellungen explizit formuliert werden können, d.h. greifbar werden und damit Teil eines (Selbst-)kritischen Reflexionsprozesses.

Wie die Psychotherapie-Forschung mittlerweile vielfach gezeigt hat, handeln Therapeuten auch nach 'naiven' Kausalmodellen. Diese Modelle existieren oft unausgesprochen und unerkannt, aber auch als explizit formulierte Glaubensbekenntnisse oder persönliche 'Mini-Theorien'. Die Aufforderung zum Verzicht auf jegliche metapsychologische Annahmen und Erklärungsebenen gerät deshalb bei genauerem Hinsehen sehr stark in Gefahr, dazu beizutragen, daß diese persönlichen Hypothesen nicht systematisiert und in den psychoanalytischen Diskurs eingebracht werden und deshalb für eine Weiterentwicklung einer interventionsleitenden Praxeologie 'verschenkt' werden. Im Gegensatz dazu bietet ein

metapsychologischer Unterbau, die Möglichkeit einzelne, klinische und ätiologische Kausalvorstellungen zu systematisieren, zu ordnen und in einen erklärenden Zusammenhang zueinander zu setzen und die Weiterentwicklung einer 'Theorie der Praxis` zu fördern.

Die Triebtheorie verschafft der Psychoanalyse ihre originäre Qualität, indem sie ihr den psychodynamischen Aspekt hinzufügt, ohne den sie zu einer besonderen Art reduktionistischer kognitiver Theorie und Therapie zu verarmen droht, die auch in der Verhaltenstherapie in dieser Form überholt ist. Die Annahme beweglicher und verschiebbarer Energien und Antriebe - welcher physisch-psychischen Natur auch immer - birgt die besondere Qualität dieses Erklärungsmodells menschlichen Erlebens und Verhaltens. Erst dieser Zuschlag kann z.B. die Resistenz psychopathologischer Strukturen gegen 'affektlose` Einsicht und bloßes Verstehen ihrer Psychogenese teilweise begreifbarer machen. Die Trieblehre impliziert nämlich, daß durch früh entstandene Strukturen mächtige libidinöse und affektive Ströme kanalisiert wurden, die erst einen neuen Abfluß benötigen, damit echte Selbsterkenntnis und kognitive Umstrukturierung wirksam werden kann. Obwohl natürlich auch kognitive Fehlanpassungen zur Ausbildung pathogener Phänomene beitragen, muß wohl fast jeder erfahrene Therapeut bei seinen Patienten die Erfahrung machen, daß neurotisches Leiden und Probleme, trotz des Verständnisses für ihre Entstehung, trotz neu erworbener und effektiverer Copingstrategien und trotz der Einsicht, daß Selbstbild und Weltbild oft unangemessen sind, fortbestehen. Die komplexen und starken *Antriebs*strukturen verleihen dem psychischen System quasi eine erhöhte 'kinetische Energie`, die eine Ablenkung in leidensfreiere und gesündere Bahnen erschwert.

Ich meine auch, daß untereinander so heterogene Verhaltensweisen wie Fanatismus, Triebverbrechen und sexuelle Störungen aller Art, affektive Störungen, Streitlust und überaggressives Verhalten, Vorurteile usw. sich ohne die Annahme starker innerer Triebkräfte nicht befriedigend erklären lassen. Die Trieblehre ist sozusagen der Knoten im Taschentuch der Psychoanalyse, der stetig daran erinnert, daß der Mensch nur unter der Einbeziehung seiner triebhaften Leidenschaften wirklich zu verstehen ist und verleiht gerade dadurch der Psychoanalyse eine eigenständige und humane Dimension. Die Vorstellung, daß es einen stetigen inneren Energiefluß gibt, der eine konstante innerpsychische Motivationsquelle bildet, ist vielleicht mechanistisch, spekulativ und läßt sich bisher biologisch nicht belegen, ist aber zumindest introspektiv einsichtig und intersubjektiv nachvollziehbar. Die Sichtweise, daß diese inneren Antriebe durch lebensgeschichtliche Erfahrungen und Konflikte zu produktiven, aber auch zu kontraproduktiven Verwirklichungs- und Ausdrucksformen finden können, macht die oft starke und persistierende Dynamik konflikthafter Erfahrungen verständlicher, gerade auch dann, wenn eine geänderte, aktuelle Lebenssituation zu dieser Dynamik eigentlich weniger oder keinen Anlaß mehr bieten sollte. Die eingeübten und gebahnten Muster nach denen triebhafte Strukturen sich Geltung und Ausdruck verschaffen, scheinen durch ihre starke Kraft und Dynamik und ihre evolutionsgeschichtlich erworbene Bedeutung sozusagen eine tiefe und deshalb schwer zu ändernde Spur in der psychischen Organisation des Individuums zu hinterlassen.

Der Widerspruch aus den unverzichtbaren Aufgaben, die die Triebtheorie im psychoanalytischen Lehrgebäude erfüllt und ihren gleichzeitig vorhandenen Mängeln, mündet in der Notwendigkeit, nach einem Konzept zu suchen, das einerseits diese Aufgaben erfüllen kann, auf der anderen Seite von den aufzeigbaren Mängeln weitgehend frei ist. Es ist ein Konzept von Nöten, das, ebenso wie die Trieblehre, eine Basis sein kann, von der aus die höheren und weniger allgemeinen Ebenen des psychoanalytischen Theoriegebäudes zumindest teilweise deduzierbar sind. Mit anderen Worten: Die Psychoanalyse braucht ein neues, tragfähiges Rahmenmodell für eine *Theorie der Praxis*.

5.1.2. Freuds 'primärer Narzißmus`

Das nächste psychoanalytische Konzept, das ich einer kritischen Betrachtung unterziehen möchte, ist das Konzept des *primären Narzißmuses*. Freud gebraucht diesen Ausdruck meines Wissens nur einmal und zwar im 'Abriß der Psychoanalyse` (1940, S. 13): "Es ist schwer, etwas über das Verhalten der Libido im Es und im Überich auszusagen. Alles was wir wissen, bezieht sich auf das Ich, in dem anfänglich der ganze verfügbare Betrag von Libido aufgespeichert ist. Wir nennen diesen Zustand den absoluten primären *Narzißmus*. Er hält so lange an, bis das Ich beginnt, die Vorstellungen von Objekten mit Libido zu besetzen, narzißtische Libido in *Objektlibido* umzusetzen. Über das ganze Leben bleibt das Ich das große Reservoir, aus dem Libidobesetzungen an Objekte ausgeschickt und in das sie auch wieder zurückgezogen werden, wie ein Protoplasmakörper mit seinen Pseudopodien verfährt". Freuds Annahmen gegenüber der primären Quelle der Libido sind widersprüchlich. 1923 schreibt er im Gegensatz zu oben (1923, S. 312): "Zu Uranfang ist alle Libido im Es angehäuft". Diese Widersprüchlichkeiten wollen wir hier übergehen¹³. Worin sich Freud über die Zeiten jedoch treu bleibt, ist die Annahme, daß zu Beginn des Lebens noch keine Bezogenheit auf die Umwelt wahrgenommen und empfunden wird, da die Triebmotivationen auf die eigene Person gerichtet sind, oder wie Freud es ausdrückt, es steht noch keine freie Objektlibido zur Verfügung. Aus dieser völligen 'Selbstbezogenheit` resultiert eine ebenso vollständige Nichtexistenz der Außenwelt: "Einen Anfangszustand stellen wir uns in der Art vor, daß die gesamte verfügbare Energie des Eros, die wir von nun ab *Libido* heißen werden, im noch undifferenzierten Ich-Es vorhanden ist ..." (1940, S. 11). Wegen der anfangs vollständig narzißtisch gebundenen Libido und der fehlenden Objektwelten die sich erst durch Libidobesetzungen konstituieren - sind Innenwelt und Außenwelt in Wahrnehmung und Vorstellung in dieser Phase vollständig ungeschieden. Aus der Sicht des Kindes gibt es in dieser Zeit weder eine Außenwelt noch eine Welt der eigenen Person, sondern es existiert nur *eine* Sphäre, die sich aus dem Kind selbst und der es unmittelbar umgebenden Außenwelt zusammensetzt. Bei der Anerkennung der Existenz der

¹³ Der interessierte Leser sei auf die Diskussion dieser Fragen durch die Herausgeber der Freud Studienausgabe im Anhang zu 'Das Ich und das Es` verwiesen (1923, S. 327) und auf Sibylle Drews und Karin Brechts Buch '*Psychoanalytische Ich-Psychologie`* (1982).

Außenwelt ist nach Freud ein Urhaß zu überwinden. Diese Überwindung erfolgt nach und nach aus der Notwendigkeit zur Triebbefriedigung an einem Triebobjekt.

Lichtenberg beschreibt die Vorstellung des primären Narzißmus wie folgt: "Frühere Ansätze der ersten Lebenswochen zeichneten ein Bild eines in einer narzißtischen Hülle lebenden Säuglings, der durch eine Reizschranke geschützt wird. In diesem narzißtischen Stadium, brechen Hunger oder andere physiologischen Bedürfnisse, wenn sie sich intensivieren, in den reinen Lustzustand des Neugeborenen-Nirwanas ein und führen dazu, daß aggressive Impulse im Kind geweckt werden und es schreit. Es wurde von der Psyche des Kleinkindes angenommen, daß sie in einem extrem geringen Ausmaß auf Umwelt reagiert, allein durch sehr primitive Bedürfnisse, wie Hunger und aggressive Entladung wird dieser Zustand durchbrochen. Die Existenz der äußeren Welt wird nur anerkannt, wenn von ihr Störungen dieses harmonischen Zustandes gemindert werden. In einer späteren Entwicklungsphase, wenn das hungrige Kind das Objekt 'entdeckt' und als Quelle der Bedürfnisbefriedigung 'erkennt', nimmt es sich und die Quelle der Bedürfnisbefriedigung in einer ozeanisch verschmolzenen oder vereinigten Zweieinheit wahr. Nach und nach führen Verzögerungen bei der Bedürfnisbefriedigung zu einer umfassenderen Differenzierung des externen Objektes, zu dem das Kind eine anaklitische oder symbiotische Beziehung aufbaut" (Lichtenberg, 1989, S. 31. Übersetzt: D. K.).

Die vorne beschriebenen sensiblen und differenzierten Wahrnehmungsfähigkeiten des Säuglings sprechen gegen die Annahme, daß der primäre Narzißmus die Folge eines Wahrnehmungsdefizits ist. Das Bild, daß das Baby keine Außenwelt anerkennt, weil es keine sieht und hört, sondern nur einen ungeordneten Reizinput empfängt, ist unhaltbar. Wie man mittlerweile weiß, beschränkt sich seine Wahrnehmung nicht auf diffuse propriozeptive, interozeptive und homöostatische Wahrnehmungen.

Selbst wenn man die Beschreibung des primären Narzißmus, nicht als die Beschreibung eines Wahrnehmungsmodus versteht, sondern als die Beschreibung eines Erlebnismodus, läßt sich begründen, warum sie eher unzutreffend ist, obwohl sich keine überprüfbareren Aussagen über das Erleben eines Säuglings machen lassen: Nach Freud ist die primärnarzißtische Erlebnisweise letztlich im Triebgeschehen motiviert. Die originäre Abneigung Nicht-Ich-Aspekte der Welt libidinös zu besetzen (Urhaß), wäre nach dieser Sichtweise verantwortlich für die Einschränkung von ganzheitlichen Erlebnisweisen. Aber gerade diese libidotheoretische Begründung und Beschreibung der frühkindlichen Entwicklung gilt mittlerweile als sehr fragwürdig und inkonsistent (s.o.).

Vorausgesetzt man akzeptiert, daß eine wie auch immer geartete, starke 'egozentrische' motivationale Komponente das frühe Erleben beherrscht, müßte sich dieselbe Kraft auch markant auf der Wahrnehmungsebene äußern, z.B. in Form von selektiver oder eingeschränkter Wahrnehmung. Es gibt derzeit keinen einsichtigen Grund diesen Wirkungszusammenhang, der u.a. auch in projektiven Testverfahren bei Erwachsenen zur Geltung kommt, beim Säugling als nicht existent anzunehmen, da gerade bei ihm Motivationen ihre Wirkung, bedingt durch das Fehlen verinnerlichter, sozialer Normen, noch sehr ungebrochen entfalten müßten. Wie Stern (1985) zeigen

konnte, sprechen fast alle Befunde und daraus ableitbaren Argumente gegen eine Art omnipräsenter Ich-Bezogenheit in der Wahrnehmung, im Gegenteil: Das Kind ist schon zu Beginn seines Lebens in der Lage sich und die Welt als getrennt wahrzunehmen und zu empfinden. Auch andere Studien zur frühen Mutter-Kind-Interaktion zu zeigen, wie schnell und differenziert der Säugling auf Signale der Mutter reagiert und selbst innerhalb des Mutter-Kind-Systems initiativ wird (vgl. z.B. Beebe & Lachmann, 1988). Er kann Signale der Außenwelt sehr genau wahrnehmen. Die logische Konsequenz dieser Überlegungen läßt auch die Annahme früher Versunkenheit im narzißtischen Erleben als sehr fragwürdig erscheinen.

Ich möchte nun weitere psychoanalytische Konzepte besprechen, die mit der Annahme des primären Narzißmus einige Gemeinsamkeiten aufweisen oder gar auf ihr beruhen.

5.1.3. Hartmanns 'undifferenzierte Matrix'

Wir werden uns hier im Kontext der 'Psychoanalytischen Ich-Psychologie' bewegen, die ursprünglich ein Teil von Freuds Theorie war und sich im Gefolge von Heinz Hartmann und Anna Freud als eigene psychoanalytische Schule etablierte und weiterentwickelte. Ihr sind Analytiker wie Rapaport, Kris, Loewenstein und Gill zuzurechnen.

Hartmann knüpft an Freuds erstem triebtheoretischen Modell an, welches einen natürlichen Dualismus zwischen Selbsterhaltungs- und Sexualtrieben annimmt (Freud, 1910, S. 210). Hartmann geht davon aus, "daß beide, das Ich und das Es, sich als Ergebnis einer Differenzierung aus einer Matrix tierischer Instinkte entwickelt haben. Aus dieser Matrix hat sich nicht nur das für den Menschen spezifische 'Organ' der Anpassung, das Ich entwickelt, sondern auch das Es" (Hartmann 1950, S. 125). Weiter schreibt die Ich-Psychologie "dem Ich eine eigene Energie [zu], die sich qualitativ dadurch von Triebenergie unterscheidet, daß sie per se bereits abfuhrgehemmt ist" (Dreux & Brecht, 1982, S. 248). Dadurch erhält das Ich energetisch eine größere Unabhängigkeit und Stärke¹⁴. Aus dieser abfuhrgehemmten Energie schöpfen die Selbsterhaltungstribe die Kraft, die sie dem Ich zur Verfügung stellen können. Das Ich wird so prinzipiell in die Lage versetzt seiner Aufgabe der realitätsangemessenen Triebbefriedigung durch Unterdrückung, Hemmung, Verzögerung und Lenkung der Triebimpulse gerecht zu werden. Hartmann geht von angeborenen Ich-Strukturen aus, die seiner Ansicht nach als "Apparate der Motorik, Wahrnehmung und Gedächtnis ..., [die] als psychologische Regulationseinheiten in Beziehung zu diesen Organen zu verstehen sind" (Beschreibung der Sichtweise Hartmanns in Rapaport & Gill, 1959, S. 803, zitiert nach: Dreux & Brecht, 1982, S. 213). Diese Ich-Komponenten sind beim Säugling jedoch erst rudimentär entwickelt und noch nicht unter einem eigenständigen, kohärenten Ich integriert. Da alle Ich-Anteile noch mit den Anteilen des Es verschmolzen sind, kann das Ich seiner eigentlichen Aufgabe, als Gegenspieler und Regulator der ungesteuerten (Sexual-)Triebe, noch nicht gerecht werden. Neurologische und kognitive Unreife bedingen also, daß die Triebe völlig ungehindert ihre Herrschaft über den Säugling ausüben und führen zu unvollständigen oder gar illusorischen Wahrnehmungen. Selbst einfachste Realitätsprüfung, Unterscheidung von Wahrnehmung und (Wunsch-)Vorstellung bzw. Halluzination und die Differenzierung von Selbst und Außenwelt (vgl. Hartmann, 1952, S. 167) werden von Hartmann an einen bestimmten Stand der Ich-Entwicklung geknüpft und somit zu Beginn des ersten Lebensjahres als fehlend angenommen. Das Kind ist nach dieser Auffassung freier Spielball seiner Triebimpulse, unfähig zu jeglicher Interaktion, die nicht als unmittelbare und reflexhafte Antwort auf dargebotene Signale zur möglichen Triebbefriedigung gesehen werden kann.

¹⁴ Die Annahme einer qualitativ anderen Triebenergie mündet in der Ich-Psychologie teilweise sogar in eine unklare Sprachregelung bei der meistens, aber keineswegs durchgängig, wenn von Trieben und Triebenergie die Rede ist, alleine auf die Sexualtriebe Bezug genommen wird.

Diese Ansicht, daß der Sexualtrieb in der allerfrühesten Kindheit als die einzig verhaltensmotivierende und steuernde Kraft zu gelten habe und daß eine triebunabhängige und differenzierte Wahrnehmung der Außenwelt, inklusive ihrer Speicherung im Gedächtnis nicht vorhanden sei, trifft mit großer Wahrscheinlichkeit nicht zu, wie ich im Zusammenhang mit der Besprechung des Experiments von Papousek & Papousek (1975) gezeigt habe (Zur Erinnerung: In diesem Experiment konnten 4 Monate alte Säuglinge lernen durch genau definierte Kopfdrehungen eine Lichterkette anzuschalten). Dieses Experiment zeigt: Die Säuglinge nehmen ihre Umwelt sehr genau wahr, sie reagieren eindeutig auf sie und sie können sich über längere Zeit an Erfahrungen mit der Umwelt erinnern. Hingegen läßt sich triebtheoretisch im Sinne Hartmanns nur schwer erklären, daß die Kinder den Bewegungsablauf, der die Lampen zum leuchten bringt, trotz vieler anfänglicher Mißerfolge und trotz einer in dieser Phase nicht erkennbaren oder zumindest zweitrangigen Triebbefriedigung, erlernen (siehe auch S. 47 in diesem Text). Die von Hartmann postulierte anfängliche völlige Beherrschtheit des Kindes durch seine ungesteuerten Triebe, ist in diesem Beispiel nicht erkennbar.

Auch Bowlbys einsichtige Annahme der Eigenständigkeit früher Bindungsmotive scheint mir gegen Hartmanns Sichtweise zu sprechen. Ergo: Wenn die Kinder nicht unter der einschränkenden Herrschaft eines oder zweier Triebe stehen, sondern noch andere Motive ihr Erleben und Verhalten beeinflussen, fällt auch die verengende Befangenheit der Wahrnehmung und des Erlebens durch den Einfluß des Triebgeschehens weg.

5.1.4. Spitz` 'objektlose Stufe`

Die objektlose Stufe oder Stufe der Nichtdifferenziertheit, wie Spitz sie auch nennt, ist in etwa zeitgleich mit der des primären Narzißmus anzusetzen und schließt inhaltlich auch Hartmanns *undifferenzierte Phase* ein, wobei Spitz betont, daß die objektlose Stufe umfassender zu sehen ist, da neben der fehlenden Differenzierung zwischen Es und Ich, Bewußtem und Unbewußtem auch "nicht-psychoanalytische, beobachtbare Aspekte, wie z.B. neuromuskuläre, physiologische und Verhaltensaspekte, so etwa Wahrnehmung und Handeln" (Spitz, 1987, S. 53) eingeschlossen seien. "Auf der Stufe der Nichtdifferenziertheit gibt es keine klare Unterscheidung zwischen Psyche und Soma, zwischen Innen und Außen, zwischen Trieb und Objekt, zwischen 'Ich` und 'Nicht-Ich`, ja nicht einmal zwischen verschiedenen Regionen des Körpers" (Spitz, 1987, S. 53). "Auf dieser Stufe kann das Neugeborene ein 'Ding` nicht von einem anderen unterscheiden; es kann ein (äußeres) Ding nicht von seinem eigenen Körper unterscheiden und es erlebt die Umgebung nicht als etwas, das getrennt von ihm ist. Darum nimmt es auch die bedürfnisbefriedigende, nahrungsspendende Brust, wenn überhaupt, als einen Teil seiner selbst wahr" (Spitz, 1987, S. 53)¹⁵. Der Wahrnehmungsapparat ist gegen Einflüsse aus der Umwelt durch eine sehr hohe Reizschranke geschützt,

sie bewahrt den Säugling während der ersten Lebenswochen und Monate vor der Wahrnehmung von Umweltreizen. Infolgedessen glauben wir mit Recht behaupten zu können, daß ganz sicher während der ersten Tage und in abnehmendem Maß auch während des ersten Monats die Außenwelt für den Säugling nicht existiert. ... Ebenso unannehmbar [wie Mutmaßungen zu Unlustbekundungen *in utero*] erscheinen mir *die Spekulationen über sensorische Wahrnehmungen während der Geburt oder über psychische Aktivität im Neugeborenen und das Erwachen geistig-seelischer Funktionen in den ersten Wochen und Monaten nach der Geburt*" (Spitz, 1987, S. 53. Hervorhebungen: D. K.).

Spitz geht sogar soweit zu sagen, daß Säuglinge aus neurologischer Unreife unmittelbar nach der Geburt blind sind. Die ganzen ersten sechs Lebensmonate können sie noch keine kohärenten visuellen Objekte bilden und empfangen stattdessen nur einen unzusammenhängenden sensorischen Input (vgl. Spitz, 1987, S. 60). "Die Unfähigkeit des Säuglings seine Umgebung wahrzunehmen, dauert ein paar Wochen lang" (Spitz, 1987, S. 68). Dieses unterschätzende Bild der Wahrnehmung kann angesichts der in Kapitel 4 berichteten Erkenntnisse nicht mehr aufrechterhalten werden.

Vor dem Hintergrund der Untersuchungsergebnisse zur visuellen Wahrnehmung bei Säuglingen von eins bis fünfzehn Wochen von R. L. Fantz (1958) präzisiert Spitz seine Annahmen (vgl. Spitz, 1987, S. 76). Fantz hatte festgestellt, daß Säuglinge eine angeborene Formwahrnehmung haben. Spitz stellt diesen Ergebnissen seine Erklärung entgegen, daß unterschiedliche Formen zwar bemerkt, aber nicht unterschieden werden,

¹⁵ Piaget, ein streng kognitiv orientierter Entwicklungspsychologe, hatte zu diesem Punkt ganz ähnliche Hypothesen: "Gemeint ist damit, daß der Säugling überhaupt nicht zwischen einer Außenwelt, die aus vom Subjekt unabhängigen Objekten zusammengesetzt ist, und einer Innen- oder subjektiven Welt unterscheidet" (Piaget, 1981, S. 26).

im Sinne eines bloß 'apperzeptiven Prozesses` ohne tatsächliches Sehen von kohärenten Strukturen. Doch auch diese Behauptung, daß frühe Wahrnehmung ein Vorgang ohne synthetisierende und Kohärenz-stiftende Funktionen ist, kann keine Gültigkeit mehr beanspruchen, wie u.a. folgendes Experiment verdeutlicht: Man gibt 26-37 Tage alten Säuglingen einen glatten Schnuller oder einen mit Noppen, ohne daß sie diesen auch sehen können und zeigt ihnen nachher zwei Bilder von Schnullern, worauf ein Schnuller mit Noppen abgebildet ist, und auf dem anderen einer ohne, beide sind deutlich größer als ihre Originale. Die Babys blicken das Bild, welches den Schnuller darstellt, an dem sie gesaugt haben, signifikant länger an (Meltzoff & Borton, 1979). Dieses Experiment wurde erfolgreich repliziert.

Die hier und vorne berichteten Fähigkeiten zur kreuzmodalen Wahrnehmung, lassen sich kaum erklären, ohne die Existenz *komplexer synthetisierender und die Wahrnehmung organisierende Fähigkeiten* im Sinne Neissers (1979) anzunehmen. Ebenso widersprechen die vielfältigen Befunde zur primären Soziabilität und Intersubjektivität der Annahme, das Kind könne sich und das Objekt nicht unterscheiden, dazu ist das Interaktionsverhalten des Säuglings zu differenziert und zu aktiv. Ich werde auf diesen Punkt weiter unten im Abschnitt zu Margret Mahlers 'Symbiosebegriff' noch näher eingehen.

Spitz geht davon aus, daß zu Beginn des Lebens, die Beziehung zwischen Mutter und Kind auf Seiten des Kindes ganz von angeborenen Antwortmustern regiert wird. Dies wird besonders deutlich in seiner Antwort auf einen Artikel Bowlbys, worin dieser das angebliche Primat des Oralen für die Entstehung des Attachments kritisiert. Er sieht ähnlich wie Bowlby, daß diese Antwortmuster lediglich der Ausgangspunkt und - Kraft ihrer triebhaften, physiologischen Komponente - der Antrieb zur Entwicklung einer Objektbeziehung sind: "They trigger the first psychological process and thus endow object relations with psychological content and meaning. ... Without the intervention of psychological process, no object relations would ever be formed. We might have reflex behavior, but not interrelations of a reciprocal nature which ultimately lead to social relations" (Spitz, 1960, S. 87). Bei Objektverlust in den ersten sechs Monaten - und hier widerspricht er Bowlby - komme es jedoch nicht zu Trauerreaktionen, da dazu in dieser Phase die psychische Organisation des Säuglings noch nicht weit genug entwickelt sei¹⁶. Die Trennung von der Mutter würde vornehmlich auf physiologischer Ebene beantwortet und nicht durch die Bildung und Äußerung psychologischen Schmerzes, da die nötigen Wahrnehmungen, Affekte und Emotionen noch nicht verfügbar seien. Bowlby stellte 1960 die Ansicht Anna Freuds, René Spitz` u.a. infrage, daß alle sozialen Tendenzen des Kleinkindes sekundäre Folge gelungener Triebbefriedigung seien. In der daraus entstandenen kämpferischen Debatte mit Bowlby, wird Spitzens eigene Position noch deutlicher. Er verteidigt eine eindeutig triebzentrierte Auffassung der kindlichen Entwicklung. Seine Verteidigung einer 'ubiquitären` Triebmotivation läuft, wie Morris Eagle (1988, S. 11) herausgearbeitet hat, darauf hinaus, daß Mutter-Deprivation in den ersten sechs Lebensmonaten in erster Linie deshalb für das Kind schädlich sei, weil die Triebreize nicht mehr über triebbefriedigende Interaktionen mit der Mutter zum Erliegen

¹⁶ Spitz hat in seinen späteren Werken diese Ansicht teilweise revidiert oder zumindest gemildert (vgl. 1963, 1965).

kämen und dadurch auf ein schädigendes Ausmaß anwachsen würden, wie dies in ähnlicher Weise schon von Freud (1940, S. 130) angenommen wurde (Vgl. auch Dornes, 1993, S. 138). So schreibt Spitz (1960) "Bowlby rejects my proposition that the damage in the object-deprived infants is caused by their incapacity to turn aggression toward the outside and that, in order to deal with it, they are forced to turn it against the self" (Spitz, 1960, S. 88). "I have to stress once again that in the emotional interchanges with the love object *both* the libidinal *and* the aggressive drive find their discharge" (Spitz, 1960, S. 92). Streng genommen kann man also in dieser Phase nach Spitz noch nicht von Objektverlust reden, da aus der Sicht des Kindes ein Objekt im psychoanalytischen Sinne noch nicht besteht, dazu fehlen die neurologischen und psychischen Voraussetzungen. Das Problematische an dieser Sichtweise scheint mir denn auch zu sein, daß die Unfähigkeit begrifflich-symbolische Repräsentanzen zu bilden, wie es der analytische Objektbegriff zur Voraussetzung hat, als zwangsweise verbunden gesehen wird, mit der Unfähigkeit Affekte und Emotionen zu empfinden und ausdrücken und sich als getrennt von einer anderen Person wahrzunehmen. Tatsächlich gilt es mittlerweile als gesichert, daß Säuglinge schon sehr früh über ein ausgeprägtes affektives Erleben verfügen. Spitzens Behauptung, daß der Säugling im ersten halben Jahr noch gar nicht in der Lage wäre, in differenzierter Weise zu empfinden und nur zwischen Lust- und Unlust-Empfindungen zu unterscheiden vermag, kann nach neueren Forschungsbefunden nicht aufrechterhalten werden. Schon sehr früh können verschiedene Primäraffekte mimisch ausgedrückt werden: Ekel, Überraschung, Interesse/Neugier spätestens ab dem ersten Monat; Freude ab 6 Wochen; Trauer und Ärger ab 3-4 Monaten und Furcht ab dem sechsten bis achten Monat (nach Dornes, 1993, 120). Außerdem sprechen viele gewichtige Gründe dafür, daß Affektausdruck und Affektempfinden simultan auftreten, d.h. Affekte, die der Säugling durch seinen Gesichtsausdruck anzeigt, kann er auch als solche fühlen (a.a.O.).

Auch daß Säuglinge schon sehr früh in der Lage sind, zwischen Ich und Nicht-Ich zu unterscheiden, klang schon an und wird uns in den folgenden Abschnitten noch näher beschäftigen.

Daß frühe Erfahrungen, also auch Objektverluste und die damit verbundenen Affekte trotz der Unfähigkeit begrifflich-symbolische Repräsentanzen vor dem 18. Lebensmonat zu bilden, gespeichert werden und somit einen bis ins Erwachsenenalter fortdauernden Einfluß auf die betroffene Person haben können, habe ich bereits im Abschnitt zu den Gedächtnisleistungen gezeigt.

Zusammengefaßt sind es vier Gründe, die Spitz für die Existenz einer objektlosen Stufe ins Feld führt, die allesamt nach den Erkenntnissen der modernen Säuglingsforschung als widerlegt oder sehr zweifelhaft betrachtet werden müssen:

1. Aus neurologischer und kognitiver Unreife ist der Säugling zu Beginn seines Lebens noch unfähig, zu sinnlicher Wahrnehmung.
2. Er kann den sensorischen Input noch nicht zu kohärenten, bedeutungsvollen Einheiten synthetisieren und somit auch keine Objekte im psychoanalytischen Sinne bilden.

3. Der Säugling ist unfähig differenziert zu empfinden und kann seine sozialen Erfahrungen deshalb auch nicht so komplex organisieren, daß er und seine Objekte sich voneinander scheiden und getrennt gespeichert und erlebt werden können.
4. Dieser Punkt ist Folge der vorangegangenen: Der Säugling ist unfähig sich von seiner Außenwelt getrennt zu erleben.

5.1.5. Mahlers 'normaler Autismus`

Mahler gebraucht erstmalig 1958 den Begriff '*infantiler Autismus`*. Dieses Konzept wird, vor allem die Dauer dieser Entwicklungsphase betreffend, mehrfach umgearbeitet, bis schließlich die ersten vier Wochen nach der Geburt als zu dieser Phase zugehörig, beschrieben werden. Der Säugling hat in dieser Zeit nach Mahler kein Interesse an der Außenwelt, seine Aufmerksamkeit ist nach innen gerichtet, er nimmt die Außenwelt und seine Mutter nicht wahr. Der Säugling ist geschützt von einer Reizschranke. Daß diese Reizschranke schon intrauterin nicht besteht, habe ich bereits in Kapitel 4 gezeigt. Dieses Konzept weist große Ähnlichkeiten mit den zuvor besprochenen auf, jedoch steht hier die besondere Form der Wahrnehmung und Aufmerksamkeit noch stärker im Mittelpunkt. Mahler sieht in den pathologischen Formen des Autismus eine Form von Regression und Fixierung auf den normalen Autismus. Die Beschreibung des normalen Narzißmus gewinnt sie in erster Linie durch den Rückgriff auf seine pathologische Form und aus metapsychologischen Spekulationen, die auf den Annahmen Freuds, Hartmanns und Spitzens beruhen. Äußerst unterrepräsentiert sind bei ihr die empirischen Beobachtungen. Ihre eigenen Informationen stammen fast ausschließlich aus Erfahrungen mit Kindern, die älter als 6 Monate waren, wie sie auch freimütig eingesteht.

Jedoch haben gerade die neueren empirischen Daten ergeben, daß die Aufmerksamkeit des Kindes keinesfalls nur nach innen gerichtet ist, daß Außenreize aktiv gesucht, aufgenommen und verarbeitet werden. Das Aufmerksamkeits- und Wahrnehmungsverhalten verliert schon sehr bald nach der Geburt seine unmittelbare Reiz-Reflex-Determinierung, der Säugling wird schon in den frühesten Interaktionen in bedeutendem Maß selbst initiativ (vgl. Moss & Robson, 1968 und Beebe & Stern, 1977) und zeigt selbstregulatorische Fähigkeiten (vgl. Sander 1988) gegenüber der Reizstimulation. Unter dem Eindruck dieser Erkenntnisse wird nun vielfach eine Relativierung des Autismuskonzeptes gefordert, der Autismus sei keine absolute, sondern eine relative Eigenschaft. Jedoch stützen die Fakten auch diese gemilderte Version in keiner Weise, außerdem läuft diese Relativierung, solange sie nicht präzise bestimmt wird, auf die Immunisierung eines Konzeptes gegenüber falsifizierenden Befunden hinaus.

5.1.6. Mahlers 'Symbiosebegriff'

Margret Mahler setzt für die Symbiose den Abschnitt von vier bis sechs Wochen nach der Geburt bis ca. zum Alter von fünf Monaten an. Im Unterschied zum Autismus ist nun die Aufmerksamkeit und Wahrnehmung in großem Umfang auf die Außenwelt gerichtet, unterstützt auch durch die gewachsenen Fähigkeiten des Kindes in diesem Bereich. Hauptkennzeichen dieser Phase ist nach Mahler (1975, S. 63) die "*halluzinatorisch-illusorische somatopsychisch omnipotente Fusion mit der Mutter*". Als Folge der intrauterinen Verbundenheitserfahrungen und resultierend aus kognitiv-perzeptiver Unreife nimmt das Kind sich und die Mutter nach Mahler zunächst als Zweieinheit wahr. Die Mutter wird nicht als eigene Person, sondern bildlich gesprochen, als der verlängerte Arm der eigenen Person wahrgenommen. Diese enge Verbindung

entspricht sehr stark einem frühen Bedürfnis und wird als sehr befriedigend oder gar paradiesisch wahrgenommen. Damit bleibt dem physiologisch frühgeborenen Menschen auf psychischer Ebene der Uterus noch eine Zeit erhalten. Auch die Außenwelt wird als 'Nicht-Selbst' für sich noch nicht anerkannt, das Kind befindet sich damit grundsätzlich auf präobjekthafter Stufe. Erst später bilden sich getrennte Selbst- und Objektrepräsentanzen. Ähnlich wie beim Autismus leitet Mahler ihre Aussagen zum Entwicklungsstadium der Symbiose und zu den Implikationen für Selbst- und Objektbilder, überwiegend aus metapsychologischen Überlegungen ab. Die Charakteristika der symbiotischen Phase resultieren für sie konsequenterweise aus den Grundannahmen der Psychoanalyse zur Triebentwicklung und der sich verändernden libidinösen Besetzungen. Der während des Autismus vorhandene Widerstand gegen die libidinöse Besetzung der Objekte und gegen die Anerkennung der Außenwelt, wird zunächst auch in der symbiotischen Phase noch nicht gänzlich überwunden. Die Welt der eigenen Person wird erweitert um die Person der Mutter, die als primäres Triebobjekt libidinös besetzt, aber unter dem Einfluß der Triebwünsche primärprozeßhaft und halluzinatorisch der eigenen Person einverleibt wird. Der Fortschritt der symbiotischen Phase gegenüber der autistischen liegt darin, daß die Fähigkeit zur Objektwahrnehmung im Entstehen begriffen ist. Eine Ahnung der Mutter als eigene Person beginnt aufzudämmern und das Kind fängt an die Welt außerhalb der triebbefriedigenden Mutter-Kind-Insel als das 'Andere' wahrzunehmen.

Dornes (1993, S. 60) weist im Gefolge anderer Autoren auf die Doppeldeutigkeit von Mahlers Symbiosebegriff hin, der einerseits eine Phantasie des Säuglings beschreiben soll, andererseits eine tatsächliche Beziehung, ohne daß dieser Unterschied explizit ausgesprochen wird. Die Annahme der symbiotischen Beziehung negiert jede Unabhängigkeit und Eigenständigkeit des Säuglings gegenüber der Mutter. Zu beiden Positionen werden mittlerweile gewichtige Gegenargumente vorgebracht. Gegen die Annahme von symbiotischen Phantasien spricht vor allem, daß unter nahezu allen Säuglingsforschern mittlerweile Einigkeit besteht, daß in den ersten anderthalb Lebensjahren keine begrifflich-symbolischen Repräsentanzen bestehen, wie sie die Existenz von Phantasien voraussetzt. Da ich auf die Besonderheiten frühkindlicher Gedächtnisleistungen bereits in Abschnitt 4.8 eingegangen bin, möchte ich hier auf eine Wiederholung verzichten.

Viele Beobachtungen und Untersuchungen, vor allem aus dem Bereich der quantifizierenden Interaktionsforschung haben gezeigt, daß der Säugling:

aktiver Partner ist. "Moss und Robson (1968) fanden, daß mehr als die Hälfte der beobachteten Interaktionen [mit seiner Mutter] vom Baby eingeleitet wurden. Viele Verhaltensweisen dienen dazu, die mütterliche oder väterliche Reaktionsbereitschaft auszulösen" (Simon, 1992, S. 13). Zu ähnlichen Ergebnissen kamen Beebe und Stern (1977) bei dreimonatigen Säuglingen;

den frühen Dialog mitbestimmt und mitreguliert;

aktiv zur Reizregulation beiträgt. Besteht ein augenblickliches Bedürfnis nach Stimulation, wendet er sich Reizen zu oder regt die Mutter zu Interaktionen an, oder er beginnt sich zu bewegen und selbst Laute zu produzieren. Bei Reizüberflutung dienen Verhaltensweisen wie der Moro-Reflex, Schreien, Blickvermeidung, aktives Wegstoßen, Habituation, Augen-Schließen, Schlaf u. a. der Gegenregulierung (Nach Simon, 1992, S. 15).

Die genaue und feine zeitliche Abstimmung mit der, der Säugling auf seine Umwelt und seine Interaktionspartner reagiert und das präzise Ineinandergreifen wechselseitiger Aktivität ist mit der These, er wäre nur zu halluzinatorischer, symbiotischer Wahrnehmung fähig, nicht vereinbar (s. Fogel, 1977; Stern et al., 1977; Schaffer, 1979 und Gianino & Tronick, 1988). Gegen dieses postulierte Wahrnehmungsdefizit spricht auch folgendes Experiment: Meltzoff und Moore (1977) fanden in wiederholten Untersuchungen heraus, daß schon 12 bis 21 Tage alte Kinder in der Lage sind, bestimmte Gesichtsausdrücke von Erwachsenen zu imitieren. In mittlerweile mehrfach replizierten Studien¹⁷ konnten uninformierte Beobachter Einzelaufnahmen von Gesichtsausdrücken bei Kindern und Erwachsenen in korrekter Weise einander zuordnen, so wie sie bei der Imitation gemeinsam aufgetreten waren.



Abb. 2: Ein Baby ahmt Professor Meltzoff nach (aus: Meltzoff & Moore, 1977, S.75).

¹⁷ Vgl.: Dunkeld, 1978; Jacobson, S. 1979; Bard & Milewski, 1981; Field et al. 1982; Meltzoff & Moore 1983a, 1983b; Field, 1985; Kaitz et al., 1988; Reissland, 1988 und Meltzoff & Moore, 1989.

Stern hat 1985 ein Buch vorgelegt, daß der Aufgabe gewidmet ist, ein neues Entwicklungsmodell des Selbstsystems zu konkretisieren. Auf eine Entwicklungsstufe dieses Modells möchte ich hier näher eingehen. Daran läßt sich zeigen, wie sich Befunde der Säuglingsforschung, und sich daraus ergebende Konsequenzen für die frühkindlichen Wahrnehmungs- und Erlebnisweisen, zu einem schlüssigen Modell der Selbstentwicklung integrieren lassen. Vor dem Hintergrund dieses elaborierten Modells erscheint Margret Mahlers Annahme einer frühen symbiotischen Undifferenziertheit erst recht als unangemessen.

Ich möchte diesen Ausführungen eine eigene, kurzgefaßte Definition des 'Selbst' voranstellen, die sich an Stern (1985) und Lichtenberg (1989) anlehnt. Sie soll als Ausgangsbasis dienen, für die Darstellung der Konzepte Sterns:

Das Selbst bildet sich aus angeborenen Prägungen und internalisierten Erfahrungen mit der Umwelt. Es leitet das Erleben und Verhalten und erhält durch autoregulative, innerpsychische Prozesse seine eigene Stabilität aufrecht. Daraus ergibt sich im gegückten Falle eine hinreichende Kontinuität und Integrität des Selbstempfindens und -Gewahrens. Diese Konstanz des Selbsterlebens bietet dem Individuum wiederum in dialektischer Weise orientierende und lenkende Potentiale, die es für die Initiierung und Organisation von bedürfnisbefriedigenden Interaktionen und angemessenen Austauschprozessen mit seiner Umwelt über die Zeit benötigt.

Sterns Modell umfaßt folgende Stufen: 1. Das Empfinden eines auftauchenden Selbst (Fötalzeit bis 2 Monate). 2. Das Empfinden eines Kern-Selbst (3 bis 7 Monate). 3. Das Empfinden eines subjektiven Selbst (8 bis 16 Monate). 4. Das Empfinden eines verbalen Selbst (um 16 Monate).

Ich möchte an dieser Stelle nur auf Sterns zweites Entwicklungsstadium näher eingehen, daß im gleichen Alter angesiedelt ist, wie Mahlers Symbiosekonzept. In diesem Stadium der Selbstentwicklung besteht nach Stern im Unterschied zu den späteren, noch kein reflexives Bewußtsein. Das Bewußtsein der eigenen Existenz ist noch nicht Teil gedanklicher Abläufe, die eigene Individualität wird aber präreflexiv empfunden. Ich möchte in aller Kürze auf ein paar der Bedingungen eingehen, die zur Konstituierung des Kernselbstempfindens beitragen, das Mahlers Annahme eines symbiotischen Beziehungserlebens diametral gegenübersteht. Stern unterscheidet vier Komponenten aus denen sich das Kernselbstempfinden zusammensetzt, bzw. die dessen Bildung unterstützen (nach Dornes 1993, S. 91):

A. Das Selbst als Urheber von Handlungen (self-agency):

Das Kind merkt an verschiedenen Charakteristika, wenn es selbst Urheber von Handlungen ist:

Eigene Handlungen werden von einem Willens- oder Wunschgefühl begleitet.

Es bestehen unterschiedliche propriozeptive Rückmeldungen, je nachdem, ob das Kind oder jemand anders agiert. Wenn z.B. das Kind vokalisiert, kann es neben dem Ton charakteristische Signale in seinem Brustraum, in seinem Kehlkopf und an

seinen Stimmbändern wahrnehmen, die fehlen, wenn andere Töne erzeugen. Zwar hat es auch propriozeptive Empfindungen, wenn die Mutter, statt ihm selbst den Schnuller in den Mund steckt, aber die Empfindungen eigener Armbewegungen sind nicht vorhanden, usw.

wenn das Kind agiert, z.B. schreit, haben diese Handlungen immer einen Effekt in Bezug auf das Selbst (hier: Geräusch und propriozeptive Wahrnehmung), jedoch nicht immer einen auf die Außenwelt, z.B. kommt die Mutter nicht jedesmal. Dies erleichtert es dem Kind zwischen sich und der Außenwelt zu unterscheiden.

B. Selbstkohärenz (self-coherence):

Damit meint Stern, daß verschieden Reize und Handlungen, die sowohl vom Baby selbst, als auch von Objekten ausgehen, gewisse Übereinstimmungen zueinander aufweisen, welche auf die kindliche Wahrnehmung eine deutlich einheitsstiftende und organisierende Wirkung haben:

Von manchen Objekten (z.B. Autos und Menschen) gehen synchron bestimmte auditive und visuelle Signale aus, Stern spricht hier von der *Einheit des Ortes*.

Ähnliches gilt für die Zeit, so weisen die Wahrnehmungsphänomene *objektbezogener* Ereignisse und die *selbstbezogener* Ereignisse und Handlungen jeweils eine gewisse *zeitliche* Übereinstimmung oder einen Zusammenhang zueinander auf, Stern nennt dies *gemeinsame Zeitstruktur*. So können z.B. schon vier Monate alte Säuglinge einen korrekt synchronisierten Film in dem Erwachsene sprechen, von einem zeitlich verzögert vertonten Film unterscheiden (s. Abschnitt 4.5.).

Bereits mit vier bis sieben Monaten können Kinder Gesichter mit wechselnden Gesichtsausdrücken und Ansichten - z.B. en face oder im Profil - konstant derselben Person zuordnen und sie zuverlässig von anderen Gesichtern unterscheiden. Im Alter von vier bis sechs Monaten können sie dies bei Filmen (Ruff, 1980, S. 983 und Gibson & Spelke, 1983, S. 34), ab sieben Monaten bei Photos (Fagan, 1976 und Cohen & Strauss, 1979). Vermutlich dank der ausgiebigen visuellen Erfahrungen mit Objekten, die selbst schon Kinder mit wenigen Monaten gemacht haben, können sie, unabhängig von äußeren Transformationen, diese Objekte als identisch wahrnehmen.

C. Selbstaffektivität (self-affectivity):

Die dem Erleben zugeordneten, diskreten Affekte haben große Bedeutung für die Bildung des Selbst. Sie organisieren und ordnen Erfahrungen und schaffen Konstanz und Kontinuität trotz wechselnder Lebenserfahrungen: "Trotz vieler Veränderungen im Laufe der Entwicklung, garantiert die biologische Organisation unseres affektiven Kerns die Kontinuität unserer Erfahrung ..." (Emde, 1983, S. 165. Zit. nach Dornes, 1993, S. 131.).

D. Gedächtnis (self-memory):

Stern vertritt die Ansicht, daß die oben beschriebenen kohärenzstiftenden Erfahrungen, die Bildung eines rudimentären Selbstempfindens und die Wahrnehmung vom Selbst geschiedener Objekte erlauben. Sie müssen im Gedächtnis gespeichert werden, damit sich diese Fähigkeiten entwickeln können. Die in Abschnitt 4.8 berichteten, teilweise erstaunlichen Gedächtnisleistungen, zeigen, daß dies generell möglich ist.

Stern führt in seinem Buch detailliert und facettenreich aus, wie die alltäglichen Erfahrungen und sozialen Interaktionen des Säuglings aussehen, welchen originären Beitrag er dazu beisteuert und sie unterstützt. Zudem zeigt Stern, daß der Säugling schon in einem Alter über ein rudimentäres Selbstempfinden verfügt, in dem Mahler ihn noch vollständig von symbiotischen Erlebnisweisen und/oder Phantasien beherrscht sieht. Aufgrund dieser Kompetenzen sind dem Säugling abhängig von der äußeren Situation und seinen Bedürfnissen zwei grundlegende Erlebismodi möglich, die auch für den Erwachsenen kennzeichnend sind: 'Self-versus-other` und 'self-with-other`. Der erste bezeichnet ein Getrenntheits-Gefühl, der zweite ein Gemeinsamkeits- oder Wir-Gefühl, jedoch aufgrund eines primären Getrenntheitsempfindens. Diese beiden Erfahrungsweisen treten nach Stern normalerweise in einem etwa ausgeglichenen Verhältnis zueinander auf.

Tatsächliche Grenz- und Selbstverlustempfindungen im wörtlichen Sinne bei Säuglingen und Erwachsenen, werden von Säuglingsforschern überwiegend als pathologische Phänomene, aufgrund desorganisierender Erfahrungen, angesehen. Positiv erlebte, harmonische und enge Verbundenheits- und Gemeinsamkeitserlebnisse haben beim Erwachsenen nach dieser Logik gerade umgekehrt ein stabiles und kohärentes Selbst zur Voraussetzung.

5.1.7. Zusammenfassung der Kritik am primären Narzißmus, der undifferenzierten Matrix, der objektlosen Stufe, des Autismus und der Symbiose

Diesen Konzepten ist trotz einiger entwicklungspsychologischer und konzeptueller Unterschiede eines gemeinsam: Sie nehmen eine Unfähigkeit oder einen Mangel der Selbst- und Objektdifferenzierung beim Säugling an. Die Fähigkeit der Trennung von Selbst- und Objektrepräsentanzen wird nicht vor Ablauf des ersten Lebensjahres angesetzt¹⁸. Lichtenberg (1989) rekapituliert die drei Gründe, die für diese Behauptung üblicherweise geltend gemacht werden:

1. Die Unfähigkeit Selbst- und Objektrepräsentanzen diskriminieren zu können. Die dafür notwendigen autonomen Ich-Funktionen der Wahrnehmung, des Gedächtnisses und andere kognitive Kompetenzen sind noch nicht in ausreichendem Maße entwickelt.
2. Das zweite Argument basiert auf einem Gedankengang, der eine gewisse Tradition in der Psychoanalyse hat, nämlich daß vor allem defizitäre Störungsbilder beim Erwachsenen in bestimmten Phasen der Kindheit den normalen Funktionsmodus eines spezifischen Entwicklungsabschnittes darstellen. Das heißt bestimmte

¹⁸ Der Unterschied zwischen differenzierter Selbst- und Objektwahrnehmung und differenzierten Selbst- und Objektrepräsentanzen wird hier nicht unterschlagen, jedoch wird, wie ich im Abschnitt zu den Gedächtnisleistungen erwähnt habe, gemeinhin davon ausgegangen, daß der Status der Umweltrepräsentanzen die Art der Wahrnehmung determiniert (vgl. Neisser, 1979).

Störungsbilder werden als Ausdruck eines Entwicklungsstillstandes oder Entwicklungsrückschrittes gesehen und damit als Abbild der ursprünglichen psychischen Funktionsmechanismen früher Stadien. In der selben Weise werden auch Störungen der Abgrenzung zwischen Ich und Nicht-Ich und zwischen Ich- und Objektrepräsentanzen, wie sie sich bei Psychosen, Borderline- und narzißtischen Störungen manifestieren, als Hinweis auf die notwendige Existenz eines solchen Funktionsmodus innerhalb des ersten Lebensjahres gewertet.

Gegen diese adultomorphe und pathomorphe Sichtweise (vgl. Peterfreund, 1978) gibt es eine Reihe gewichtiger Argumente: Zunächst ist in Frage zu stellen, ob späte Störungen quasi eine Reaktivierung normaler Funktionsmechanismen einer bestimmten frühen Entwicklungsstufe darstellen und nicht stattdessen schon eine Reaktivierung früher pathologischer Beziehungs- und Steuerungsmuster sind. Dieses Argument geht über in ein zweites, nämlich daß es generell sicher problematisch ist, aus pathologischen Fällen und klinischen Erfahrungen auf die gesunde und normale Entwicklung zu schließen. Drittens sind die Erlebnis-, Wahrnehmungs- und Verhaltenseigenheiten Erwachsener nicht das Ergebnis eines Entwicklungsstadiums, sondern die Konsequenz lebenslanger Erfahrungen und Modifikationen dieser Erfahrungen. Vor allem die nicht direkt zugänglichen, präsymbolischen Erfahrungen der ersten 18 Lebensmonate (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 3 und S. 29) sind sehr stark nachträglichen Symbolisierungen, -Umbildungen und Interpretationen unterworfen. Infolgedessen können frühe Erlebnisweisen; affektive, kognitive und perzeptive Eigenheiten nicht direkt und unhinterfragt aus Schilderungen von Erwachsenen erschlossen werden.

Bei genauer Betrachtung entpuppen sich Symbiose-Erfahrungen bei Erwachsenen, z.B. in Liebe und Sexualität eher als intensive Gemeinsamkeits- und Zusammengehörigkeitsgefühle, denn als tatsächliche Grenz- und Selbst-Verlustserfahrungen. Auf dem Hintergrund seiner reichen Erfahrung mit psychotischen Patienten als ehemaliger, klinischer Koordinator des angesehenen *Sheppard and Enoch Pratt Hospitals in Baltimore, Maryland*, betonte Lichtenberg (1989, S.92), daß tatsächliche Grenz- und Selbstverlustserfahrungen normalerweise als extrem ängstigend erlebt werden und die Betroffenen mit jeder Faser ihres Seins dagegen ankämpfen. Trotzdem bleibt den Patienten meist bewußt, daß sie nicht identisch mit dem 'anderen' sind. Lichtenberg sieht in diesen Erscheinungen reaktivierte frühe, desorganisierende, pathologische soziale Erfahrungen und nicht Zeichen von Reminiszenzen an normale frühe psychische Wahrnehmungs- und Organisationsmodi.

3. Das dritte Argument, das für praktisch nicht vorhandene Selbst-Objekt-Differenzierung sprechen soll, ist das, das Verschmelzungsphantasien sehr oft im Zusammenhang mit Schlaf und Nahrungsaufnahme assoziiert werden. Schlaf und Nahrungsaufnahme haben vor allem in der frühen Kindheit eine herausragende Bedeutung, weil sie mit intensiven Interaktionen gekoppelt sind oder einen sehr großen Zeitraum beanspruchen. Deshalb werden auftauchende Verschmelzungsphantasien als Assoziationen zu Schlaf und Nahrungsaufnahme bei

Erwachsenen als Indiz dafür gewertet, daß die Verschmelzungsphantasien ebenfalls sehr frühe Erlebnisweisen betreffen.

Auch gegen dieses Argument gibt es gleich zwei Gegenargumente. Der Symbiosebegriff, wie ihn vor allem Margret Mahler und Mitarbeiter geprägt haben, ist in dieser Form unhaltbar. Er beruht auf einer eklatanten Unterschätzung der kindlichen Fähigkeiten. Wie Matthias Baumgart (1991) sehr schön dargelegt hat, gewinnt der Säugling nicht aus kognitiven und Wahrnehmungs-Defiziten den fälschlichen und subjektiven Eindruck einer lückenlosen Zweieinheit, sondern "die 'Symbiose' ist - wenn man den Begriff für diese Lebensperiode aufrechterhalten will - nicht als subjektive, sondern als objektive Konstellation zu verstehen" (Baumgart, 1991, S. 797). Symbiose heißt hier nicht undifferenziertes Erleben einer verschmolzenen Zwei-Einheit, sondern eine sehr fein abgestimmte und synchron laufende Wechsel-Beziehung, zu der der Säugling, durch differenzierte Wahrnehmung des Anderen und seiner Umwelt und durch aktives, adaptives Handeln einen bedeutenden Beitrag leistet. "Der Säugling ist differenziert und durchlebt eine Zeit der 'fast ausschließlichen Soziabilität' (Stern, 1985, S. 73), ist also nicht in symbiotischen Phantasien versunken" (Baumgart, 1991, S. 798).

Baumgart beruft sich dabei auf den Psychoanalytiker und renomierten Säuglingsforscher Daniel Stern, der, der von Margret Mahler postulierten kognitiven Inkompetenz des Säuglings eindrückliche Beispiele der sensomotorischen Kompetenz des Säuglings entgegenstellt. Diese Beispiele zeigen, daß bereits Säuglinge ein rudimentäres Empfinden der eigenen Urheberschaft (agency) haben, und schon sehr früh Eigenes von Fremdem trennen können: "Als Zwilling A (Alice) [eines vier Monate alten, siamesischen Zwillingspaars] an ihren *eigenen* Fingern saugte, legte jemand von uns eine Hand auf ihren Kopf und die andere Hand auf den Arm, an dem sie gerade nuckelte. Wir entzogen ihrem Mund vorsichtig den Saugarm und stellten fest, ob ihr Arm Widerstand gegen das Entfernen aus dem Mund aufbot und/oder ob ihr Kopf sich nach vorne reckte, um die sich entziehende Hand zu erreichen. In dieser Situation widersetzte sich Alices Arm der Unterbrechung des Saugens, aber sie gab keinerlei Anzeichen dafür, daß sie ihren Kopf nach vorne reckte. Die gleiche Prozedur wurde durchgeführt, als Alice an den Fingern ihrer Schwester Betty saugte und nicht an den eigenen. Wenn man Bettys Hand vorsichtig aus Alices Mund zog, bewegten sich ihre Arme nicht und boten keinen Widerstand, aber Alices Kopf reckte sich nach vorn. ... In diesem Fall schien es für Alice keine Verwirrung darüber zu geben, welcher motorische Plan für neuerliches Saugen am besten wäre" (Stern, 1985, S. 78. Zitiert nach Baumgart, 1991, S. 781). Es herrschen selbst bei siamesischen Zwillingen offenbar keine Zweifel, welche Körperteile zum eigenen Körper gehören und welche nicht und wer der Urheber von Körperbewegungen sei.

Das zweite Gegenargument ist, daß Symbiose- und Omnipotenz-Phantasien unabdingbar an symbolische Repräsentanzen gebunden sind, die wie ich bereits im Abschnitt zu den Gedächtnisleistungen beschrieben habe, erst mit ca. 18 Monaten gebildet werden. Lichtenberg sieht in der Tatsache, daß "alle realitätsangepaßten

Handlungen, zu deren Durchführung symbolische Repräsentanzen notwendig sind" (Baumgart, 1991, S. 783) in den ersten 18 Lebensmonaten fehlen, einen deutlichen Hinweis dafür, daß in diesem Alter diese Form der Repräsentierung noch nicht möglich ist.

Die Symbolisierungen, die das erste Lebensjahr betreffen, sind immer nachträglich entstanden, stellen also quasi post-festum Interpretationen aus der Sicht späterer Lebensalter dar. Die symbolische Organisation früher Erfahrungen und Erlebnisweisen wird im Laufe der Entwicklung unter dem Einfluß anderer Erfahrungen und neuer Verarbeitungsmuster kontinuierlich modifiziert und angereichert. Auch deshalb können aus dem Auftauchen späterer symbolischer Repräsentanzen keine einfachen Rückschlüsse auf präsymbolische Erfahrungen und Erlebnisweisen gezogen werden.

Zusammengefaßt muß an dem Hinweis auf Verschmelzungsphantasien, wie sie im analytischen Setting auftauchen, also einerseits kritisiert werden, daß sie nicht in dem Lebensalter entstanden sein können, das sie eigentlich betreffen. Andererseits ist die Entstehungsgrundlage für solche Phantasien keine Fehlwahrnehmung oder Fehlinterpretation des frühen, interaktionellen Geschehens, sondern im Gegenteil Ausdruck des überaus engen - das Erleben fast gänzlich bestimmenden - interpersonellen Wechselspiels, zu dem der Säugling aktiv beiträgt und es auch mitreguliert.

5.1.8. *Einige Bemerkungen zu Kernbergs Objektbeziehungstheorie im Kontrast zu entwicklungspsychologischen und selbstpsychologischen Annahmen*

Zum Abschluß dieser Auseinandersetzungen mit psychoanalytischen Konzepten und Strömungen vor dem Hintergrund der modernen Säuglingsforschung möchte ich mich noch kurz einem moderneren und besonders anerkannten Ansatz in der Psychoanalyse zuwenden und zwar der Objektbeziehungstheorie in der Fassung von Kernberg.

Wie bereits erwähnt, sieht Martin Dornes in der schon sehr früh sichtbaren Fähigkeit des Säuglings, bestimmte in einer Sinnesmodalität wahrgenommene Objekteigenschaften auf eine andere Sinnesmodalität zu übertragen oder sinnesspezifische Informationen als einander entsprechend wahrzunehmen, einen Beleg für eine einheitliche Wahrnehmung und Repräsentierung von Objekten praktisch von Beginn des Lebens an. Dies läuft seiner Meinung nach auf eine Falsifizierung aller psychoanalytischen Hypothesen zur Existenz früher Teilobjekte, hinaus, wie sie z.B. bei Kernberg zu finden sind. Obwohl auch ich vor dem Hintergrund der Befunde aus Säuglingsbeobachtung und Säuglingsforschung die Hypothese früher Teilobjektwahrnehmungen für wenig wahrscheinlich halte, sind die Ergebnisse zur kreuzmodalen Wahrnehmung alleine, nach meinem Dafürhalten nicht geeignet, die These getrennter Selbst- und Objektbilder zu widerlegen.

Zumindest Psychoanalytiker, die sich der modernen Objektbeziehungstheorie nach Kernberg zurechnen, meinen mit dieser getrennten Organisierung weniger die Perzeptionen an sich, sie schließen vielmehr aus klinischen Erfahrungen, daß positive und negative Erfahrungen mit zentralen Bezugspersonen zunächst im Gedächtnis und in der Wahrnehmung getrennt bleiben¹⁹, da das Kind noch nicht in der Lage ist, ganz verschieden gefärbte emotionale Interaktionserfahrungen ein und derselben Person zuzuordnen. Stattdessen identifiziert es diese Erfahrungen mit zwei - einer guten und einer schlechten - Persönlichkeit. Da die Beziehungspartner zunächst nur rudimentär als Objekte im psychoanalytischen Sinne mental repräsentiert sind, würde man Kernberg sicher mißverstehen, wenn man meine, daß das Kind quasi die gleichzeitige Existenz zweier Persönlichkeiten statt einer annehme. Man muß es sich eher so vorstellen, daß das Kind sich zu einem Zeitpunkt in einer positiv erlebten Situation mit einer 'guten' Mutter konfrontiert sieht und zu einem anderen Zeitpunkt in einer negativen mit einer 'bösen'. Daraus folgend, nimmt es sich selber ebenfalls, entweder als ein positives oder negatives Wesen wahr und ordnet seine Selbst- und Objektbilder entsprechend zwei emotionalen Qualitäten zu. Es entsteht eher eine innerpsychische Doppelwertigkeit als eine simultane Doppel-Repräsentanz dieser Bilder (vgl. Kernberg, 1981, S. 60). Ich finde die Überlegung Kernbergs, daß es dem Säugling anfangs schwer fallen könnte, divergierende positive und negative Beziehungserfahrungen ein und derselben Person zuzuordnen bis zu einem gewissen Grad einleuchtend, nur folgt daraus nicht in zwingender Weise ein normaler, früher Spaltungsmodus.

¹⁹ Weiter hinten in seinem Buch (S. 98) relativiert Martin Dornes seine zuvor geäußerte Ansicht denn auch in dieser Richtung.

Den Beginn dieser Phase, in der sich die Selbst- und Objekt-Vorstellungen getrennt voneinander gebildet haben, die 'guten' und 'bösen' Objektvorstellungen und die 'guten' und 'bösen' Selbstvorstellungen aber erst anfangen jeweils zu Einheiten zu verschmelzen; siedelt Kernberg zwischen dem sechsten und achten Monat an, abgeschlossen wird sie zwischen dem 18. und 36. Lebensmonat (s. Kernberg, 1981, S. 64). In diesen Konzeptualisierungen wird der adulto- und pathomorphe Mythos (Peterfreund, 1978) deutlich. Aus den klinischen Erfahrungen mit pathologischen Mustern bei Erwachsenen wird auf einen entsprechenden, aber normalen und nicht-pathologischen Modus als Abschnitt der kindlichen Entwicklung geschlossen. Psychoanalytiker, die sich der Selbstpsychologie zurechnen, halten es stattdessen für naheliegender und einleuchtender, die Spaltung in jeweils gute und schlechte Objekt- und Selbstbildern in der frühen Kindheit als einen pathologischen Ausnahmefall anzusehen, der auf stark ambivalente und wechselnde Kontakterfahrungen zurückzuführen ist (vgl. Lichtenberg 1989, S. 82). Die Erfahrungen mit einer Mutter, die in ihrem Beziehungsverhalten übermäßig schwankt und große und destruktiv-aggressive Impulse gegenüber dem Kind zeigt, denen sehr schuldhaft beladene Wiedergutmachungs-Tendenzen folgen, machen die Entstehung solcher Mechanismen auch ohne solche abstrakte, theoretischen Konstruktionen verständlich. Die für das psychische Gleichgewicht dringend benötigten positiven Selbst- und Objektbilder sind mit den negativen Bildern innerlich so unvereinbar und unverstehbar oder diesen gegenüber so schwach und labil ausgebildet, daß in einer Trennung dieser positiven und negativen Bilder, der Versuch gesehen werden kann, die guten Erfahrungsrepräsentanzen vor einer Zerstörung durch *Kontaminierung* mit den negativen Erlebnisanteilen, zu bewahren. Bezüglich dieses letzten Punktes besteht bei den Selbstpsychologen im wesentlichen Übereinstimmung mit Kernberg. Kernberg geht jedoch entgegen selbstpsychologischer Ansicht davon aus, daß der normale Mechanismus der Spaltung bereits vorab besteht und bei übermäßig problematischen Erfahrungen lediglich persistiert und nicht überwunden wird. Er wird in der oben skizzierten Weise zu Abwehrzwecken 'mißbraucht'. Kernberg sieht diese Fehlentwicklung als das zentrale Charakteristikum der Borderline-Störung an.

Aus der Sicht der modernen Säuglingsforschung sind zwei Aspekte dieser Konzeptualisierung überaus problematisch: Erstens, Selbst- und Objektvorstellung, wie diese Annahmen unabdingbar zur Voraussetzung haben, werden erst am Ende des von Kernberg angegebenen Zeitraums zwischen dem sechsten und dem sechsunddreißigsten Lebensmonat möglich, wie ich in Abschnitt 4.8 gezeigt habe. Zweitens, spricht gegen eine Hypothese, die von, wie auch immer, jeweils getrennten Selbst- und Objektbildern ausgeht, nicht die Fähigkeit zur kreuzmodalen Wahrnehmung beim Säugling - wie von Dornes angegeben -, sondern vor allem die Tatsache, daß sich Erfahrungen noch in Alter von mehreren Monaten, allein um zwei diskrete Erlebnisqualitäten, organisieren sollen - um lustvolle und unlustvolle. "Diese Theorie geht außerdem von der fragwürdigen Annahme aus, daß die Affekte in der Säuglingszeit sich auf äußerst einfache Weise allein entlang hedonistischer Trennungslinien differenzieren. Die Säuglingsbeobachtung zeigt jedoch, daß Säuglinge anstelle der Erfahrung lediglich verschwommener Affekte von Lust und Schmerz eine ganze Palette angenehmer Affekte (Interesse, Freude und Neugierde) ebenso wie unangenehme Affekte (Kummer,

Wut, Scham, Furcht und Ekel) erleben, mit Abstufungen oder verschiedenen Intensitätsgraden innerhalb der verschiedenen Affekte und zwischen ihnen (vgl. Tomkins, 1962, 1963; Demos, 1982)" (Lichtenberg, 1990, S. 881). Tatsächlich besteht mindestens auf dieses Alter bezogen, unter den Forschern weitgehend Einigkeit darüber, daß verschiedenartige Affekte differenziert wahrgenommen werden (vgl. z.B. Dornes, 1993, S. 120). Folgerichtig müßten deshalb auch mehr als jeweils zwei dissoziierte Selbst- und Objektvorstellungen existieren. Eine Konsequenz, welche die Grundvoraussetzungen dieses Konzeptes verletzt und seine Richtigkeit zweifelhaft erscheinen läßt. Das große Verdienst der Objektbeziehungstheorie, welches auch durch die Ergebnisse der Säuglingsforschung nicht infrage gestellt ist, besteht darin, ein sehr praxisrelevantes Modell dafür geliefert zu haben, wie sich steuernde psychische Strukturen um Objektbeziehungserfahrungen organisieren und wie diese verinnerlichten Erfahrungen therapeutisch korrigiert werden können. Versteht man die oben beschriebenen Mechanismen der Spaltung nicht als Teil einer normalen Entwicklung, sondern als pathologische Entgleisung, so kann das Modell der Objektbeziehungstheorie wichtige Beiträge für deren Verständnis und Behandlung liefern.

5.2. Welche Konsequenzen aus den Forschungsergebnissen ergeben sich für die Praxis der Psychoanalyse

Ich kann im Rahmen dieser Arbeit leider nicht umfassend auf die Frage eingehen, in welchen Bereichen die Säuglingsforschung erkennbare Relevanz für die psychoanalytische Praxis aufweist. Ich habe drei, mir besonders wesentlich erscheinende, Punkte zu diesem Thema herausgegriffen, die ich hier überblicksartig behandeln möchte. Auf einige zusätzliche Aspekte werde ich am Schluß der Arbeit, im *Resümee*, zu sprechen kommen.

5.2.1. *Der pathomorphe und adultomorphe Mythos und die Praxis der Psychoanalyse*

Aus der im vorangegangenen Abschnitt besprochenen Sichtweise der Borderline-Persönlichkeitstörung in der Objektbeziehungstheorie geht hervor, daß man von dieser Seite einen normalen Modus der Wahrnehmung und Verarbeitung in der Säuglings-/Kleinkind-Zeit annimmt, der die Existenz von Teilobjekten und Teil-Selbsten voraussetzt. Ähnliches gilt auch für die narzißtische Persönlichkeitstörung, die man in entsprechender Weise als Regression auf eine natürliche Phase der Undifferenziertheit versteht. Auch psychotische Erkrankungen werden oft als Regression auf eine normale, früh durchlaufene Stufe der Kindheitsentwicklung gesehen. Ein eher selbstpsychologisch ausgerichteter Analytiker sieht schon in diesen vermeintlich normalen, frühkindlichen Zuständen Zeichen einer schweren Pathologie. Gerade in der psychoanalytischen Selbstpsychologie wurden die Ergebnisse der empirischen Säuglingsforschung in besonderem Maße gewürdigt. Dies hat teilweise dazu beigetragen, Konzepte zu vermeiden oder sich von ihnen zu lösen, die dem adultomorphen oder pathomorphen Mythos entspringen. Gleichwohl gibt es sie auch hier, z.B. in der Vorstellung früher und normaler, grandios phantasierter Elternbilder, obwohl es sich nicht mit den Befunden zu frühen Symbolisierungs- und Gedächtnisleistungen vereinbaren läßt, daß Kinder unter achtzehn Monaten über Phantasien und Vorstellungsbildern verfügen. Um jedoch auf den Ausgangspunkt der oben begonnen Diskussionen zurückzukommen; die Selbstpsychologie sieht im Gegensatz zur Objektbeziehungstheorie, aber teilweise auch zu ich-psychologischen und kleinianischen Orientierungen, nicht die Regression als das zentrale pathologische Moment der oben genannten pathologischen Kategorien, sondern die Zustände als solche, auf die regrediert wird. Die Regression wird lediglich als Versuch des Individuums verstanden, aus fortgesetztem Leiden an schmerzhaften Konflikten und Erfahrungen in der Kindheit, die traumatischen Ausgangssituationen wieder herzustellen, in der meist vergeblichen Hoffnung sie zu einem anderen Ausgang zu führen und so doch noch im Hier und Jetzt zu bewältigen. Insofern liegt nach selbstpsychologischer Ansicht im *Wiederholungszwang* eine konstruktive auf Wachstum und Bewältigung ausgerichtete Tendenz und nicht wie Freud glaubte, ein Ausdruck des Todestriebs (vgl. Freud, 1920, S. 246 ff.).

Diese beiden, gänzlich unterschiedlichen Sichtweisen müßten, wenn Theorie generell in irgendeiner Weise Praxisrelevanz beanspruchen will, Auswirkungen auf die

Behandlung haben. Für Analytiker, die sich eher der Objektbeziehungstheorie zurechnen, müßte das primäre Ziel der Behandlung sein, die Gründe der Regression auf die frühkindlichen Erlebnisweisen herauszufinden und zu bearbeiten, ein eher selbstpsychologisch orientierter Analytiker müßte den Fokus seiner Behandlung eher auf die frühkindlichen, desorganisierenden Erfahrungen richten, die zur Fragmentierung der Selbst- und Objektwahrnehmungen führten. Obwohl prinzipiell die selben Ursachen für maligne Regressionen und reaktivierte, desorganisierende Selbst-Objekt-Erfahrungen²⁰ verantwortlich gemacht werden können, müßte die empirisch gestützte Annahme der Selbstpsychologie, daß ein gestörtes Objekt- und Selbstempfinden schon beim Säugling und Kleinkind pathologische Wurzeln hat, zu einem geänderten Krankheitsverständnis, zu anderen ätiologischen Hypothesen und Interventionen führen. Ob dies so ist und nicht umgekehrt, die innere Struktur des Analytikers, ihn sowohl für eine bestimmte theoretische Auffassung empfänglich macht, als auch sein praktisches Vorgehen mitbeeinflußt, ist meiner Kenntnis nach ein bisher völlig ungelöstes und unerforschtes Problem.

Dieser Punkt leitet über zum nächsten Abschnitt.

5.2.2. *High-Tension und Low-Tension-Learning*

Die experimentierende und die beobachtende Säuglingsforschung hat sehr stark dazu beigetragen, deutlich zu machen, daß bisher in der Psychoanalyse kurzzeitige, aber 'hochgeladene', exponierte konflikthafte Zustände als pathogenetische und strukturbildende Faktoren überbetont wurden. Auch konstante Umgebungsfaktoren und alltäglich wiederholte Erfahrungen bei niedrigen Spannungszuständen besitzen hohe strukturbildende Potenz. Es ist zunächst gemäß der traditionellen psychoanalytischen Vorstellung intuitiv einleuchtend, daß gerade die spannungsreichen, dramatischen Augenblicke des Lebens eine besonders tiefe Spur in der psychischen Organisation des sich entwickelnden Individuums hinterlassen. Aber die *beobachtende* Säuglingsforschung hat deutlich gemacht, daß oft alltägliche Abläufe, die innere Haltung und Einstellung der Mutter zum Kind, ihre überwiegend emotionale

²⁰ Das Selbst-Objekt und Selbst-Objekterfahrungen sind zentrale Begriffe in der Selbstpsychologie. Ein *Selbst-Objekt* bietet dem Säugling im glücklichen Falle Erfahrungen an, die, die Entwicklung eines stabilen, kohäsiven Selbstes ermöglichen. Dies geschieht hauptsächlich über verinnerlichte, prototypische Erfahrungen mit den primären Pflegepersonen. Angemessene zwischenmenschliche Erfahrungen, die die soziale und internale Regulation von physiologischer und psychologischer Aktivierung, Bedürfnisbefriedigung, Reizaufnahme, Kontaktverhalten, Selbstwertgefühl usw. zwischen Mutter/Vater und Säugling betreffen, können später als internalisierte Erfahrungen, Grundlage eigenständiger Selbststeuerungskompetenzen werden. In der Selbstpsychologie werden befriedigende zwischenmenschliche Erfahrungen, die es dem Menschen erlauben, sich zu spiegeln, zu erfahren und zu stabilisieren, allgemein *Selbst-Objekt-Erfahrungen* genannt. Sie werden als normale, lebenslange Notwendigkeit auch beim Erwachsenen angesehen, das Besondere beim Säugling ist lediglich, daß die regulativen Muster stärker im Aufbau begriffen sind, daß eine große Abhängigkeit von zwei zentralen Beziehungspersonen, den Eltern, besteht und daß ein besonders hohes Maß an Empathie (d.h. stellvertretender Introspektion) von dieser Seite nötig ist, da der Säugling seine eigenen Befindlichkeiten und Bedürfnisse noch nicht reflektieren, korrekt identifizieren und verbal mitteilen kann.

Gestimmtheit oder ihre Gefühlsschwankungen, der sich bildende Interaktionsstil usw. das Klima der Mutter-Kind-Beziehung sehr stark mitbestimmen und damit die Entwicklung des Kindes (vgl. Lichtenberg, 1990). Darüberhinaus macht das Kind viele wichtige Lernerfahrungen, die seine innere Struktur mitbestimmen, nicht in den wenigen Augenblicken mit hohem Spannungsniveau - sondern rein zeitlich gesehen - in weitaus größerem Ausmaß bei niedrigem Spannungsniveau und Arousal (vgl. Gaensbauer, 1982). Etwa die Fähigkeit oder Unfähigkeit der Mutter, dem Kind begleitend einen 'offenen Raum' (Sander, 1983) anzubieten, innerhalb dessen es ohne ihre interferierenden Eingriffe die Außenwelt explorieren und eigene Erfahrungen mit der Welt machen kann, wäre in Form einer alltäglichen, routinemäßig ablaufenden 'Low-Tension'-Prägung denkbar. Ein weiteres Beispiel ist die Fähigkeiten der Eltern, sich auf das Wechselspiel von 'Führen' und 'Geführtwerden' in den frühen Kontaktepisoden mit ihrem Kind einzulassen, was dem Kind ebenfalls wichtige, alltägliche Lernvorgänge ermöglicht. Ein drittes Beispiel betrifft das Vermögen der Eltern, das Kind in ausreichendem Maß liebevoll anzusehen, anzufassen und zu halten.

Betrachtet man die eher kontinuierlichen, als exponierten Erfahrungen, lerntheoretisch als sehr häufig wiederholte und dadurch besonders intensive Konditionierungsvorgänge, läßt sich verstehen, daß sie durch die Einsichtserlebnisse und deren Durcharbeitung in der psychoanalytischen Therapie weniger beeinflusst werden können, als durch andere Faktoren, wie etwa der Fähigkeit des Therapeuten leidlich konstant empathisch zu reagieren, Halt zu vermitteln, präsent zu sein usw. Diese Faktoren sind auch als stetige Gegenkonditionierung begreifbar.

Dennoch stellt sich die Frage, ob vor dem Hintergrund dieses Mangelmodells psychischer Erkrankungen, das abstinente und reservierte psychoanalytische Setting für frühe, eher kontinuierliche defizitäre Erfahrungen genügend korrigierende zwischenmenschliche Erfahrungen bieten kann, um heilend wirken zu können. Die diesem Problem letztlich zugrundeliegende Frage ist, ob bei bestimmten Störungsbildern nicht unabdingbar ein gewisses Maß der früh entbehrten Erfahrungen in der ursprünglich adäquaten Form erforderlich ist, um durch Füllen einer Lücke in der psychischen Struktur, Heilung zu ermöglichen. Die Forderung der psychoanalytischen *Abstinenzregel*, Körperkontakt zu unterlassen, die menschlich-private Seite des Therapeuten weitgehend auszublenden, vielleicht sogar außerhalb des Gesichtsfeldes des Patienten zu sitzen, wie es allenthalben noch praktiziert wird, beinhaltet möglicherweise die große Gefahr, daß dringend benötigte, korrigierende, emotionale und körperbezogene zwischenmenschliche Erfahrungen nicht gemacht werden können. Es geht auch darum, ob die Distanz zwischen Therapeut und Patient durch das strenge Einhalten der Abstinenzregel nicht zu groß wird, um ausreichend zwischenmenschliche Nähe, menschliche Wärme und emotionalen Austausch aufkommen zu lassen. Zudem muß man sich fragen, ob das Therapeutenideal der neutralen Projektionsfläche nicht verhindert, daß der Patient gerade da vom Therapeuten lernen kann, um sich weiterzuentwickeln, wo die elterlichen Modelle strukturelle Persönlichkeitsdefizite oder eine gewisse Kontourlosigkeit aufwiesen. Dies alles muß sich logischerweise besonders gravierend auswirken, wenn diese Mangel- oder Fehl-Erfahrungen, geschichtlich betrachtet, das entwicklungspsychologische Fundament der Persönlichkeit betreffen.

Fehlen auch frühe Erfahrungen innigen Kontaktes, tiefer Verbundenheit, liebevollen Anfassens und Gehaltenwerdens, der sensiblen interaktiven Regulationen mit den versorgenden Personen und ihre verlässliche Verfügbarkeit in der Lebensgeschichte des Patienten, besteht im strengen psychoanalytischen Setting die Gefahr, daß die therapeutische Situation zu einer Wiederholung früher traumatischer Erlebnisse wird (Moser, 1987, 1989). Die genaue Betrachtung der kindlichen Entwicklungssituation kann diese Gefahr verringern, indem sie das Verständnis für die notwendigen Bedingungen menschlichen Wachstums verbessert und die Voraussetzungen eines entwicklungsfördernden Settings zu klären hilft. Dies ist besonders bei schwer frühgestörten Patienten von Bedeutung.

5.2.3. *Die Befunde der Säuglingsforschung zu den Frühformen des Gedächtnisses und ihre Bedeutung für die Praxis der Psychoanalyse*

Die weitreichendsten Implikationen für die psychoanalytische Behandlung haben vermutlich die Befunde der Säuglingsforschung zum Gedächtnis, genauer gesagt das Resultat, daß es keine Erinnerung an Erfahrungen aus den ersten anderthalb Lebensjahren, im Sinne frei abrufbarer, symbolisch-begrifflicher Gedächtnisrepräsentanzen, gibt; sondern nur affektiv-perzeptive Handlungsmuster, die sich manchmal unwillkürlich in Alltag und Behandlung reaktualisieren. Erfahrungen, die nach dem achtzehnten Lebensmonat zustande kamen, können in begrifflich-symbolischer Form zusätzlich im 'deklarativen' oder 'evokativen' Gedächtnis registriert werden, parallel zum prozeduralen Modus, erst sie Erfahrungen können im üblichen Wortsinne 'erinnert' werden. "Ich glaube nicht, daß vor der symbolischen Repräsentation (mit ca. 18 Monaten) beim Säugling von einem 'Unbewußten' im Sinne konflikthaft phantasierter Inhalte gesprochen werden kann, die dynamisch vom Bewußtsein ausgeschlossen bleiben. Konflikte ereignen sich beim präsymbolischen Kind regelmäßig in der gelebten Erfahrung" (Lichtenberg, 1989, S. 29. Übersetzt: D. K.). Trotzdem handelt es sich auch bei den präsymbolischen Inhalten um steuerungsrelevante Engramme²¹. Eine mögliche therapeutische Korrektur und Einflußnahme ist auch hier wünschenswert. Werden die alten Muster auf einer *unbewußten* Ebene durch Alltagssituationen mit ähnlichem situativen Kontext und weitgehend identischen Hinweisreizen reaktiviert, besteht die Möglichkeit des Erkennens und Verstehens der 'Urszenen' und Therapeut und Patient können beginnen, sie gezielt zu bearbeiten. 'Unbewußt' meint hier nicht 'verdrängt', sondern ohne begleitende innere Vorstellungen und Bilder, d.h. mehr im Sinne fast automatisch ablaufender Wiederholungsprozesse und Handlungen. Die Reaktivierbarkeit solcher frühen Engramme ist sehr stark von der umfassenden Präsenz der Hinweisreize, wie sie auch die ursprüngliche Situation im Wahrnehmen und Erleben charakterisierte, abhängig. "Allgemein gesprochen ist eine Reproduktion dann am wahrscheinlichsten,

²¹ Vgl. z.B. die Arbeit von Sroufe (1983), der einen Zusammenhang zwischen mangelhaften Mutter-Kind-Bindungen und auffälligem Vorschulverhalten nachweist und Barglows (1989) Therapiebericht einer Elfjährigen, bei der die Vermutungen und Rekonstruktionen zur frühkindlichen Genese ihrer Störung, durch Gespräche mit der Mutter bestätigt werden konnten.

wenn der Kontext der Reproduktion genau derselbe ist wie der des ursprünglichen Lernens (zum Beispiel Tulving und Thomson, 1973)" (Kail, 1992, S. 89). Manchmal genügt als Auslöser für die Wiederbelebung bestimmter, zum Teil auch früher Muster z.B. schon das Ende einer analytischen Behandlungsstunde. Oft sind präsymbolische Erfahrungsmuster jedoch nur schwer reaktivierbar. Eine andere Möglichkeit, wie solche Szenen Teil der Behandlung werden können, ergibt sich daraus, daß der Patient von auffälligen Erlebnissen im Alltag berichtet, die für den aufmerksamen Analytiker auf solche Reaktivierungen präsymbolisch erworbener Muster hindeuten können. Lichtenberg bezeichnet solche Formen reaktivierter Urszenen als '*Modellszenen*' (1989, S. 253 ff.). Die Befunde zu frühen Gedächtnisleistungen werfen grundsätzlich die Frage auf, ob das abstinente Setting der Psychoanalyse und der Alltag genügend Auslösesituationen für Modellszenen, die die allerfrühesten Erfahrungen betreffen, bieten, oder ob nicht aktivere Maßnahmen gefordert sind, die die Reaktivierung präsymbolischer Erfahrungen und Muster stärker begünstigen, wie das z.B. in der Primärtherapie Janovs (1973, 1991) versucht wird. Hier wird eine regressive Wiederbelebung von frühen Erfahrungen, u.a. durch die Simulation einer Kleinkindumgebung mit ihren typischen Accessoires, wie Säuglingsflasche, Säuglingsspielzeug usw., angestrebt. Die Patienten arbeiten mit ihren Therapeuten in einem abgedunkelten, schalldichten Raum, in dem noch andere Patienten in ähnlicher Weise aktiv sind. Diese Umgebung kann vielleicht eher die Auslösebedingungen für die Reaktualisierung präsymbolischer Erfahrungen bieten, als die abstinente und außenreizarme Behandlungssituation der Psychoanalyse. Das aktive Herbeiführen tiefregressiver Zustände wirft jedoch eine Reihe behandlungstechnischer und behandlungstheoretischer Fragen auf, auf die ich hier nicht eingehen kann (vgl. dazu Damm, 1985 und 1993, im Druck).

6. Psychoanalyse und Säuglingsforschung: Lichtenbergs integrativer und motivations- systemischer Neuentwurf

Die Gründe die Lichtenberg bewogen haben ein revidiertes Motivations-Modell mit Konsequenzen für die gesamte Theorie und Praxis der Psychoanalyse zu formulieren, habe ich bereits im Zusammenhang mit der Kritik an der Triebtheorie dargestellt. Hier möchte ich nun Lichtenbergs grundlegenden und umfassenden Neuentwurf ausführlich darstellen. Lichtenberg ist ein profunder Kenner der modernen Säuglingsforschung und sieht sich der von Heinz Kohut begründeten *psychoanalytischen Selbstpsychologie* nahestehend. Die Säuglingsforschung nimmt bei Lichtenberg eine *besondere Stellung* ein, da sie immer wieder als empirische Grundlage für die Kritik an verschiedenen theoretischen und behandlungsbezogenen Positionen dient und gleichzeitig Ausgangspunkt für seine motivations-theoretischen Revisionen ist. Er hat sich beim Entwurf seiner theoretischen Modelle und seiner Behandlungs-Konzepte bemüht, die verbreiteten adulto- und pathomorphen Sichtweisen zu vermeiden und stattdessen seine Konzepte so beobachtungs- und empirienah wie möglich zu formulieren. Daß auch seine Konzeptionen, vor allem wenn es um die allerfrühesten Erfahrungen geht, oft hypothetisch sein müssen, folgt u.a. aus der Unmöglichkeit theoretische Annahmen zu den Erlebnisweisen des Säuglings intersubjektiv zu überprüfen. Darüberhinaus folgt aus der Aufgabe einer jeden Theorie, nämlich Erfahrungen und Weltausschnitte zu ordnen, zu vereinfachen und kausale Beziehungen, soweit vorhanden, zu integrieren, selbstverständlich auch für Lichtenberg, daß sein Entwurf theoretisch-heuristische Systematisierungen und hypothetische, kausal verbundene Erklärungsebenen beinhaltet. Er hat jedoch versucht diesen Anteil so gering als möglich zu halten und im Einklang mit den empirischen Ergebnissen zu bleiben. Zentral ist vor allem sein Anliegen zu einer entwicklungspsychologisch korrekten und patientengerechten Theorie der Behandlungstechnik beizutragen. "Die moderne Säuglingsforschung bietet dem Analytiker ein realeres, weniger theoretisches Modell für die ersten drei Lebensjahre, sie bietet Informationen, die zur Erklärung des präsymbolischen Traumas beitragen, und sie vertieft unser Verständnis für die Grundlage und den Prozeß der analytischen Situation" (Lichtenberg, 1987, S. 133).

6.1. Lichtenbergs fünf motivationale Systeme

Ich möchte diesem Abschnitt zur Vorklärung eine eigene Rahmendefinition für '*Motiv*' und '*Motivation*' voranstellen, die sich an den gängigen Auffassungen in der Psychologie orientiert (vgl. z.B. Heckhausen, 1980, S. 25) und die gleichzeitig mit Lichtenbergs Verwendung der Begriffe vereinbar ist:

Motive stellen Auslöser für Verhalten im weitesten Sinne dar. Daraus können *Motivationen* erwachsen, in Form aktivierter motiv-spezifischer Verhaltensbereitschaften. Erfolgt die Umsetzung

in Verhalten, erhalten Motivationen dieses Verhalten gegebenenfalls bis zur Zielerreichung aufrecht und wirken zugleich steuernd auf es ein.

Nun zu Lichtenbergs Verwendung des '*Motiv-Begriffs*' (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 17 ff.). Lichtenberg erläutert, daß der Begriff 'Motiv' in der Psychoanalyse üblicherweise nur dann verwendet wird, wenn dem Individuum bei der Frage nach den Ursachen seines Verhaltens personelle Kategorien, wie Wille, Absicht und ein gewisses Maß an Wahlfreiheit zugesprochen werden kann. Dies trifft auf primär biologisch determinierte, angeborene und reflexhafte Verhaltensmuster nicht unbedingt zu. Lichtenberg ist jedoch der Meinung, daß dem Motivbegriff ein größerer Erklärungswert und eine erhöhte theoretische Brauchbarkeit verliehen wird, wenn man seine Zulässigkeit nicht an die Frage biologisch oder nicht-biologisch knüpft, sondern ihn als ein Konzept nutzt, das biologische und psychologische Verhaltensdeterminanten integrierend zusammenfaßt. Dieser Vorschlag erscheint schon deshalb sinnvoll, weil sich die Frage biologisch oder nicht, in Wirklichkeit selten eindeutig klären läßt. Ursache hierfür sind forschungspraktische Probleme und die Tatsache, daß beide Verhaltensausröser meist in amalgamierter Form zusammen wirken. Für einen in dieser Weise neugefaßten Motivbegriff stellt sich dann nicht mehr die Frage, ob z.B. exploratives Verhalten erblich oder willentlich determiniert ist, gefragt werden muß vielmehr: Welchen Grundbedürfnissen dienen diese biologisch-psychologisch motivierten Verhaltensweisen.

Ergänzend betont Lichtenberg, daß Motive sowohl durch innere Bedürfnisse, als auch durch Möglichkeiten und Angebote, die die Umwelt macht, geweckt werden können (Lichtenberg, 1991b, S. 88).

Bei der Auswertung von Säuglingsbeobachtungen, die sich über ganze Tage (24 Std.) erstreckten, fand Lichtenberg fünf basale Verhaltenskategorien, die sich folgerichtig ebenso vielen Motivationssystemen zuordnen ließen. Diese Neu-Konzeption wurde von ihm in der Absicht geschaffen, das unzureichende, dualistische Triebmodell zu ersetzen:

Es war mein Ziel, Psychoanalytikern eine Möglichkeit anzubieten, Motivation zu begreifen, die die duale Triebtheorie ersetzen könnte, während sie allen Phänomenen gerecht wird, die die Theorie hatte erklären helfen können (Lichtenberg, 1989, S. 336. Übersetzt: D. K.).

Lichtenberg spricht verkürzt von motivationalen Systemen, obwohl sie seiner Erklärung nach, vollständigerweise, als motivational-funktionale Systeme bezeichnet werden müßten, da es sich um funktionale biologisch-psychologische Einheiten handelt, die wichtige überlebenssichernde, entwicklungsfördernde und bedürfnisbefriedigende Aufgaben erfüllen. Diese fünf Systeme repräsentieren folgende fünf Grundbedürfnisse, bzw. entwickeln sich als Antwort auf diese (Lichtenberg, 1989, S. 1):

1. Das Bedürfnis (need) nach psychischer Regulation von physiologischen Erfordernissen,
2. das Bedürfnis nach Bindung (attachment) und Anschluß an Gruppen (affiliation),
3. das Bedürfnis nach Exploration und Selbstbehauptung (assertion).

4. das Bedürfnis abweisend zu reagieren, durch Widerstand oder Rückzug und
5. das Bedürfnis nach sinnlichem Vergnügen und sexueller Erregung.

Nach Lichtenberg besteht jedes motivationale System aus einer Gruppe, untereinander verbundener Bedürfnisse und Wünsche, die bestimmte funktionelle Gemeinsamkeiten aufweisen. Sie stehen in einer hierarchischen Ordnung zueinander, gemäß der Reihenfolge ihres Auftretens in der psychischen Entwicklung. Zu Beginn des Lebens stehen die eher biologisch geprägten Bedürfnisse im Vordergrund, dann treten Bedürfnisse, die die Bildung komplexerer und eher psychologischer Verhaltens-Schemata zu ihrer Befriedigung voraussetzen, hinzu. Diese Schemata entwickeln sich zu absichtsvollen, komplexer werdenden Planungs-Schemata. Auf noch höherer Stufe werden mit der Entstehung begrifflich-symbolischer Repräsentanzen, ab der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres, auch symbolische Wünsche und entsprechende psychologische Befriedigungs-Strukturen möglich (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 17).

Die unterste biologische Ebene der motivationalen Systeme schließt sowohl angeborene physiologisch ausgelöste Bedürfnis-Wahrnehmungen - wie z.B. das Durstgefühl bei Flüssigkeitsmangel -, wie auch ererbte Verhaltens-Muster und -Bereitschaften - z.B. auf Bedrohung mit Kampf oder Flucht zu reagieren - ein (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 2). Die höchste Stufe der Wünsche beinhaltet auch *symbolische* Repräsentanzen von Zielen, Ambitionen und Idealen.

Alle drei Ebenen dieser Systeme, d.h. die der Bedürfnisse (needs) in Form grundlegender biologischer Anforderungen; die der Intentionen und Pläne in Form perzeptiv-affektiver Handlungsmuster und drittens, die der symbolischen Repräsentanzen in Form von Wünschen, bestehen über das ganze Leben fort. Diese drei Ebenen lassen sich am Beispiel des motivationalen Systems der Bindung wie folgt beschreiben: Zu Beginn des Lebens finden sich biologisch vorgeprägte Verhaltensmuster, die, die Bildung und Festigung von Bindung fördern, etwa die visuelle Präferenz des Neugeborenen für das menschliche Gesicht. Später entwickelt sich ein riesiges Repertoire gelernter Schemata, die wir in Form vorbewußter Automatismen ausführen, z.B. Gruß- und Abschieds-Rituale. Darüberhinaus verleihen wir einer scheinbar unendlichen Bandbreite von Wünschen und Phantasien, die mit Bindungen und Beziehungen zusammenhängen, symbolisch repräsentierte Formen, die unser Innenleben bereichern (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 17).

Lichtenberg vertritt aus entwicklungspsychologischer Sicht die These, daß Motivationen sich allein aus *erlebten Erfahrungen*²² entwickeln.

Basierend auf bestimmten erlebten Erfahrungen, können Motivationen ihre optimale Vitalität erreichen oder nicht. ... Erlebte Erfahrung bestimmt, wie wir Menschen versuchen, bewußt oder

²² Diese Betonung psychologischer Einflüsse auf die Bildung der Motivationen bildet einen wesentlichen Unterschied zum Triebbegriff, der einem biologischen Verständnis näher steht. Dieses Postulat widerspricht, entgegen eines ersten Eindrucks, nicht Lichtenbergs oben erwähnter *Motiv*-Definition, als eines Begriffes, der schon ursprüngliche, ererbte, reflexhafte Verhaltensweisen einschließt. Selbst ererbte Muster müssen im Leben nach ethologischer Ansicht genügend Gelegenheit haben, ausgeübt zu werden, um sich tatsächlich entfalten zu können.

unbewußt, unsere Bedürfnisse und Wünsche zu befriedigen, indem wir in potentiell affektauslösenden Ereignissen das Signal suchen, das uns mögliche Befriedigung anzeigt (Lichtenberg, 1989, S. 2. Übersetzt: D. K.).

Zwischen den Motivationen und dem 'Selbst' besteht ein überaus enger, unauflösbarer Zusammenhang:

Das 'Selbst' entwickelt sich als ein unabhängiges Zentrum, welches Motivation auslöst, organisiert und integriert. Das Selbstempfinden [the Sense of Self] erwächst aus dem Erleben dieses Auslösens, Organisierens und Integrierens" (Lichtenberg, 1989, S. 1. Übersetzt: D. K.).

In dialektischer Weise konstituiert sich das Selbst aus der Erfahrung und dem Erleben des Funktionierens der motivationalen Systeme. Indem diese Systeme das Selbst bedürfnisangemessen in seiner Umwelt repräsentieren, erlebt sich das Individuum als Einheit, das in befriedigender Weise mit der Welt interagieren kann und das Selbst kann gleichzeitig kompetenter Organisator der Systeme sein.

Zentral für Lichtenbergs Konzeption menschlicher Steuerungs- und Antriebsstrukturen sind die Affekte: Die Systeme bilden sich aus gelebten Erfahrungen, die dabei ausgelösten Affekte bilden durch ihre situations- und motivationsspezifische Färbung eine kategoriale Grundlage, auf der sich die motivationalen Systeme organisieren können. Affekte wirken zusätzlich als Signale, die die Aktivierung der Systeme steuern. Die spezifisch gefärbten Affekte in den Repräsentanzen früher erlebter Modellsituationen fördern entweder die Erneuerung oder die Vermeidung der früheren, sie auslösenden Erfahrungen und Ausgangssituationen (vgl. Tomkins, 1962, 1963, 1987). Auch dadurch, d.h. genauer vermittelt der verknüpften Internalisierung von Situation, Handlungsmuster und Affekt, besitzen sie eine organisierende Funktion.

Zusammengefaßt gesagt sind Motivationssysteme funktionelle Einheiten, die sich aus einer biologisch-erblichen Basis; aus erlernten Erlebnis- und Verhaltensmustern; aus Verhaltensplänen und aus begrifflich-symbolischen Strukturen konstituieren. Diese Strukturen erhalten ihre individuelle Ausprägung durch gelebte Erfahrung. Eine wichtige Funktion haben die Affekte, sie verleihen Erfahrungen ihre spezifische Qualität und haben eine steuernde Qualität für die Systeme. Diese Systeme bilden sich als Antwort auf fünf basale menschliche Bedürfnisse und biologische Erfordernisse.

6.1.1. Das auf der psychischen Regulation von physiologischen Erfordernissen beruhende Motivationale System

Dieses System dient der Regulation physiologischer Erfordernisse, wie der Nahrungsaufnahme, der Atmung, des Wärmehaushaltes, der Ausscheidung, der Stimulusintensität, der taktilen und propriozeptiven Stimulation, der Homöostase und des Schlafs. Diese physiologischen Erfordernisse evozieren schon zu Beginn des Lebens psychologische Korrelate, wie psychische Befindlichkeiten, Dränge, Affekte, Zufriedenheit-Unzufriedenheit usw., die maßgeblich an der Wahrnehmung,

Kommunikation, Bedürfnisbefriedigungs-Regulation dieser Erfordernisse beteiligt sind. Diese psycho-physische Wechselwirkung steht am Anfang dieses Systems. Die psychophysiologische Regulation ist zu Beginn des Lebens fast vollständig auf die Mutter angewiesen und zwar nicht nur aufgrund der äußeren Hilflosigkeit des Kindes, sondern auch weil die bedürfniswahrnehmenden, bedürfniserkennenden und bedürfnismitteilenden Funktionen noch unzureichend entwickelt sind und sich erst über den sozialen Austausch bilden.

Vor allem die Erfahrungen mit eßgestörten Patienten legen nahe, daß allein schon die Hunger- und Sättigungs-Wahrnehmungen einen erlernten Kern haben und nicht allein ererbte Fähigkeiten sind (vgl. z.B. Bruch, 1961 und 1991; Pudiel, 1982; Meermann & Vandereycken, 1987).

Die frühe Kommunikation im Kontext wechselseitiger Bedürfnisäußerung und Bedürfnisbefriedigung ist auf die Äußerung und das Verständnis affektiver Signale angewiesen, die den augenblicklichen Bedürfniszustand anzeigen. Diese affektiven Signale sind Bestandteile teilweise angeborener perzeptiv-affektiver Reaktionsmuster bei Mutter und Kind. Darauf, daß diese Muster teilweise angeboren sind, weist schon Bowlby aufgrund seiner humanethologischen Studien hin (1975). Diese perzeptiv-affektiven Reaktionsmuster bilden auch den Ausgangspunkt der Mutter-Kind-Bindung und der Bildung fortgeschrittenerer Interaktionsmuster. Sie haben beim Menschen eine große Formbarkeit und entwickeln sich unter dem Einfluß von Erfahrung sehr rasch weiter. Das angemessene Beantworten von affektiv geäußerten Bedürfnissen und Befindlichkeiten des Säuglings durch die Mutter ermöglicht dem Kind, diesen Bedürfnissen und Befindlichkeiten in adäquater Weise, bestimmte Affekte zuzuordnen. So werden mit der Zeit und unter dem Einfluß von Erfahrungen und komplexer werdender Gedächtnisrepräsentanzen eigene Bedürfnisse auf psychischer Ebene für das Kind erst identifizierbar. In diesem frühen Dialog kommt es sehr stark auf einfühlsame und verständnisvolle Reaktionen der versorgenden Personen an.

Das ganze Spektrum, der sich entwickelnden und wiederholenden vorsprachlichen Interaktionssequenzen dient zum einen Lernvorgängen, zum anderen ermöglicht es angemessene Bedürfnisbefriedigung. Um diesen beiden Notwendigkeiten genügen zu können, müssen die den verschiedenen Grundbedürfnissen zugeordneten Interaktionsmuster einen Kompromiß zwischen Konstanz und Neuheit aufweisen, um einerseits verstanden zu werden und um andererseits Entwicklung stimulieren zu können und das Interesse des Kindes wachhalten.

Wiederholte Erfahrungen dieser Art erlauben es dem Säugling nach und nach seines eigenen, affektiven Zustandes gewahr zu werden und mit aktuellen, eigenen Bedürfnislagen in Verbindung zu bringen. Im geglückten Falle erlebt er eine weitgehende Übereinstimmung von Bedürfnis, Affekt und mütterlicher Antwort. Die 'Passung' der inneren Signale und der bedürfnisbezogenen Reaktionen der versorgenden Person, schafft basales Vertrauen in den eigenen Körper und seine Signale und ist nach Lichtenberg als Wurzel des von Erik H. Erikson (1987, S. 241) so bezeichneten *Urvertrauens* anzusehen. Diese körpernahen Erlebnisse tragen darüberhinaus zur Entstehung eines 'Selbsts' im psychoanalytischen Sinne bei: "Das korrekte empathische Erkennen, der vom Kind internal wahrgenommenen Information zu den eigenen

Bedürfnislagen durch die versorgende Person, schafft Vertrauen in ein Empfinden körperlich begründeter Realität - und ist ein Beitrag zur Entwicklung eines 'wahren Selbsts` " (Lichtenberg, 1989, S. 35. Übersetzt: D. K.).

Am Beispiel der Wechselbeziehung Hunger-Nahrungsaufnahme ist dies introspektiv sehr leicht nachvollziehbar, sie wird nicht allein über rein physiologische Signale und interozeptive Wahrnehmung gelenkt, sondern sie ist sehr stark mitbeeinflusst von Gefühlen, Wünschen und Drängen. Lichtenberg beschreibt die Entstehung des Hunger-Motivs, indem er davon ausgeht, daß sich beim Kind Repräsentanzen perzeptiv-affektive Reaktionsmuster über unzählige Hunger-Fütterungs-Situationen bilden und die Wahrnehmung des Hungers einerseits durch die ihn begleitenden unlustvollen Affekte und andererseits, durch lustvolle Affekte verstärkt wird, die das Füttern mit sich bringt (was auch an einer rapiden Verminderung der neuronalen Entladungsraten sichtbar wird). Die Hunger-Fütterungs-Situation, eingebettet in den gesamten Bedürfnis-Bedürfnisbefriedigungs-Kreislauf, wird sowohl im episodischen als auch im prozeduralen Gedächtnis gespeichert. Die Gedächtnisspuren werden durch die biologisch-rhythmischen Wiederholungen dieser Situationen verstärkt. Durch die naturgemäß sich vollziehenden Wandlungen und Abweichungen der frühkindlichen Fütterungssituationen wird eine vorzeitige Habituation vermieden, so daß diese Erfahrungen einen kontinuierlichen Einfluß auf die Gedächtnis-Repräsentierung haben.

Die geglückte gegenseitige Regulation der Beziehungspartner definiert erst den Hunger als ein *Motiv*, eine Definition, die allgemein als *die Realität* angesehen wird. Physiologische Zustände werden auf individuell psychischer Ebene erkennbar. Aufgrund der dabei sich bildenden, zugehörigen und verinnerlichten perzeptiv-affektiven-Reaktionsmuster entsteht die Fähigkeit zu Regulation von bedürfnisbefriedigendem Verhalten in zwischenmenschlichen Beziehungen. Die Wahrnehmung vieler Bedürfnis-Bedürfnisbefriedigungs-Zyklen und die Tatsache der Unerläßlichkeit anderer Personen für die Befriedigung der meisten Bedürfnisse, fördern die Bildung und Organisierung komplexer werdender Selbst- und Fremd-Bilder und sind damit eine Basis für die Bildung der eigenen Persönlichkeit (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 34).

Für Bedürfnis-Bedürfnisbefriedigungs-Prozesse jeglicher Art gilt: Vor allem zu Beginn unseres Lebens wird physiologisch-psychologischen Grundbedürfnissen durch ihre Einbettung in soziale Prozesse subjektive Bedeutung verliehen, die auf weitere Erfahrungen und sich entwickelnde Verhaltensmuster prägenden Einfluß haben.

Außerdem bildet die Erfahrung des Säuglings, daß er etwas bewirken und, daß dies gleichzeitig positive Folgen haben kann, basales Vertrauen in die eigene Effektivität. Diese positiven Erfahrungen fördern die Entstehung wirksamer, psychischer Regulationsmuster für physische Bedürfnisse.

Das Besondere an Lichtenbergs Ansatz - im Gegensatz zu rein lerntheoretischen Ansätzen, aber auch zu vielen psychoanalytischen Auffassungen - ist die Betonung des affektiven Austausches für das Gelingen der frühen Kommunikation (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 259 ff.). Affektäußerungen haben starken Signalcharakter und machen dadurch Befindlichkeiten und Bedürfnislagen mitteilbar. Damit diese wichtige soziale Funktion der Affekte genutzt werden kann, muß die Zuordnung von Affekten zu Bedürfnislagen

erlernt werden, ebenso das Verständnis von Affekten anderer. Da Affekte auch Befindlichkeiten und Bedürfnislagen der eigenen Person anzeigen, erlauben sie es dem Menschen, sich ihnen gegenüber angemessen zu verhalten und seine seelisch-physiologische Balance zu wahren. Eine weitere Funktion, die Affekte nach Lichtenberg erfüllen, ist die, daß sie Erfahrungen und Erlebnissen positive und negative Qualitäten hinzufügen und ihnen dadurch Bedeutung verleihen. Diese Bedeutungen repräsentieren Qualitäten, nach denen Erlebnisepisoden organisiert werden können. Mit Affekten verbundene zentrale Erfahrungen werden Teil der einzelnen motivationalen Systeme, sie sind ein Anreiz bestimmte Erfahrungen zu wiederholen oder zu vermeiden.

Was oben am Beispiel des Hungers herausgearbeitet wurde, gilt in entsprechender Weise auch für andere Bedürfnisse: "Alle physiologischen Bedürfnisse (Hunger, Durst, Ausscheidung, taktile Stimulation, Homöostase, Wärmehaushalt und Schlaf) haben ein gemeinsames, ein relativ schnell reagierendes Signalsystem, welches der versorgenden Person Informationen zu Bedürfnissen und deren Befriedigung mitteilt und ein Feedbacksystem, das dieselbe Information dem entstehenden Selbst übermittelt" (Lichtenberg, 1989, S. 39. Übersetzt: D. K.).

Zusammenfassung: Aufgabe und Entstehung des motivationalen Systems, das der psychischen Regulation physischer Erfordernisse dient:

In den frühen Interaktionszyklen geben die Eltern dem Kind Rückmeldungen zu seinen affektiv geäußerten Bedürfnissen und Befindlichkeiten, wodurch diese auch für das Kind selber identifizierbar werden, vor allem weil diese Rückmeldungen meist mit einem konkreten Antwortverhalten der versorgenden Personen verbunden sind, so daß Bedürfnisse, Affekte, Wahrnehmungen und adäquate Bedürfnisantworten und -Befriedigungen im Gedächtnis verknüpft werden können. Durch die Verinnerlichung dieser Erfahrungen lernen die Kinder nach und nach Teile dieser Funktionen selbst zu übernehmen. Dazu gehören neben dem adäquaten Umgang mit psycho-physiologischen Bedürfnissen auch rein psychische Fähigkeiten, wie z.B. sich bei physischen und psychischen Erregungszuständen durch psychische Gegenregulation selbst beruhigen zu können.

6.1.2. Das Motivationale System der Bindung und Gruppenzugehörigkeit

a) Attachment:

Terminologische Vorklärung: Ich benutze hier meist den englischen Ausdruck 'Attachment' für das deutsche Wort 'Bindung', da er in der Diskussion zu diesem Thema bereits eindeutiger mit einer bestimmten Bedeutung belegt wurde, vor allem im Hinblick auf die unterschiedlichen Bedeutungsakzente von *Attachment* und *Bonding*.

Bowlby provozierte mit seinem Statement, er sähe es als einen Fehler an, dem *Stillen* und *Füttern* das Primat einzuräumen, vor anderen bindungsstiftenden Verhaltensweisen, wie dem *Suchen*, *Folgen* und *Anklammern* (vgl. Bowlby, 1958, S. 366), eine hitzige Debatte unter damaligen Psychoanalytikern (vgl. Freud, A., 1960; Schur, 1960; Spitz, 1960 & Eagle, 1988). Nach Lichtenberg beruht der Dissens um die Frage des Primats des Oralen oder des Nicht-Oralen für die Entstehung von Bindungen auf falschen Voraussetzungen. Für ihn ist Attachment vielmehr das Ergebnis eines Wechselspiel zwischen den einzelnen motivationalen Systemen. Die Bildung des Attachments läuft damit sehr viel weniger in fixen biologischen Bahnen ab, sondern ist stärker von individuellen Erfahrungen bestimmt. Dieser Prozeß besitzt damit eine größere psychologische individuelle Plastizität als von Bowlby angenommen. Lichtenberg betont außerdem, daß das Kind nicht nur Auslöser mütterlichen Verhaltens ist und die Mutter mehr ist als das zugehörige verfügbare Objekt, sondern daß Attachment das Ergebnis erlebter, befriedigender und geglückter, gleichgewichtiger, *gegenseitiger* und *kompetenter* Regulationen ist (vgl. Lichtenberg 1989, S. 70 und Bowlby 1960, S. 416). Er sieht Attachment also nicht als einen behavioral-biologischen Mechanismus, sondern eher als Korrelat positiver, internalisierter Kontakterfahrungen. Das motivationale System des Attachments bildet sich, als Antwort auf das Grundbedürfnis nach Bindung heraus, es beinhaltet internalisierte Aspekte von Gefühlen, Erinnerungen, Wünschen, Erwartungen und Intentionen (vgl. Lichtenberg 1989, S. 72). Daß diese verstärkte psychische Akzentuierung des Attachments, als ein flexibler und von individuellen Erfahrungen modulierter Prozeß - wobei nicht eine Beschränkung auf die Unterscheidung zwischen pathogenen und nicht-pathogenen Erfahrungen gemeint ist - gerechtfertigt ist, ist mittlerweile gut belegt. Wie subtil und unterschiedlich sich Erfahrungen vielfältigster Art auf Bindung und Bindungsverhalten auswirken können ist mittlerweile gut dokumentiert durch Einzelfall-Beobachtungen und Längsschnittuntersuchungen (z.B. Grossmann et al. 1989). Grossmann kam bei einer empirischen Untersuchung des Attachmentkonzeptes in Form einer Längsschnittstudie an Bielefelder Kindern zu einem ähnlichen Ergebnis und schreibt:

Mütter, die feinfühler auf die subtilen Signale eingehen, mit denen Säuglinge ihre Bedürfnisse ausdrücken, erreichen eine sicherere Bindungsqualität mit ihren Kindern. Bei weniger feinfühligem Müttern ist dagegen die Wahrscheinlichkeit größer, daß sich eine unsicherere Bindungsqualität mit ihren Kindern entwickelt. Feinfühligkeit ist die Fähigkeit, Signale nicht nur wahrzunehmen und

richtig zu interpretieren, sondern prompt und angemessen darauf zu antworten (Grossmann, 1987, S. 211; zit. nach Dornes, 1993, S. 230).

Der gegenseitige soziale Regulationsprozeß den Lichtenberg vermehrt der Entstehung schon der frühen Bindung unterlegt, läßt sich sehr gut in kybernetischen Modellen als verschränkte Rückkoppelung in einem wechselseitig regulierten System, beschreiben (vgl. Walcher & Peters, 1971). "Synchronisierungs- und Differenzierungsvorgänge werden dem Baby durch die Eltern, diesen wiederum durch das Baby vermittelt" (Brazelton & Cramer, 1991, S. 122).

Bei diesen frühen Kontaktepisoden werden neben dem Säugling auch die Eltern von eigenen, erblich vorgeprägten Verhaltensmustern unterstützt, so zeigen z.B. Erwachsene mit hoher interkultureller Konstanz Säuglingen gegenüber, charakteristische Artikulationsweisen: Sie sprechen langsamer, stark rhythmisch gegliedert und in melodischen Mustern mit vielen Wiederholungen; die Tonhöhenamplituden sind stark vergrößert und generell wird in höherer Stimmlage gesprochen, mit besonders lebhafter und abwechslungsreicher Modulation. Die Übertreibungen und Verstärkungen in der Sprechweise fördern die Aufmerksamkeit des Säuglings und berücksichtigen seine noch nicht voll ausgebildeten Fähigkeiten der auditiven Reizverarbeitung (vgl. z.B. Stern, MacKain & Spieker, 1982). Diese regulativen Mechanismen verbessern die Möglichkeit für gegenseitige positive Erfahrungen und fördern damit das Entstehen einer sicheren Bindung.

Wie Ainsworth und Bell (1969 und Bell & Ainsworth, 1972) gezeigt haben, behandelt das Baby unmittelbares, angepaßtes und bedürfnisbefriedigendes Eingehen der Mutter auf seine durch Schreien geäußerten Bedürfnisse, nicht als Verstärkung des Schreiens im lerntheoretischen Sinne, sondern im Gegenteil, es kommt aufgrund wechselseitiger Regulation zu einem Zustand beidseitiger Befriedigung, so daß Schreien bei Kindern *responsiver* Mütter am Ende des ersten Lebensjahres seltener auftritt, als bei Kindern *nicht-responsiver* Mütter. Dieses Beispiel illustriert die regulative Seite von Kontakt- und Bindungserfahrungen.

Ein Forscherteam um Klaus und Kennell - und in deren Gefolge auch andere Gruppen - erbrachten seit den siebziger Jahren eindrucksvolle Belege für die enge Verzahnung erblicher und erlernter Komponenten bei der Bildung des Attachments. Es zeigte sich in einer Reihe von Untersuchungen, daß die Möglichkeit von Kontakt zwischen Mutter und Kind unmittelbar nach der Geburt, einen deutlichen Einfluß auf die Sprach- und Intelligenzentwicklung beim Kind und die Fürsorgebereitschaft und anderes Verhalten der Mutter ausübt²³. Ein Team um Hales fand bei einer Folgeuntersuchung in Guatemala anhand einer größeren Stichprobe heraus, daß es zu deutlichen Unterschieden im mütterlichen Verhalten führt, wenn eine Mutter zu ihrem Kind direkt nach der Geburt einen zusätzlichen 45-minütigen Kontakt zur üblichen Krankenhausroutine hat, statt eines zusätzlichen Kontaktes erst nach erst 12 Stunden,

²³ Von anderer Seite konnte mittlerweile anhand von Untersuchungen in Deutschland, Finnland und der Schweiz gezeigt werden, das Rooming-in auch die Stillbereitschaft der Mutter deutlich erhöht (vgl. Häglsperger-Hang, 1988).

bei gleicher Gesamtkontaktzeit (Näheres zu diesen Untersuchungen, s. Anhang 1). Dies zeigt die Bedeutsamkeit eines evolutionären Terminplanes und die Notwendigkeit, den kindlichen und mütterlichen Entwicklungs- und Lernprozessen eine förderliche Grundlage zu schaffen, gemäß ihren teilweise erblich vorgeprägten, bio-psycho-sozialen Voraussetzungen.

Ein weiterer wichtiger Faktor für die Erreichung einer festen und sicheren Bindung zwischen Mutter und Kind scheint das Ausmaß des Körperkontakts zu sein, worauf die Ergebnisse von Tracy und Ainsworth (1981) hinweisen. Zumindest besteht eine Korrelation zwischen Kindern mit unsicherem Bindungsverhalten und Müttern, die weniger Körperkontakt gewähren.

b) Affiliation:

Vom Attachment unterscheidet Lichtenberg diese Motivation zur Gruppenzugehörigkeit und Gruppenbildung. Affiliation ist zwar auch eine Form der Bindung, läßt sich aber nach Lichtenbergs Meinung nicht mit der Summe einzelner Attachments der Gruppenmitglieder untereinander gleichsetzen. Dieses Motiv ist zwar ein Element des Gruppenanschlusses, wesentlich ist jedoch auch die Bindung an die Gruppe als Ganzes. Diese Form der Beziehung hat als Vorläufer die Familienzugehörigkeit. Die Wünsche nach Zugehörigkeit zu Gruppen sind auch kein Umweg oder Ersatz für individuumsbezogene Beziehungen und Bindungen, sondern ein eigenständiges Motiv.

Auch die Entwicklung dieses motivational-funktionalen Systems unterliegt den Einflüssen der Lebensgeschichte, erhält durch Vorerfahrungen seine Prägung und steuernde Struktur, wird durch diese Erfahrungen gefördert und bestärkt oder kann sich durch negative Erfahrungen nicht zu seiner optimalen Stärke und unverbogenen Wirksamkeit entfalten. Lichtenberg kritisiert, daß der Psychoanalyse diese Strebungen immer 'verdächtig' waren und sie - durch die Überbetonung des Individuellen - als Schwäche oder als Mitursache deindividualisierter Massenexzesse gegen Minderheiten angesehen wurden. Lichtenberg zeigt zwar Verständnis für diese historisch begründbare Haltung, wendet sich aber gegen eine unkritische und generelle Verteufelung eines ganzen menschlichen Verhaltenszugs:

Das Ausmaß der [negativen] Haltung gegenüber dem Gruppenbildungsbestreben kann am besten durch die schockierende Tatsache erklärt werden, daß mehr Menschen aus Motiven der Gruppenzugehörigkeit gestorben sind, als aus irgendwelchen anderen. Die Dominanz von Gruppenzugehörigkeits- und aversiven Motiven unter der Ägide der Idealisierung bildet die tödlichste Kombination des Menschen (Lichtenberg, 1989, S. 124. Übersetzt: D. K).

Nach Lichtenberg ist eine positive Sichtweise des Systems letztlich angemessener, da es wesentliche Verhaltenszüge des sozialen Tieres 'Mensch' repräsentiert. Auch die Aufgaben des sozialen Lernens und andere Leistungen werden, um den Wunsch nach Gruppenzugehörigkeit zu befriedigen, erbracht.

6.1.3. Das Explorativ-Assertive Motivationale System

Mit 'Assertion' oder Selbstbehauptung im weiteren Sinne bezeichnet Lichtenberg ein Bestreben auf die Außenwelt wirksam, effektiv und verändernd einzuwirken, das bei Erfolg mit positiven Affekterlebnissen einhergeht. Die mit *Assertion* in Beziehung stehenden positiven Affekte, ergeben sich aus der Passung (Matching) einer selbstinitiierten Handlung und des Auftretens eines erwünschten Effektes. In diesem Begriff sind sowohl Selbstbehauptung als auch Selbstbestätigung eingeschlossen (Lichtenberg, 1993a, persönliche Mitteilung)²⁴.

Für dieses motivationale System als Ganzes sind exploratives Verhalten und Selbstbehauptung mit dem Ziel lustvoller Kompetenz- und Effektivitätserfahrungen konstitutiv (s. Lichtenberg, 1989, S. 127). Wesentlich für seine Entwicklung, ist die Erfahrung des Säuglings etwas in der Umwelt bewirken zu können, bzw. Verursacher von etwas zu sein. Ein Beispiel für solch ein exploratives Verhalten, wäre das bereits beschriebene Experiment von Papousek und Papousek (1975), bei dem der Säugling herausfindet, daß er mit einer genau definierten Kopfdrehung von 30° eine Lichterkette anschalten kann und dies meist viele Male mit Begeisterung wiederholt, sobald sich ihm der Zusammenhang offenbart.

Dieses motivationale System hat verglichen mit den anderen einen gewissen paradoxen Status. In allen Systemen kommen explorativ-assertive Verhaltensweisen vor, resultierende Kompetenz- und Effektivitätserlebnisse können sie verstärken. Gleichzeitig kann das explorativ-assertive System jedoch auch eigenständig und unabhängig von ihnen aktiviert werden. Sander (1983) verdeutlicht diese zweite Möglichkeit, indem er eine besondere Nische im Leben des Kindes beschreibt, in der dieses System alleine und 'Selbst-organisierend' wirksam sein kann. Er bezeichnet diese Nische als '*offenen Raum*' (open space) (s. Lichtenberg, 1989, S. 128). Sander hat in umfangreicher Weise und über 24 Stunden das Mutter-Kind-System beobachtet und die Zustandsänderungen und wechselnden Bedürfnislagen des Kindes von Geburt an beschrieben. Er stellt fest, daß es bei erfolgreicher, wechselseitiger Mutter-Kind-Regulation Wachphasen gibt, in denen das Kind in einem sehr ausgeglichenen Zustand ist: die akuten physiologischen Bedürfnisse und Kontaktwünsche sind zufriedengestellt, das Kind ist gewickelt, satt und zufrieden und es ist noch nicht müde. Dies entbindet Mutter und Kind vorübergehend und partiell von ihrem gegenseitigen Engagement. Durch diese zeitweilige Befreiung von anderen Bedürfnissen, kann der Säugling seine ganze Aufmerksamkeit auf Erkundungen und Erforschungen richten. In diesen Phasen gewonnene Erfahrungen erhalten auf diese Weise große Bedeutung und Intensität für ihn und eine gewisse Eigenständigkeit gegenüber anders motivierten Handlungen. Aufgrund dezidiert explorativer Aktivitäten macht der Säugling *individuelle* Erfahrungen und Errungenschaften, die als etwas 'Eigenes' und 'Wirkliches' empfunden werden können (Sander, 1983, S. 99) und damit zur Selbst-Bildung einen wichtigen Beitrag liefern. Diese frühen Erfahrungen tragen mit dazu bei, daß später Selbsteinschätzungen, wie 'es ist zu schaffen', 'ich kann Dinge beeinflussen und etwas

²⁴ Da 'Selbstbehauptung' keine ganz adäquate Übersetzung für 'Assertion' ist, werde ich weiterhin den Originalausdruck gebrauchen.

bewirken` und 'ich habe einen eigenen Stil, an Dinge heranzugehen` integraler Bestandteil der eigenen Persönlichkeit werden. Für die spätere Arbeitsfähigkeit liefern die auf dieses System bezogenen Erfahrungen eine fundamentale Voraussetzung: "Arbeit ist eine explorativ-assertive Aktivität, in welcher der dominierende Affekt auf Effektivität und Kompetenz beschränkt ist" (Lichtenberg, 1989, S. 145. Übersetzt: D. K.). Unter dieses Affekterleben ist auch die *Funktionslust* subsumierbar, ein in der Psychoanalyse gebräuchlicher Begriff, der den Genuß an der Arbeit mehr aus triebtheoretischer Sicht zu beschreiben sucht.

Freud (1920) hatte der Exploration und der Selbstbehauptung noch keinen, von den Trieben unabhängigen Rang zugesprochen, sondern sie gänzlich in den Dienst primärer Triebbefriedigung gestellt. Auch später bei Hartmann besaßen diese Verhaltensweisen keine eigenständige motivationale Grundlage, sondern waren Teil der Anpassungsfunktionen des Ichs und wurden so dem dualistischen Triebmodell einverleibt. Hartmann geht von einer *neutralen* Energie der Ich-Triebe aus. Lichtenberg schreibt dazu unmißverständlich:

Der erste ist Heinz Hartmann (1955), der eine angeborene neutrale Ich-Energie annimmt, die aber der zwingenden Natur der funktionalen Aktivität des Kleinkindes nicht gerecht wird. Alle energiegeladenen Reaktionen des Kindes auf äußere Reize, wie z.B. auf Spielzeuge oder auf ein näherkommendes menschliches Gesicht, strafen das Wort 'neutral' Lügen. Wir müssen vielmehr eine bestimmte motivationale Kraft annehmen, die, gepaart mit funktionalen Fertigkeiten, an den beschriebenen Aktivitäten beteiligt ist" (Lichtenberg, 1992, S. 51).

Lichtenberg geht davon aus, daß alle fünf motivationalen Systeme in rudimentärer Form von Geburt an wirksam sind und daß sie das ganze Spektrum menschlichen Verhaltens erfassen. Daraus ergibt sich einleuchtend: jedes Verhalten ist in irgendeiner Form motiviert, damit nicht neutral und in motivationssystemischer Konsequenz auch nicht affektlos. Generell wirkt die Anwendung triebtheoretischer Prämissen auf diese Verhaltenskategorie hier u.U. verschwommen oder nichtssagend und führt leicht zu inneren Widersprüchen (vgl. Drews & Brecht, 1982, S. 286 ff.).

Lichtenberg beruft sich in seiner Konzeptualisierung des explorativen motivationalen Systems immer wieder auf White, der in einem 1959 veröffentlichten Aufsatz bedeutende Vorarbeiten geleistet hat. Nach White hat exploratives Verhalten nicht vorrangig spannungsabführende Funktion, wie dies triebtheoretisch gesehen wird, sondern folgende vier Aufgaben:

- der Befriedigung eines Hungers nach Reizstimulation,
- der Erreichung eines angenehmen Maßes neuromuskulären Trainings durch Aktivität,
- der Erlangung von Wissen, das Grundlage einer differenzierteren kognitiven Landkarte (Downs & Stea, 1982) der Umgebung sein kann und dadurch Erkundungswünsche befriedigen kann und
- der Erlangung von Kontrolle, Beherrschung von Fähigkeiten mit dem Ziel Einfluß auf die Umwelt zu gewinnen und sie zu meistern.

White sieht in diesem Antrieb auch eine evolutionsgeschichtliche Antwort auf den enormen Lernbedarf, den ein Mensch in seiner komplexen sozialen und materiellen Umwelt hat. Vielseitiges Interesse, ständiges Dazulernen und beharrliches Üben sind notwendig, um kompetent in der menschlichen Umwelt handeln zu können. Ohne einen eigenständigen, energischen Antrieb, der eine gewisse Unabhängigkeit von anderen motivationalen Zuständen bietet, wären diese Entwicklungsaufgaben vermutlich nicht bewältigbar. Das Aktivwerden dieses Systems wird nach White - neben angeborenen Aspekten - durch ein von angenehmen Affekten begleitetes Effektivitätsempfinden unterstützt. Für Lichtenberg ist gerade dieses Effektivitätsempfinden die kennzeichnende positive Erlebnisqualität dieses Systems. Präzisierend beschreibt er drei Quellen dieser positiven Empfindung, die gleichzeitig basaler Antrieb des Systems ist: das Vergnügen, welches das Kind durch Hinwendung an einen bevorzugten Stimulus erfährt, das Vergnügen, welches aus der Tatsache herrührt, bestimmte Dinge in seiner Umwelt aktiv bewirken zu können, z.B. ein Mobile in Bewegung setzen. Die dritte, das System fördernde, positive Erlebnisqualität, sieht er im Rückgriff auf Sander (1986), in einer anderen, sich entwickelnden Fähigkeit des Kindes begründet: aufbauend auf frühen positiven Erfahrungen lernt es bestimmte positive Zustände nach Maßgabe früherer, positiver Erfahrungen wiederherzustellen, die gelungene Erneuerung positiver Vorerfahrungen schafft ebenfalls ein Empfinden von Kompetenz und Vergnügen. Diese positiven Erlebnisse werden früh zunächst vor allem durch empfindsamer und einfühlsamer Verhaltensweisen der Mutter gefördert, d.h. durch geglückte Regulationen des Mutter-Kind-Systems. Diese angenehmen Kompetenz- und Effektivitätserfahrungen kann es bezogen auf alle Grundbedürfnis-Befriedigungserfahrungen der fünf motivationalen Systeme in gleicher Weise machen. Mit Hilfe der positiven Erlebnisqualitäten, die dieses System bietet, läßt sich z.B. verstehen, warum bereitwilliges und promptes Reagieren der Mutter auf ihr schreiendes Kind, entgegen lerntheoretischer Annahmen, dazu beiträgt, daß das Kind später weniger schreit, als wenn die Mutter sich weniger fürsorglich und tröstend verhält (Ainsworth, 1979). Haben die Kinder im Dialog mit der Mutter gelernt einen Zustand zu erkennen, der ein positives Gegenstück zu einem vorangegangenen sehr - unangenehmen und unruhigen - Zustand darstellt, werden sie durch die drei genannten positiven Erlebnisqualitäten dazu angeregt, diesen befriedigenderen Zustand selbst zu reproduzieren. Sie lernen sich z.B. mit dem Schnuller oder einer Schmusedecke zu beruhigen und zu trösten oder sich mit einem Spiel abzulenken und machen dadurch befriedigende Kompetenz- und Effektivitätserfahrungen. Dabei ist wichtig, daß die Mutter angemessen und einfühlsam auf das Kind reagiert und durch konstantes und vorhersagbares Verhalten die Basis für generelles Vertrauen in andere Menschen schafft. Gleichzeitig aber sollte sie dem Kind durch Abwechslung, Phantasie und spielerische Kreativität genügend Anregung bieten, seine Neugier, sein Interesse und seinen Forscherdrang zu befriedigen und so seine Entwicklung optimal zu fördern. Das Kind benötigt auch die Unterstützung, die Ermutigung und das Lob der Mutter um sich später als älteres Kind und als Erwachsener durch die Internalisierung dieser Erfahrungen befriedigend und erfolgreich mit der Welt auseinandersetzen zu können. Quasi-Längsschnittuntersuchungen mit Kindern depressiver oder ängstlicher Mütter haben zeigen können, wie stark die Mangelhaftigkeit dieser Qualitäten zu dauerhaft defizitären explorativ-assertiven

Motivationsstrukturen führen kann (vgl. z.B. die Studie von Gaensbauer et al. mit Kindern im Alter von 12, 15 und 18 Monaten, die einen manisch-depressiven Elternteil haben).

Der Erwerb symbolischer Repräsentanzen ermöglicht symbolisches Handeln, Planen und Nachvollziehen von sozialen Mustern in Abwesenheit direkter Vorbilder. Damit verschiebt sich der Fokus des explorativ-assertiven motivationalen Systems von der direkten Erkundung sozialer, materieller und perzeptueller Eigenschaften der Umwelt auf das *Problemlösen*, das sowohl soziale, konflikthafte Erfahrungen betrifft, als auch Probleme, die sich durch die normale Entwicklung stellen - z.B. der Erwerb verschiedener sozialer und kognitiver Kompetenzen. Nach Lichtenberg hat die Psychoanalyse mit ihrer Theorie zum symbolischen Denken und Handeln, in Form von Spielen, Träumen, Symptomen usw., zwar ein elaboriertes Modell menschlichen Problemlösens zur Verfügung, jedoch eines, das fast vollständig beschränkt ist auf die Fokuse der Spannungserleichterung, des interpersonellen Raumes und auf den Bereich des Unbewußten. Das explorativ-assertive motivationale System dagegen dient Kindern und Erwachsenen generell dazu, Aufgaben zu lösen, die sowohl im bewußten wie unbewußten; im interpersonellen wie im nicht-interpersonellen; im konflikthaften oder nicht-konflikthaften Bereich liegen (a.a.O., S. 158). Ein Beispiel dafür, wie das symbolische Spiel eine problemlösende Funktion im explorativ-assertiven motivationalen System haben kann, bietet ein Experiment von Fein und Apfel (1979): 19 Jungen und 19 Mädchen wurden im Alter von 12, 18, 24 und 36 Monaten untersucht. Jedes Mal wurde ihnen eine naturalistische Auswahl von Gegenständen und Spielzeug angeboten und dann wurde ihr Spiel beobachtet. Zwei Dinge fielen auf: Obwohl alle Kinder mit der Flasche genährt wurden oder worden waren, benutzten sie - wenn sie Füttern spielten - Tassen, Löffel oder Kannen wesentlich häufiger als Flaschen. Dazu Fein und Apfel:

Es ist zu vermuten, daß Kinder sich in solchen Spielen, den Herausforderungen des Lebens widmen und nicht seinen Allgemeinplätzen. Mit 12 Monaten sind Flaschen alte Hüte; es sind Dinge, die benutzt werden, wenn man Hunger hat. Es sind gutbeherrschte Gegenstände, die kein Interesse jenseits ihres alltäglichen Gebrauchsscharakters wecken. Tassen und Löffel wurden jedoch schon benutzt, aber nicht beherrscht (S. 97, nach Lichtenberg, 1989, S. 160. Übersetzt: D. K.).

Die zweite bemerkenswerte Tatsache war, daß die größte Änderung in der Auswahl der Gegenstände und der Art, wie sie verwendet wurden, im Alter von 18 Monaten stattfand. Mit 18 Monaten waren die meisten Kinder von der Flasche auf die Eßschaale umgewöhnt worden. Trotzdem benutzten sie nun, um eine Puppe zu füttern, die Flasche. Die Autoren vermuten, daß die Kinder mit 18 Monaten die Puppe als Repräsentanten für ein Baby entdeckt haben und Babys trinken aus Flaschen. Darin zeigt sich, daß die symbolische Repräsentierung die Exploration und Aneignung eines anderen, neuen Bereiches möglich macht, den sozialer Rollen und Funktionen.

Seine große Bedeutung erhält das Konzept des explorativ-assertiven motivationalen Systems durch die Tatsache, daß hiermit bestimmte individuelle soziale und sachbezogene Umgangsweisen, Defizite und Probleme an sich betrachtet werden, nicht

nur als symbolisierte Manifestationen, Projektionen und ähnliche Abwehrprodukte interpersonaler Konflikte aus anderen zwischenmenschlichen Bereichen, wie z.B. des sexuellen. Dieser Bereich der menschlichen Motivation wird nicht als Nebenkriegsschauplatz libidinöser und aggressiver Triebkonflikte begriffen, sondern als ein eigenständiger Raum, mit eigenen entwicklungspsychologischen und ätiologischen Gesetzen. Exploratives Handeln, Arbeiten, der Erwerb und die Ausübung von sozialen und sachbezogenen Kompetenzen wird als nicht ausschließlich fremddeterminierter, sondern auch eigendynamischer Funktionsbereich begriffen, der entwicklungspsychologisch fundiert ist und behandlungstheoretisch integriert werden muß. Durch diese getrennte Konzeptualisierung kann der Blick des Therapeuten auf neue, möglicherweise vorher vernachlässigte Aspekte der Lebensgeschichte gelenkt werden. Lichtenberg weist darüberhinaus konkret auf die Beteiligung dieses Systems an den anderen motivationalen Systemen hin und beschreibt verschiedene Wechselwirkungen zwischen den Systemen.

6.1.4. Das Aversive Motivationale System

Lichtenberg beschreibt zunächst verschiedene grundlegende Formen aggressiven Verhaltens. Dabei bedient er sich eines neueren, auf triebtheoretischen Annahmen beruhenden Konzeptes primärer Aggression. Es ist das Konzept von Henri Parens, einem Analytiker, der im Kreise Margret Mahlers mitgearbeitet hat und bis zum heutigen Tage umfangreiche Kleinkindbeobachtungen durchführt. Parens geht übereinstimmend mit traditionellen triebtheoretischen Annahmen davon aus, daß "Aggression ein instinkthafter Trieb ist", der "von Natur aus das Ich dazu motiviert, seine Adaptations- und Bewältigungsaufgaben zu meistern" (Parens, 1979, S. 124. Zit. nach Lichtenberg, 1992, S. 49). Parens teilt aufgrund seiner Beobachtungen aggressive Verhaltensweisen in vier Kategorien ein:

1. Unlustbezogene Entladung von Destruktivität:

Zu dieser Form von unlustbezogenen Reaktionen kommt es nach Parens, "wenn die Frustrationen eine bestimmte Schwelle überschritten haben und die Befriedigung zu lange ausgeblieben ist" (Parens, 1979, S. 19. Zit. nach Lichtenberg, 1992, S. 50)²⁵, z.B. wenn es einem Kind über längere Zeit nicht gelingt in den Besitz eines Spielzeugs zu kommen, weil dieses bereits von einem anderen Kind beansprucht wird, u.U. kommt es dann zu zornigem Schreien oder anderen aggressiven Verhaltensweisen. Lichtenberg ordnet aggressive Verhaltensweisen in diesem Kontext nicht einem primären aggressiven Trieb zu, der nach Entladung drängt, sondern sieht sie als sekundär, als Resultat einer verhindernden und/oder versagenden Situation. Diese frühen, dem *aversiven motivationalen System* zuzuordnende Reaktionen haben die Funktion, der Pflegeperson den Wunsch nach Unterstützung zu signalisieren und haben damit auch für das motivationale System der Bindung große Bedeutung. Das System unterstützt die gegenseitige Anpassung und Einstimmung aufeinander, z.B., wenn das Baby durch unwilliges Kopfabwenden und das Schließen des Mundes der Mutter signalisiert, daß sich beim Stillen die Brustwarze in einer ungünstigen Lage befindet. Diese grundlegende, regulierende Qualität behält das System auch beim Erwachsenen, indem es sozial interpretierbare Signale hervorbringt und korrigierendes Reagieren ermöglicht. Mit anderen Worten: Lichtenberg sieht in diesen Verhaltensweisen keinen Ausdruck von primärer Destruktivität, sondern einen Bestandteil eines funktionalen und sozialen Interaktionsmusters, daß der interpersonellen Anzeige und Regulation von Bedürfnissen dient.

²⁵ Daß Parens nicht ganz der durch die Fakten unbelehrbare Forscher und Analytiker ist, als der ihn Lichtenberg beschreibt (1992, S. 49), erweist er (1992, S. 7) bei der 'Neuformulierung der Aggressionstheorie' Freuds, wo er unmißverständlich schreibt: "(a) Feindselige Destruktivität entsteht nicht spontan. (b) Für uns höchst bedeutsam: während der Mechanismus für die Erzeugung von Feindseligkeit angeboren ist, setzt Feindseligkeit für ihre Aktivierung exzessive Unlust voraus." Parens Vorgehen zeichnet sich meiner Meinung nach dadurch aus, daß er nicht dazu neigt, theoretische Konzepte vorschnell als überholt über Bord zu werfen, sondern, daß er in seinen Bemühungen um eine Weiterentwicklung der Psychoanalyse überlegt und gründlich vorgeht. In dieser Hinsicht wird ihm Lichtenberg in seiner Kritik sicherlich nicht gerecht.

2. Affektneutrale Entladung von Destruktivität:

Manifestationen dieser Kategorie sieht Parens z.B. im Saugen, Kauen, Beißen und gegenseitigen Kratzen bei drei Monate alten Kindern. "Bei unseren Kindern scheint es sich aber eher um nicht anhaltende, unterbrochene und *zufällige* Bewegungen zu handeln, nicht um Bewegungen, die durch eine psychische, zielgerichtete Energiequelle motiviert sind" (Parens, 1979, S. 107. Zit. nach Lichtenberg, 1989, S. 50. Übersetzt D. K.). Lichtenberg sieht diese Verhaltensweisen teilweise als Ausdruck des Motivationssystems, das die physiologischen Bedürfnisse reguliert und des explorativ-assertiven motivationalen Systems.

3. Nicht-destruktive Entladung von Aggression:

Diese Verhaltensweisen beziehen sich auf die Erforschung und Bewältigung der Umwelt, z.B. das Greifen nach Gegenständen und deren Untersuchung. Wenn dabei anderen Kindern ein Spielzeug weggenommen wird, geht es oft nicht darum das andere Kind zu berauben, sondern etwas zu bekommen, das erforscht werden kann. Auch der Umgang mit Farben und Papier und mit Bauklötzen zeigt mitunter deutlich aggressive Züge. Lichtenberg liefert ein Beispiel:

Der zehn Monate alte Jeremy, ein aktiver und energischer Krabber, schob einen Spielzeuglastwagen über den Holzboden, bis er durch einen dünnen Teppich gebremst wurde. Mit anhaltendem Brummen gab er dem Wagen einen Schubs, der ohne Wirkung blieb, Jeremy schaute zu seinem Vater herüber, der aber in seine Arbeit vertieft am Schreibtisch saß. Jeremy hörte auf zu brummen und gab dem Wagen mit leicht zornigem Gesichtsausdruck einen noch kräftigeren Schubs, mit dem Erfolg, daß er in hohem Bogen über den Teppich flog. Er strahlte vor Freude. Nun begann er, den Wagen mit steigender Erregung immer wieder über den Teppich zu schubsen. Diese Beobachtung zeigt, daß ein Kleinkind immer dann, wenn es neugierig ist oder sich selbst behaupten will, gleichzeitig aber in seinen Absichten behindert wird, aus dem Ärger über die Frustration heraus Kräfte gewinnt, die es das Hindernis erfolgreich überwinden lassen. Das Kind lernt in solchen Situationen, daß sein Ärger eine instrumentelle Funktion bekommt (Lichtenberg, 1992, S. 58).

Damit sind solche Verhaltensweisen dem explorativ-assertiven Systems zuzuordnen (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 170).

4. Lustbezogene Entladung von Destruktivität:

Diese Verhaltensweisen treten kurz vor Vollendung des ersten Lebensjahres auf. Die Kinder "reagieren zornig, stoßen, treten, beißen und ärgern andere, durchaus mit der Absicht, zu verletzen und daraus Lust zu gewinnen" (Lichtenberg, 1992, S. 52).

Betrachten wir Jane im Alter von 15 Monaten: Sie verschafft sich 'eine Illustrierte; ihre Mutter will nicht, daß sie hat, aus Furcht, daß sie zerreißt. Frau K. nimmt Jane die Illustrierte weg, und Jane reißt sie wieder an sich. Nach zwei unerwarteten Interaktionen dieser Art schlägt Frau K. leicht auf Janes Hand. Jane reagiert reflexartig und automatisch, indem sie ihre Mutter einmal auf den Arm schlägt` (Parens, 1979, S. 238)" Zit. nach Lichtenberg, 1992, S. 52).

Lichtenberg zieht es vor diese Kategorie aggressiven Verhaltens mit Aversion zu bezeichnen und dem gleichnamigen motivationalen System zuzuordnen. Aversion bezeichnet genauer die Ursache dieses Verhaltens als Aggression. Es tritt reaktiv auf

Frustrationen und Mißerfolge auf. Die beteiligten Motive können dadurch genauer differenziert werden und das System kann so dargestellt werden, daß kein Schatten von Pathologie und kein unangemessener Haß auf seine Potentiale fällt (vgl. Lichtenberg, 1992, S. 53 und 55).

Zentral für Lichtenbergs Verständnis des aversiven motivationalen Systems ist, daß es *reaktiv* auf eine wahrgenommene Bedrohung der individuellen Integrität einsetzt. Es arbeitet mittels selbstschützenden Funktionen, wie der eines Angriffsmodus, der darauf gerichtet ist, die wahrgenommene Bedrohung auszuschalten oder zu zerstören. Die zweite Möglichkeit für dieses System aktiv zu werden, ist Flucht- oder Rückzugsverhalten auszulösen. Beide Reaktionsmuster haben einen angeborenen Kern, z.B. reagieren 10 Wochen alte Kinder in einer experimentellen Situation auf die sich freundlich lächelnd, annähernde Mutter mit Interesse und freudiger Erwartung, ertönt jedoch statt der vertrauten mütterlichen Stimme eine künstliche Lautsprecherstimme aus der Richtung der Mutter verändert sich der Gesichtsausdruck des Kindes. Es drückt Unmut aus und vermeidet den Blick der Mutter. Der Vermeidungsmodus des aversiven Systems wird sichtbar aktiv. Die Existenz zweier angeborener Verhaltens-Modi - der des Kampfes und der der Flucht - verleihen dem System eine größere Flexibilität beim Reagieren auf bedrohliche Situationen, weshalb es Lichtenberg auch vorzieht von einem aversiven, statt einem aggressiven System zu sprechen. Unter Einbeziehung beider Modi läßt sich schüchternes, defensives, überfreundliches, konfliktvermeidendes Verhalten usw. nicht nur auf eine Aggressionshemmung zurückführen, sondern auch auf eine übermäßige Aktivierung des Rückzugs- und Vermeidungsmodus. Das aversive System ist eng verbunden mit disphorischen Affekten der Angst, der Unlust und des Ärgers (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 172).

Lichtenberg orientiert sich an Arbeiten Stechlers (z.B. in Stechler & Kaplan, 1989), der u.a. hervorhebt, daß Aggression und Selbstbehauptung (Assertion) normalerweise zwei getrennte Systeme darstellen, die sich aus zwei getrennten bio-psychologischen Ursprüngen ableiten, in Phantasien und Handlungen aber später oft zusammen auftreten. Dies ist nach Stechler deshalb der Fall, weil die Natur assertiver Verhaltensweisen es bedingt, daß sie leicht mit Aggressionen kontaminiert werden können. Konflikthafte Interaktionserfahrungen in der frühen Kindheit können dazu beitragen, natürliche assertive Tendenzen durch massive Schuld- und Schamgefühle zu blockieren. Lichtenberg illustriert diese Möglichkeit an einem Beobachtungsbeispiel Parens':

Jane [13 Monate] war ständig damit beschäftigt, die Dinge zu erforschen und mit ihnen zu 'spielen'. Das führte immer wieder dazu, daß sie das wollte, was andere hatten; einschließlich meines Kaffees. Als ich sie meine Kaffeetasse nicht nehmen ließ, wandte sie sich ihrer Mutter zu und bekam Saft. Mit den Gleichaltrigen war es aber nicht so einfach. Sie wurde fordernder und zorniger, faßte nach Dingen und wollte sie behalten. Sie schrie zweimal und brüllte Temmy und Vicky an, aber während sie immer aggressiver wurde, wurde sie auch immer vorsichtiger und nahm die so entstandene Konfliktsituation deutlicher wahr. Sie wollte unbedingt die Geldbörse haben, die Temmy in der Hand hatte. Temmy hielt etwa eine Minute durch, aber Jane steigerte ihre Forderung und schimpfte zornig, bis Temmy endlich die Geldbörse losließ, wie angewurzelt stehenblieb und weinte. Da griff Janes Mutter ein" (Parens, 1979, S. 33. Zit. nach Lichtenberg, 1992, S. 60).

Was mag Jane aus dieser Situation gelernt haben? Vielleicht, daß man, bezogen auf den ersten Fall, den Kampf mit einer ungleich mächtigeren Person kaum gewinnen kann. Im zweiten Fall konnte sie lernen, daß sie eine tatkräftige, energische und erfolgreiche Kämpferin für die eigene Sache sein kann, wenn sie den richtigen Gegenspieler findet, aber auch, daß dieses sich Durchsetzen negative Gefühle bei jemand anders auslösen kann. Vielleicht hat Janes Mutter diese Wahrnehmung unterstützt, indem sie Jane auf Temmys Weinen aufmerksam machte.

Man kann sich nach Lichtenberg aber auch leicht eine pathologische Fortsetzung der beschriebenen Szene ausmalen, etwa wie folgende:

Der Streit zwischen Jane und Temmy wird zu einer Auseinandersetzung zwischen Jane und ihrer Mutter. Die Mutter schreit Jane an und bewegt drohend den Zeigefinger vor ihrem Gesicht hin und her. Jane stampft mit den Füßen auf und wendet sich ab. Die Mutter packt Jane und schreit: 'Dreh' dich nicht weg von mir'. Jane versucht, sich aus dem Griff der Mutter zu befreien und schlägt wild um sich. Die Mutter reagiert darauf, indem sie Jane kräftig auf den Po schlägt. Jane schreit vor Schmerzen auf und liegt zusammengekauert auf dem Boden. Was kann Jane aus dieser Erfahrung lernen? Sie würde eine eher verwirrende Botschaft empfangen. Die Mutter versucht, sich in ganz normale Kämpfe um Selbstbehauptung zwischen Jane und ihren Altersgenossen einzumischen und zieht dabei Jane in eine Auseinandersetzung mit sich hinein, an der Jane überhaupt kein Interesse hat. Außerdem lernt Jane, daß Auseinandersetzungen dadurch entschieden werden, daß der Stärkere siegt und der Schwächere körperlich verletzt wird, so daß diesem nichts anderes übrig bleibt, als sich total zu unterwerfen. Das Kind lernt darüber hinaus, das, was es passiv erfahren hat, später anderen aktiv anzutun; ein Abwehrmechanismus, den Anna Freud (1984) als Identifikation mit dem Aggressor bezeichnet hat. Auf diese Weise werden Beziehungen sehr leicht sadomasochistisch getönt und tendieren dazu, zu Täter-Opfer-Verhältnissen zu werden. Wiederholte Erfahrungen dieser Art mit primären Pflegepersonen sind ein fruchtbarer Boden für die spätere Entstehung von Haß" (Lichtenberg, 1992, S. 63).

Diese zweite erdachte Version der Interaktion macht deutlich wie assertive Motivationen mit aggressiv-konflikthaften Erfahrungen kontaminiert werden können. Wiederholen sich Erfahrungen nach diesem Muster mehrmals, so ist es möglich, daß die verinnerlichten Strukturen eine Verbindung von aggressiven und explorativ-assertiven Handlungs- und Reaktionsbereitschaften bilden, die dazu tendieren, in ähnlichen Situationen reaktiviert zu werden²⁶ und neue Konflikte hervorzurufen. Dadurch verlieren diese Systeme einen Teil ihres ursprünglich funktionalen und adaptiven Charakters.

Später mit dem Entstehen der symbolischen Repräsentanzen um ca. 18 Monaten kann das Kind anfangen, Auseinandersetzungen zu regulieren. Es kann aus seinen eigenen Erfahrungen mit aversiven Situationen heraus und durch Einfühlung erkennen, was z.B. besitzergreifendes oder selbstdurchsetzendes Verhalten beim Anderen bewirkt und dies teilweise vorwegnehmen. Es kann erlebte Verhaltensrollen aus Konfliktsituationen speichern und zunehmend flexibel in eigene Versuche, Auseinandersetzungen zu

²⁶ Vgl. z.B. die Studie von Gaensbauer et al. (1984) mit Kindern mit einem manisch-depressiven Elternteil im Alter von 12, 15 und 18 Monaten.

regulieren, integrieren und es kann lernen mit eigenem und fremdem Ärger angemessen umzugehen. Ab diesem Zeitpunkt müssen die Pflegepersonen auch "in der Lage sein, einfühlsam ihre 'Empathie' (d.h. ihr mitfühlendes Hineinversetzen in die kindliche Sichtweise) vorübergehend aufzugeben (besonders gegenüber dem älteren Kleinkind) um sich auf echte Auseinandersetzungen mit dem Kind einzulassen, wenn sich das Motivationssystem optimal entwickeln soll" (Lichtenberg, 1992, S. 55).

Die zeitliche Entwicklung des aversiven Systems weist gegenüber den anderen Systemen eine Besonderheit auf:

Während in allen anderen Systemen die positiven Affekte, die durch das erfolgreiche Funktionieren des Systems selbst hervorgerufen werden, einen Grund liefern, der die Suche nach Wiederherstellung dieser Erfahrung in der frühesten Kindheit motiviert, werden demgegenüber, die durch das aversive System hervorgerufenen Affekte, nicht in gleicher Weise organisierte Ziele, die wiedererreicht werden wollen. Der Säugling sucht keine Situationen nach dem ursprünglichen Vorbild, die ihn erneut Schreien, Ärger, Mißbehagen, Angst, Scham oder Niedergeschlagenheit erleben lassen. Die Rolle, die diese dystonischen Affekte spielen ist jedoch nicht weniger wichtig, da sie erstrebenswerte motivationale Ziele bestimmen, hier aber besteht sie in der Befreiung von Unbehagen, das durch diese Affekte angezeigt wird (Lichtenberg, 1989, S. 187. Übersetzt: D. K.).

Im Gegensatz zum älteren Kind, ist es dem Säugling im präsymbolischen Alter noch kaum möglich mit Angst und Wut selbst fertig zu werden. Die ausgelösten Reaktionen dieses Systems dienen zunächst nur dazu der Pflegeperson Handlungsbedarf zu signalisieren, das System ist noch nicht selbstorganisierend.

Lichtenberg betont in diesem Zusammenhang die Bedeutung des einfühlsamen Umgangs der Eltern mit ihrem Kind für eine optimale Entwicklung dieses Systems: Der Säugling sollte überwiegend erleben, daß seine angeborenen Signale des Unbehagens, der Unlust und der Angst helfende und kompetente Reaktionen bei den versorgenden Personen bewirken, die ihn daraus befreien oder davon erlösen. Dies schafft Vertrauen in die eigene Wahrnehmung und festigt die Bindung zur Mutter durch die Erfahrung der Beruhigung und Abhilfe. Das Kind kann verinnerlichen, daß es Zweck haben kann, sich zu wehren und auf sich aufmerksam zu machen, aber auch, daß aggressives Verhalten bindungserhaltend sein kann.

Wenn das Kind zu früh, d.h. im präsymbolischen Alter, häufig in interpersonelle Konflikte gezogen wird, für die es noch keine Bewältigungsmechanismen hat, wie empathisches Verstehen, Identifikation und innerliches Probandeln, dann werden diese Situationen in einem pathologischen Sinne strukturell für das aversive System, d.h. verlängerte Zustände von Angst oder Ärger und Rückzug bekommen eine Schlüsselfunktion in der Selbsterfahrung und Selbstbildung. Die Vertrautheit mit Scham, Ärger, Ekel, Schmerz machen den Erwachsenen u. U. geneigt diese Situationen zu rekonstellieren, um sich durch die angenehme Macht der Aggression oder durch erlösende Fluchttempfindungen selbst zu stabilisieren. Diese Gefahr besteht umso mehr, da allgemein früh gelegte Erwartungen, wenn sie bestätigt werden, einen selbstkohäsiven Effekt haben können und auch deshalb reinszeniert werden (s. Lichtenberg, 1989, S. 189). Dies heißt jedoch nicht, daß frühe Erfahrungen nicht auch durch spätere

ausgeglichen werden können. Jedoch gilt generell, daß die ersten grundlegenden Erfahrungen die basalen Strukturen (Erwartungen) sind, nach denen auch spätere Erfahrungen und Verhaltensweisen bis zu einem gewissen Grade organisiert werden. Es sind zentrale Engramme, deren Veränderung, wenn sie zusätzlich noch aus präsymbolischer Zeit stammen, dadurch erschwert wird, daß sie in einem anderen, schwer zugänglichen Gedächtnismodus, dem prozeduralen, vorliegen.

Damit das aversive motivationale System seinen Aufgaben Widerstand zu leisten oder die Flucht zu ermöglichen, gerecht werden kann, benötigt es in diesem Alter, um sich organisieren zu können, wie alle anderen Systeme eindeutige Situationen, in denen es vor den anderen dominiert und die charakterisierenden Affekte ausgelöst werden. Es wird um zwei, diesen jeweiligen Aufgaben zugeordneten Affekten, formiert: Der erste Affekt ist Ärger, der dem Kind die Möglichkeit und die Notwendigkeit vor Augen führt, sich in Situationen, die ihm einen Widerstand oder ein Hindernis entgegensetzen, zu behaupten und durchzusetzen. Damit wird die Erfahrung von Effektivität und Kompetenz in explorativen oder assertiven Verhaltens-Situationen verstärkt und die Erfahrung, daß Frustrationen und Hindernisse überwunden werden können, ermöglicht. Dies trägt erheblich zu einem Empfinden der eigenen Stärke bei.

Der zweite Affekt ist Angst (und Mißbehagen und Scham), die einen starken Auslöser für Rückzugsverhalten in, als gefährlich wahrgenommenen Situationen, bietet (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 188). In Situationen, die vom Kind nicht als gefährlich erkannt werden und die keine verhaltenssteuernde und verhaltensorganisierende Angst auslösen, müssen die Eltern durch ihr Verhalten nicht nur schützend, sondern auch pädagogisch wirken, daß sich ein stabiles System von verinnerlichten aversiven Erfahrungen als Hinweise auf Gefahren entwickeln kann (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 188).

Zentral auch für die Entwicklung dieses Systems ist eine ausreichend positive, konstante und trage Beziehung der Eltern zu ihrem Kind. Wenn die Kinder auf der Basis einer guten Beziehung ein kraftvolles Selbst entwickelt haben, können sie auch noch als Erwachsene mit Konflikten besser umgehen und fertig werden, da sie weniger stark darauf angewiesen sind, ein labiles, verletzliches und leicht kränkbares Selbst durch überaggressives oder übermäßig vermeidendes Verhalten zu schützen.

Zusammenfassung:

Lichtenberg sieht im aversiven motivationalen System eine Alternative zur Erklärung der Ursachen aggressiven und destruktiven Verhaltens durch die Triebtheorie, die aggressives Verhalten als Manifestationen eines primären Triebes betrachtet. Lichtenberg betont dabei die soziale Bezogenheit aggressiven aber auch vermeidenden Verhaltens, gegenüber den triebtheoretischen Annahmen der Erleichterung von kontinuierlich sich aufbauenden Triebspannungen. Daß auch bei sozialen Auslösern für aggressives Verhalten, dieses als subjektiv spannungslösend und befreiend erlebt werden kann, ist dazu kein Widerspruch. Manchmal gehen Anlässe für aggressives Verhalten diesem nicht unmittelbar voraus, sondern liegen in der Vergangenheit.

Möglicherweise haben solche nicht mehr direkt erlebbaren und/oder verdrängten Spannungs- und Unlustquellen dazu beigetragen, daß aggressives Verhalten nicht als sekundär, sondern als primär und allgemein spannungserleichternd erlebt und erklärt wurde, da unbewältigte Konflikterfahrungen zu einem permanenten Gefühl von Spannung beigetragen hatten.

Das aversive System umfaßt jedoch nicht nur aggressives Verhalten, sondern auch Rückzugsverhalten, daß vorrangig mit angstvollen Affekten gekoppelt ist. Beide Verhaltensmuster dienen dem Selbstschutz und wirken als Gegenregulationen in bedrohlichen oder bedürfnisversagenden Situationen. Sie treten auch bei entwicklungsschädlichen Antworten der Umwelt auf das Individuum in Kraft und fördern damit günstige situative Bedingungen für die optimale Ausbildung und Performanz aller anderen motivationalen Systeme.

6.1.4.1. Das Sensuell-Sexuelle Motivationale System

Meine Hauptprämisse ist, daß das sensuell-sexuell motivationale System um Bestrebungen und Wünsche nach Erreichen zweier verschiedener, aber verbundener Affektzustände gebildet wird. Ich bezeichne einen dieser Affektzustände mit sensuellem Vergnügen, den anderen mit sexueller Erregung. Mit sensuellem Vergnügen meine ich ein besonderes, wohltuendes Gefühl, daß durch viele Aktivitäten zustandekommt, die Pflegepersonen ausüben, um zu beruhigen, um Affekte gegenüber den Kindern auszudrücken und die von den Kindern selbst genutzt werden, um sich zu beruhigen. Wenn der Affektzustand des sensuellen Vergnügens in der aktuellen Erfahrung vorherrscht, kann er als 'Schalter' wirken - das Ergebnis kann eine Spannungsminderung, die in Entspannung mündet sein oder ein Anwachsen der Empfindungen, hin zu sexueller Erregung. Mit *sexueller Erregung* beziehe ich mich auf ein besonderes Gefühl erhöhter Anregung, das in Richtung des orgastischen Niveaus anwächst (Lichtenberg, 1989, S. 217. Übersetzt: D. K.).

Diese Schalterfunktion ist in entsprechender Weise auch bei Erwachsenen wirksam, auch bei ihnen kann z.B. Massage zur Entspannung, aber auch zu sexueller Erregung beitragen. "Durch die Unterscheidung zwischen dem Streben nach sensuellem Vergnügen und dem nach sexueller Erregung können wir viele Erscheinungsweisen in jedem Stadium der Entwicklung genauer betrachten, als wenn wir als einziges Ziel, die Suche nach 'Entladung', d.h. den orgastischen Zuständen, annehmen" (Lichtenberg, 1989, S. 219. Übersetzt: D. K.).

Lichtenberg weist darauf hin, daß die große Bedeutung, die Sexualität im menschlichen Leben hat, sich u.a. dadurch zeigt, daß sie bei sehr vielen psychoneurotischen Symptomen und Träumen eine wichtige Rolle spielt, aber auch in Filmen, Mythen und Tabus. Da sich gerade die Psychoanalyse dieser Bedeutung stets bewußt war, stellt Lichtenberg überrascht einen Mangel an empirischen Arbeiten zu diesem Thema fest, wie das allerdings in der nicht-psychoanalytischen Entwicklungspsychologie genauso der Fall sei. Aus diesem Grunde sind seine folgenden Ausführungen zu diesem System, im Vergleich zu den anderen, durch ein größeres Maß an Spekulation, intuitiven und impressionsartigen Beschreibungen gekennzeichnet.

Lichtenberg erwähnt zunächst in Stichworten die historisch bedeutsamen Erkenntnisse Freuds zur kindlichen Sexual-Entwicklung: Die libidinös-sexuellen Manifestationen des Kindes beim Stillen; die Verschiebung der sexuellen Zentren von der oralen über die anale zur genitalen Zone und die damit verbundenen Schritte der Triebreifung; das Erwachen der sexuellen Neugier und der Phantasien zum Koitus, zur Zeugung, zu Schwangerschaft und Geburt, zu den männlichen und weiblichen Geschlechtsunterschieden usw. beim älteren Kind. Seine ausführliche Beschäftigung mit diesen Dingen hat letztlich zur Anerkennung und zur angemessenen Würdigung der kindlichen Sexualität beigetragen, darin liegt ein Teil seines historischen Verdienstes. Heutzutage muß allerdings ein großer Teil seiner Hypothesen aufgrund klinisch gut fundierter Überlegungen in Zweifel gezogen werden, zu nennen wären hier: Die Tatsache, daß die Existenz des sexuellen Primats des Genitalen als genereller Anzeiger für psychische Gesundheit angesehen werden kann; oder daß eine eindeutige Sequenz

von der analen zur genitalen Phase existiert; oder die generelle Existenz eines Penis-Neides bei der Frau; oder die Behauptung, daß der weibliche Orgasmus von der Klitoris auf die Vagina überwechselt usw. (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 223).

"*Was verleiht den Gefühlen des Sexuellen ihre besondere Qualität?*" (Lichtenberg, 1989, S. 225. Übersetzt: D. K.).

Wie ist es möglich, daß an sich so heterogene Erfahrungen wie Küssen, genitale Empfindungen und liebevolle Massagen ähnliche Gefühle und Affektzustände auslösen können? Was verschafft dem Sexuellen seine Homogenität, wie entwickeln sich die sensuell-sexuellen Motivationen? Lichtenbergs Konzept des sensuell-sexuellen Systems ist u.a. der Versuch einer Antwort auf diese Frage. Anknüpfend an Freud geht Lichtenberg davon aus, daß der oralen, analen und genitalen Körperzone in der jeweiligen Entwicklungsphase eine besondere Bedeutung zukommt. Gemeinsam ist diesen Körperzonen, daß sie besonders empfindungsreich und von stark durchbluteten Schleimhäuten umgeben sind. Hinzu kommt, daß sie alle zu rhythmischen Muskelkontraktionen befähigt sind. Die verschiedenen, körperzonen-bezogenen Erfahrungen, die das Kind macht, bewirken weitgehend einheitlich gefärbte affektive Zustände. Diese einheitliche Färbung erlaubt es, daß die einzelnen körperzonen-bezogenen Erfahrungen ähnlich erlebt werden und integrierend zusammengefaßt werden können. Sie sind dadurch zentral für die Organisierung des sensuell-sexuellen Systems. Die Einheitlichkeit der Affektfärbung erklärt sich nach Lichtenberg und Tomkins aus der Tatsache, daß alle drei Körperregionen die genannten, physiologisch-morphologischen Gemeinsamkeiten aufweisen, alle eine herausragende Rolle im frühen Fürsorgeverhalten spielen und alle intensive und positive Körperempfindungen hervorrufen können. Sie erhalten dadurch auch eine besondere zwischenmenschliche Bedeutung und können das sensuell-sexuelle System bereichern. Nach Lichtenberg bildet sich aufgrund der großen Sensitivität dieser Regionen und aus der affektauslösenden Beschäftigung der versorgenden Personen mit ihnen eine Rückkoppelungsschleife: Die Affekte verstärken die Aufmerksamkeit für diese Regionen, beeinflussen das hormonale System und bewirken eine vermehrte Durchblutung. Dadurch erhöht sich die Sensitivität dieser Regionen, was wiederum die resultierenden Affekte verstärkt. Entsprechend der anderen motivationalen Systeme, organisiert sich auch das sensuell-sexuelle: *Im Bestreben, frühere, positive Affekterfahrungen zu erneuern, wird es wiederholt aktiv und organisiert sich dadurch. Es entwickelt sich unter dem Einfluß der biologischen Reifung, von sich ändernden interaktionellen Erfahrungen und sich wandelnden sozialen Bedingungen. Situative Bedingungen und Verhaltens- und Erlebnisstrukturen werden durch die ordnenden Affekte zu gemeinsamen inneren Repräsentanzen verbunden.* Das sensuell-sexuelle System kann dann durch periphere Körperempfindungen oder reaktivierte Gedächtnisspuren ausgelöst werden.

Lichtenberg versucht in seinem Modell auf Freuds widersprüchliches und letztlich unbestimmtes Energiemodell zu verzichten. Demos (1985) hält ihm entgegen, daß wenn

von den bislang angenommenen, spezifischen und klassifizierenden libidinösen Prozessen Abstand genommen wird, offen bleibt, was den körperzonen-bezogenen Erfahrungen ihren übereinstimmenden und organisierenden Charakter verleiht. Lichtenberg sieht in Tomkins Modell (s.o.; 1962, 1963, 1987) der Sexualtriebe den Affekt als das organisierende Element. Danach schöpft der Sexualtrieb seine motivationale Kraft nicht aus irgendeiner Form der Energie, sondern aus den ihn 'triggernden' Affekten: Körperempfindungen können positive Empfindungen auslösen, die immer wieder erfahren werden möchten und zu einer Wiederholung ihrer Auslösebedingungen drängen und organisieren so letztlich auch das Verhalten. Die hervorgerufenen Affekte verleihen Erfahrungen in der oben beschriebenen Weise gleichzeitig ihre besondere Färbung und Qualität.

Wie beeinflussen Erfahrungen der frühen Kindheit die Entwicklung des sensuell-sexuellen motivationalen Systems?

Wie wichtig die Beziehung zwischen Kind und Eltern auch für die Entwicklung der Sexualität ist, zeigt eine Studie von Spitz. Sie vergleicht drei Gruppen von Kindern miteinander: Erstens, Kinder die in Waisenhäusern aufwuchsen, zweitens Kinder, die bei ihren Familien aufgezogen wurden und drittens, Kinder, die in der Kinderpflegeabteilung einer Strafanstalt betreut wurden. Insgesamt erfaßte die Studie 1248 Kinder.

Wir benutzten die Mutter-Kind-Beziehung als unabhängige, die autoerotischen Betätigungen der Kinder als die abhängige Variable. Wir fanden:

1. Dort, wo die Beziehung zwischen Mutter und Kind optimal war, übertraf die Entwicklung im ersten Lebensjahr den Durchschnitt in jeder Hinsicht. Alle diese Kinder spielten mit ihrem Genitale.
2. Bestanden problematische Beziehungen zwischen Mutter und Kind, spielten die Kinder viel seltener mit ihrem Genitale. Es bestand die Tendenz, das Spiel mit dem Genitale durch andere autoerotische Tätigkeiten zu ersetzen. Die Entwicklung verlief durchschnittlich befriedigend, war aber ziemlich unberechenbar.
3. Dort, wo eine Mutter-Kind-Beziehung fehlte, sank die Entwicklung unter den Durchschnitt. Keines der Kinder spielte mit seinem Genitale.

(Spitz, 1982, S. 29).

Interessanterweise kam Harlow (1962) bei seinen Untersuchungen der Entwicklung des sexuellen Verhaltens bei mutter-deprivierten Rhesusaffen zu ganz ähnlichen Ergebnissen wie Spitz.

In einer anderen Studie von Escalona (1963) konnte gezeigt werden, daß die Erfahrungen, die Kinder in der Beziehung zu ihren Müttern machten einen wesentlichen Einfluß darauf haben, welche sensuelle Stimulation Kinder im Alter von 28 Wochen zur Erregung anwandten oder um sich zu beruhigen. Diese Erfahrungen waren mitentscheidend dafür, ob die Kinder orale Exploration oder oralen Kontakt zu Personen und Dingen dem Berühren und Streicheln von sich und anderen vorzogen,

oder aber, ob sie eher Schaukeln und Wippen verwendeten, um sich zu beruhigen oder anzuregen.

Lichtenberg präzisiert die angesprochene Schalterfunktion des aus angenehmen sensuell-körperlichen Eindrücken entspringenden sensuellen Vergnügens, dahingehend, daß das Kind sich auf diese Weise anzuregen vermag, wenn es 'gelangweilt' ist oder aber sich so bei stresshafter Erregung beruhigen kann (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 232). Er vermutet, daß dasselbe im REM-Schlaf durch aus Traumvorstellungen vermitteltes sensuelles Vergnügen und dem damit oft einhergehenden genitalen Arousal möglich ist. Diese Tatsache, daß sensuelles Vergnügen auch bei Einbeziehung der Genitalien, nicht unbedingt sexuelle Reaktionen wecken muß, rechtfertigt Lichtenbergs Ansatz zweier, getrennter Subsysteme, die sich wechselseitig beeinflussen. Die moderne Schlafforschung konnte zeigen, daß die physiologisch-genitale Aktivierung tatsächlich nicht mit sexuellen Motiven verbunden sein muß, wie z.B. aus den Traumberichten mit Erektion geweckter Probanden hervorgeht oder aus der Tatsache, daß Erektionen schon beim Neugeborenen, sogar beim decerebrierten Neugeborenen, vorkommen (Fischer et al., 1965 und 1983).

"Die Unterscheidung zwischen Sensualität und Sexualität hilft die Konzeptionen der traditionellen Triebtheorie und der Selbstpsychologie miteinander in Einklang zu bringen" (Lichtenberg, 1989, S. 223. Übersetzt: D. K.). Die Triebtheorie sieht die Sexualität als mächtige motivationale Kraft, allerdings mit dem primären Ziel der Triebentladung. Das sensuelle Vergnügen bei der Sexualität wird tendenziell der Genitalität untergeordnet und gerät schnell in Verdacht pathologische Kanalisation nicht befriedigter Sexualität zu sein. Die durch Zwänge und Einschränkungen der Zivilisation verursachte Beeinträchtigung dieser Entladung wird als das zentrale pathologische Moment gewertet. Die ätiologischen Modelle der Selbstpsychologie betonen dagegen mehr die regulativen, selbstkohäsiven Funktionen empathischen Kontakts zu Pflegepersonen und bewerten die triebhaft-sexuellen Aspekte der psychischen Entwicklung und Krankheit geringer. Selbstpsychologisch zentral ist das Konzept der Selbst-Objekt-Erfahrungen. Empathisches und angemessenes Eingehen von Beziehungspersonen erlaube es dem Kind sich selbst zu erfahren, zu verstehen und über die Verinnerlichung dieser Erfahrungen ein befriedigendes, funktionales Selbst aufzubauen, das Sicherheit und Orientierung im Leben gibt. Das Selbst ist das ganze Leben auf Rückmeldungen angewiesen, um sich stabilisieren, aber auch entwickeln zu können. Lichtenberg möchte das Konzept der Selbst-Objekt-Erfahrungen dezidiert um die vitalisierenden, stimulierenden und regulierenden Funktionen sensuell-sexueller Erfahrungen erweitern und diesen Motivationen, zu angemessener Berücksichtigung im Verständnis der Selbstpsychologie verhelfen. Er möchte positive Akzente beider Theorien vereinen und dadurch Schwachstellen beseitigen.

Vor dem Hintergrund der Studien zur frühen mütterlichen Deprivation von Harlow, Spitz, Bowlby und anderer ist die Bedeutung und die Entwicklung der sensuellen Motive leidlich klar geworden und die Einordnung in Lichtenbergs motivationales System erscheint auf dieser Basis gut begründet. Es bleibt die Frage, wie sich die Entwicklung sexueller Motive präzisieren läßt? Einen Mosaikstein zur genaueren Klärung der sexuellen Entwicklung bieten Kleemans Studien (1965, 1974). Lichtenberg

faßt Kleemans Darstellung einer sorgfältig protokollierten Beobachtung eines gut entwickelten und psychisch gesunden, kleinen Jungens durch seine Mutter in etwa wie folgt zusammen: Im Alter von 8 Monaten entdeckt William das erste Mal explizit seinen Penis und besieht ihn auch im Spiegel; mit 10 Monaten beginnt er direkt oder durch die Windel darauf zu klatschen und zeigt häufiger Erektionen, vor allem beim Baden. Manchmal zieht er auch lebhaft an seinem Penis, meist streichelt er ihn jedoch sanft, ähnlich, wie er es mit der Brustwarze seiner Mutter tut. Seine emotionalen Reaktionen hierbei sind allerdings von denen, bei anderen explorativen und genüßlichen Aktivitäten, kaum zu unterscheiden. Mit 11 Monaten

schnappt William nach seinem Penis und hält ihn mit einer Hand. Er läßt ihn kurze Zeit später los und drückt seine Genitalien mit einer Plastikflasche, die er in der anderen Hand hält. Er rubbelt die Flasche gegen seinen Penis. Er legt seine freie Hand zurück an seinen Penis und zieht die Vorhaut mit feinabgestimmten Fingerbewegungen vor und zurück. Er drückt den Penis und seine Hoden zusammen und bewegt sie herum. Der Penis erigiert" (Kleeman, 1965, S. 244. Zitiert nach Lichtenberg, 1989, S. 235. Übersetzt: D. K.).

Kleeman verzeichnet deutlich sich abzeichnende erregende Stimulationen, jedoch nichts, was als Orgasmus bezeichnet werden könnte. Im zwölften Monat berührt William an 17 von 29 Tagen beobachtbar seine Genitalien und schaut sie an zwei weiteren Tagen an, ohne sie jedoch zu berühren. Kleeman vermutet, daß im ersten Lebensjahr taktile Selbststimulation und visuelle Exploration hauptsächlich dem Ziel dient, eine engere Beziehung zum eigenen Körper zu gewinnen. Das erotische Ziel war offensichtlich zweitrangig, in dem Sinne, daß eine intendierte Selbst-Erregung und Absorbiertheit davon, nicht vorherrschend war. Ab 15½ Monaten hat die Selbst-Stimulation masturbatorischen Charakter bekommen, d.h. das sichtbare Erregungsmuster ist ansteigend bis zu einem Höhepunkt und kein beruhigendes. Ich möchte die methodische Problematik, die sich u.a. aus der Tatsache einer mütterlichen Beobachtungsquelle und der, daß es sich um einen Einzelfall handelt, an dieser Stelle nicht aufrollen, sondern nur darauf hinweisen, daß eine weitere Studie Kleemans (1975) mit zwei Jungen und fünf Mädchen einen ähnlichen Entwicklungsverlauf zeigte. Es ist selbstverständlich, daß diese Ergebnisse in erster Linie als Ausgangspunkt für weitere Forschung angesehen werden sollten, jedoch vermögen sie zumindest einen ersten anschaulichen Eindruck der Entwicklung zu bieten.

Die Herausbildung der Geschlechtsidentität (nach Lichtenberg, 1989, S. 235):

Mittlerweile gilt als gut belegt, daß Geschlechtsidentität nicht alleine angeboren ist oder sich nur aus angeborenen Eigenschaften entwickelt (vgl. z.B. Oerter, 1987). Sie entwickelt sich aus einer engen Wechselbeziehung zwischen angeborenen Eigenschaften, sozialen Rollenerwartungen und sozialen Normen, wie sie durch die Familie vermittelt werden. Die sozialen und individuellen Erwartungen der Eltern stoßen zudem meist auf ebenfalls angeborene, geschlechtsspezifische Reaktionsbereitschaften der motivationalen Systeme, wodurch die Eltern ihre Erwartungen bestärkt sehen und ihr spezifisches Verstärkerverhalten aufrechterhalten,

weiterentwickeln und/oder erhöhen. "Sensorische Reaktionen sind generell bei weiblichen Neugeborenen besser organisiert als bei männlichen. Mädchen haben beim Füttern bessere Reaktionsfähigkeiten auf Geschmack, eine stärkere Mund-Aktivität mit ausgeprägterer Beteiligung der Zunge und eine größere taktile Sensitivität am ganzen Körper" (Korner, 1973, 1974). Deshalb stellen Mütter möglicherweise fest, daß ein zarterer Umgang mit Mädchen und ein aktiverer, heftigerer Umgang mit Jungen jeweils die optimale Anregung und Resonanz beim Kind bewirkt. Dies mündet u.U. in die Vorstellung vom eher zarten, süßen Mädchen und andererseits vom rauhen, robusten Jungen. So kommt es zu frühen, die geschlechtsspezifische Identität und Rolle prägenden Interaktionsmustern, die sich über das ganze erste Lebensjahr fortsetzen. Weibliche Neugeborene im Alter von 12 Wochen sind empfänglicher für akustische Signale als männliche Neugeborene. Moss (1967) fand heraus, daß mit Mädchen mehr gesprochen wird als mit Jungen. Mütter haben bei sechs Monate alten Mädchen eine größere Neigung engen physischen Kontakt aufrechtzuerhalten als bei Jungen im gleichen Alter (Goldberg & Lewis, 1969). Mit dem Ende des ersten Lebensjahres scheinen männliche und weibliche Züge im sozialen Wechselspiel des Kindes mit der Familie fest etabliert zu sein (Fast, 1979). Erst mit dem Älter-Werden, d.h. ab ca. 3 Jahre, werden die Rollenbilder, die hinter den von den Eltern verstärkten Verhaltensweisen stehen, für die Kinder deutlich und es entwickeln sich zusammenhängende innere Leitbilder (Goldberg & Lewis, 1969).

Auch die Babys selbst bringen erstaunliche Voraussetzungen für diese Entwicklung mit, so schauen sie z.B. bereits mit einem Jahr Photographien von Kindern mit ihrem eigenen Geschlecht signifikant länger an, als Bilder mit gegengeschlechtlichen Kindern (Brooks & Lewis, 1974).

Bei der Entwicklung eines geschlechtsspezifischen Körper-Selbsts spielen genitale Erfahrungen eine wichtige Rolle. "Das Berühren der Genitalien, ihr Reiben und Streicheln löst sensuelles Vergnügen aus und spielt eine bedeutende Rolle bei der Stabilisierung der Integration ins Körper-Selbst" (Lichtenberg, 1989, S. 239. Übersetzt: D. K.). Das Besehen, Explorieren und Berühren seiner Genitalien ist für das Mädchen schwieriger, da - Vulva und Klitoris - weniger deutlich exponiert sind und die tiefere Erforschung der Vagina leicht Schmerz hervorruft. Möglicherweise auch deshalb, haben präpubertäre Mädchen ein relativ begrenztes Bewußtsein von der Vagina als Organ (Kestenberg, 1956).

Oft haben beide, Jungen und Mädchen, bei der Entwicklung ihrer psychosexuellen Identität und bei der Integration der genitalen Aspekte Schwierigkeiten, da relativ wenige Eltern in der Lage sind, auf frühe sexuelle Manifestationen angemessen zu reagieren (Sears, Maccoby & Levin, 1957). Sie äußern sich z.B. sehr selten empathisch zu den frühkindlich, sensuell-sexuellen Aktivitäten ihrer Kinder oder zu deren stolzer Präsentation ihrer Genitalien; sie ignorieren diese Verhaltensweisen, reagieren ablehnend oder restriktiv darauf. Durch sensuell-sexuelle Aktivitäten können die Kinder in Konflikt mit den Eltern geraten, reaktiv werden so Aggressionen bei Kindern ausgelöst, aber auch die Angst vor Beziehungsverlust. Dadurch kann es zu pathologischen Verquickungen mit dem aversiven motivationalen System und mit dem

des Attachments kommen. "Auf der anderen Seite trägt ein erfolgreiches Durchlaufen dieser Phase genitaler und perinealer Bewußtwerdung zum Erleben des Selbst als einer autonomen und steuernden Instanz (self-as-director) bei. Diese Erfahrung verstärkt die Möglichkeit der Selbstberuhigung, wie sie im Daumenlutschen und im Spiel mit Übergangsobjekten gefunden werden, während gleichzeitig das Wissen um die vitalisierenden Möglichkeiten genitaler Sinnlichkeit zunimmt" (Lichtenberg, 1990, S. 891).

Auf die sich in Lichtenbergs Buch anschließende Diskussion der vielfältigen Quellen psychosexueller Pathologie kann ich im Rahmen dieser Arbeit nicht eingehen.

Was für die anderen Motivationssysteme gilt, gilt auch für das sensuell-sexuelle:

Ich habe eine Theorie der Motivation formuliert, die auf Systemen beruht, die sich als Antwort auf fünf basale Bedürfnisse entwickeln. Modellszenen²⁷ spiegeln die Erfahrungen wieder, die jemand mit den geglückten oder fehlgeschlagenen Antworten der versorgenden Person auf seine Bedürfnisse und den sich daraus ergebenden Wünschen, gemacht hat. Diese Konzepte scheinen der Triebtheorie ähnlich zu sein, indem sie lediglich das Druck-von-Innen-Konzept einer dualen Triebtheorie zu einer multi-motivationalen Theorie umformen. Darüberhinaus kann eine Ähnlichkeit zur Ich-Psychologie postuliert werden, da auch ich glaube, daß die Aufforderung oder die Gelegenheit zu Funktionieren ein genauso bedeutender motivationaler Faktor für ererbte und erlernte Programme ist, wie es Trieb-Bedürfnisse sind. Jedoch anders als die Triebtheorie oder die ich-psychologische Konzentration auf die Angst, ist meine Theorie darauf angelegt, die Affekte in ihrer ganzen Bandbreite, als zentral für das Funktionieren jedes einzelnen Systems, zu würdigen. ... Ich folge Tomkins, indem ich davon ausgehe, daß Ereignisse ihre Bedeutung durch die Verstärkung der Affekte erlangen, und ich folge Sander's (1983) Sichtweise, daß es bestimmte Gefühle und Affekt-Zustände sind, die einen die Erneuerung vorangegangener Erfahrungen wünschen lassen" (Lichtenberg, 1989, S. 261. Übersetzt: D. K.).

Die größte Bedeutung dieser Umgewichtung sehe ich darin, daß damit den zwischenmenschlichen Erfahrungen für die Ausgestaltung der sexuellen Erlebens- und Verhaltensweisen - und nicht nur der sexuellen - ein deutlich größeres Gewicht gegenüber den biologischen, organismus-inhärenten Antriebskräften verliehen wird.

6.2. Lichtenbergs fünf motivationale Systeme als mögliche Alternative zu triebtheoretischen Motivationsmodellen

²⁷ 'Modellsszene' (modell scenes) ist ein von Lichtenberg geschaffener Begriff für verdichtete und prototypische Interaktionserfahrungen, die sich oft in Alltag und Behandlung reaktivieren. Im Unterschied zu normalen projektiven Vorgängen, sieht Lichtenberg Modellszenen mehr als grundmusterartige, oft metaphor- und resumeehafte Verdichtungen. In den Modellszenen sind meist viele verschiedene Kindheitserlebnisse zusammengefaßt, die untereinander einen besonderen thematischen Zusammenhang aufweisen. Modellszenen werden in der Therapie auch gemeinsam und aktiv von Analysand und Analytiker konstruiert und herausmodelliert. Die allmähliche Ausgestaltung eines lebensgeschichtlich bedeutsamen Themas in verdichteter und metaphorhafter Form soll dem Patienten helfen, seine Erfahrungen zu verstehen, zu strukturieren, zu verarbeiten und neue Umgangsmöglichkeiten mit diesem Bereich zu finden. (vgl. vor allem mit Lichtenberg, et al., 1992).

Nachdem ich oben beschrieben habe, welche Schwierigkeiten das Triebtheoretische Modell mit einer umfassenden und differenzierten Erklärung menschlicher Motivation und der sie repräsentierenden intrapsychischen Strukturen hat, möchte ich an dieser Stelle versuchen, überblicksartig aufzuzeigen, daß Lichtenbergs motivations-systemischer Neuentwurf auch für eher anwendungsbezogene Problemstellungen die bessere Alternative zu sein scheint.

In Lichtenbergs Verständnis der Psychoanalyse, stellen psychische Erkrankungen Defekte der Motivationssysteme dar, d.h. diese Systeme haben sich aufgrund fehlender Stimulation, belastender oder überfordernder Erfahrungen und mangelhafter Bedürfnisbefriedigung dysfunktional oder defizitär entwickelt, so daß angemessene Lebensbewältigung und ausreichende Bedürfnisbefriedigung nicht erreicht werden können.

Lichtenbergs motivationale Systeme sollen die Gesamtheit menschlicher Antriebs- und Steuerungsstrukturen erfassen, einschließlich ihrer biologischen und ererbten, als auch ihrer psychologischen Komponenten. Der Vorteil dieser Konzeption gegenüber der klassischen, triebtheoretischen ist der, daß die trianguläre Beziehung Mensch-Umwelt-Entwicklung differenzierter und detaillierter beschreibbar und erfaßbar wird. Es werden somit genauere Analysen der konkreten lebensgeschichtlichen Einwirkungen auf die individuelle psychische Entwicklung und die Organisierung von Erfahrungen möglich. Die fünf motivationalen Systeme bieten hierfür ein Ordnungs- und Orientierungsschema, daß dem Analytiker hilft Störungen differenzierter und zielgerichteter mit dem Patienten vor dem Hintergrund seiner Lebenserfahrungen zu explorieren und therapeutisch zu bearbeiten. Die entwicklungspsychologischen und empirischen Anteile dieses Modells unterstützen die zeitliche Zuordnung, die therapeutische Erkundung und das Verstehen der Pathogenese und beinhalten gleichzeitig wichtige handlungsleitende Implikationen für die therapeutische Praxis. Der Analytiker sollte ähnlich wie in Rogers 'klientenzentrierter Gesprächspsychotherapie' den Selbstheilungskräften und der Selbststeuerung des Patienten vertrauen. Reinszenierungen konflikthafter Erfahrungen in Übertragung und Gegenübertragung, vorgebrachte Themen, mobilisierte Affekte usw. sind als Versuche zu verstehen, an alte mangelhafte oder konflikthafte Erfahrungen anzuknüpfen und mit dem Analytiker zu neuen, ergänzenden, ausgleichenden oder korrigierenden Fortsetzungen zu kommen. So können sich fehlstrukturierte und defizitäre Motivationssysteme korrigieren. Lichtenberg sieht auch Abwehrreaktionen, Vermeidungen und Auslassungen im therapeutischen Prozeß zunächst als notwendige Maßnahme des Selbst, in selbstregulatorischer Weise seine Kohäsion und Stabilität zu erhalten. Ähnlich wie der Säugling entscheidend zur Regulation des Mutter-Kind-Systems beiträgt und die Mutter versucht sich auf das Kind einzustellen, so soll der Analytiker versuchen auf die Themen und die Gefühlsebene einzugehen, die ihm der Analysand anbietet.

Gemeinsam mit dem Analytiker soll der Patient neue Möglichkeiten gewinnen, zu handeln, die Welt wahrzunehmen und zu interpretieren. Der Analytiker fungiert dabei als Stütze und Halt und als kompetenter Anreger, er ermöglicht durch empathische Anteilnahme am Schicksal des Patienten eine Korrektur inadäquater Selbstorganisierung und schmerzvermeidender, selbststabilisierender Abwehrstrukturen, die das persönliche Wachstum des Patienten verhindern oder einschränken. Angemessene und differenzierte

menschliche Reaktionen und affektwürdige Verhaltensweisen sind beim Kind, wie beim Patienten der Motor der optimalen Entwicklung. Sie machen dem Menschen Mut, bestätigen seine Wahrnehmung und emotionale Kompetenz. U.a. dadurch, daß eigene bedeutende emotionale Reaktionen als angemessen erlebt werden können, entsteht ein positives Selbstbild. Empathische Reaktionen erlauben den selbststeuernden, wachstumsorientierten Mechanismen auf optimale Weise Erfahrungen aus dem Leben und der Therapie in menschliche Kompetenzen zu verwandeln.

Wesentlich zu diesem analytischen Selbstverständnis Lichtenbergs trug seine Beschäftigung mit der Welt des Säuglings bei, die ihn in der Ansicht bestärkte, daß viele Störungen und Schwierigkeiten seiner Patienten Wurzeln in der Frühzeit haben. Ein wichtiger Beitrag, den seiner Meinung nach die Säuglingsforschung generell für die Psychoanalyse bereithält, besteht in den durch sie erarbeiteten Erkenntnissen früher Interaktions- und Wahrnehmungsweisen. "Ich habe den Eindruck gewonnen, daß Lichtenberg sich selbst von der neuen Sichtweise der menschlichen Interaktion inspirieren ließ, die uns die moderne Säuglingsforschung vermittelt hat. Das ganze Ambiente der psychoanalytischen Situation scheint sich in Lichtenbergs Händen zu verändern und ist gekennzeichnet durch aktiven, hin- und hergehenden Austausch und durch die Art intersubjektiver Aktivität, die an die Mutter-Kind-Dyade erinnert" (Shane, 1988. Zit. nach Lichtenberg, 1989, S. 215. Übersetzt: D. K.). Dieses Wissen kann das Verständnis und die Einfühlung in den Patienten sehr verbessern und erleichtern, so daß die *empathischen* Reaktionen des Analytikers sich näher an den entwicklungsnotwendigen Erfordernissen und Motivationen des Patienten orientieren können. Das Bewußtsein um die Existenz der fünf motivationalen Systeme, erlaubt es dem Analytiker sich deutlich zu machen, welche Motivationen die analytische Situation augenblicklich beherrschen und in welcher Weise Motivationen beim Patienten aktiv sind. Dies ist vor allem deshalb für den Behandlungsprozeß wichtig, da "die Erwartungen des Patienten, das motivationale Bedürfnis, um das sich die narrative Hülle gebildet hat, ... seine affektiv-kognitive Reaktion auf jeden Input bestimmen" (Lichtenberg, 1993, S. 10), also auch auf die Beiträge des Analytikers. Gemeinsam mit dem Patienten kann der Therapeut versuchen, zu verstehen, wie sich die regulatorischen und steuernden Eigenheiten der Systeme aus den gelebten Erfahrungen des Patienten gebildet haben und wie sie heute wirken. Dieses Verständnis kann dem Patienten helfen neue Potentiale zu gewinnen, die, die Verarbeitung alter und neuer gelebter Erfahrungen in gesünderen, leidensfreieren und funktionaleren Bahnen ablaufen läßt. In solcher Weise organisierte und reorganisierte gelebte Erfahrungen verbessern nach Lichtenbergs Meinung nachhaltig die Steuerungskompetenzen für Verhalten, machen dieses effektiver und verleihen dem Leben im glücklichen Falle eine positivere Note. Empathisches Verständnis²⁸ ist unter anderem deshalb eine wirkmächtige Komponente

²⁸ Allerdings sollte Empathie nicht naiverweise mit Sympathie gleichgesetzt werden, wie Paul Ornstein 1993 anlässlich seines Vortrages beim 3. *Internationalen Selbst-Psychologie-Symposium* bemerkte. Auch ein Folterer kann in gewissem Sinne empathisch sein und seine Einfühlung nutzen, um die Qual seines Opfers zu maximieren, normalerweise ist er jedoch nicht sympathisierend. Es geht beim Empathiebegriff in selbstpsychologischer Sicht mehr um stellvertretende Introspektion, Probeidentifikation oder vorübergehende Verschmelzung, nicht um unausgesetztes Wohlwollen dem Patienten gegenüber.

der Behandlung, da sie das emotionale Erleben verstärkt, so daß die Affekte ihre verstärkende und ordnende Funktion vermehrt erfüllen können und damit die Reorganisation dysfunktionaler Erlebnisrepräsentanzen fördern. Auch die Selbst-Regulation, Entwicklung und Aktivität der motivationalen Systeme kann durch empathische Reaktionen des Analytikers verbessert werden: "Wir sind der Ansicht, daß die vitalisierende Wirkung von Selbstobjekt-Erfahrungen eintritt, wenn auf die Bedürfnisse in jedem motivationalen System eingegangen wird, so daß sich eine adaptive Wiederholungsneigung entwickelt" (Lichtenberg, 1993, S. 11) (in ähnlicher Weise wird das auch von Tomkins angenommen), wodurch sich im Gegenzug das Selbst stärken und weiterentwickeln kann.

Zusammengefaßt gesagt, nutzt Lichtenberg seine Einsichten in Welt des Säuglings, um seine Fähigkeit, sich an den affektiven und motivationalen Bedürfnissen des Patienten zu orientieren, zu verbessern und um den therapeutischen, zwischenmenschlichen Prozeß zu intensivieren.

Dagegen besteht bei strenger Anwendung des triebtheoretischen Paradigmas u.U. die Gefahr, daß das Spektrum möglicher strukturbildender Erfahrungen für die Pathogenese und in der Behandlung verengt wird und eine Überakzentuierung der Sexualität, der Konflikte, der Aggressionen und der Widerstände stattfindet; so daß die Versuche des Patienten sich durch Widerstände, Reinszenierungen, Übertragungen, Rollenangebote, Affektäußerungen, beigebrachtes Material, aktivierte motivationale Systeme usw. zu stabilisieren und zu reorganisieren, nicht verstanden, nicht beantwortet und nicht optimal unterstützt werden können.

6.3. Generelle Kritik am Vorgehen Lichtenbergs und Sterns bei der Reformulierung psychoanalytischer Konzepte.

Barry Opatow kritisiert in seinem Artikel 'Drive Theory and the Metapsychology of Experience` (1989, S. 650), daß Lichtenberg (1991a) und Stern (1985) mit ihrer Kritik an der Triebtheorie den Rahmen des psychoanalytischen Sujets verlassen hätten. Die von ihnen beschriebenen neonatalen und kleinkindlichen Verhaltensweisen, auf die sie ihre Kritik stützten, lägen außerhalb des Geltungsbereichs der Psychoanalyse, da sie auf *präsubjekthafter* Entwicklungsstufe ereignen würden. '*Subjekthaftigkeit*' ist nach Opatow gekennzeichnet durch einen gewisse Wahlfreiheit bzgl. der Reaktionsweisen gegenüber äußeren und inneren Reizen, - auf behavioraler, kognitiver und emotionaler Ebene - und durch eine gewissen Grad von Freiheit gegenüber reflexhaften Antwortmustern. *Reflexhaft* meint hier unbedingtes Verhalten auf einen Auslösereiz (vgl. Lorenz, 1935 und Tinbergen, 1942, 1979). Opatow präzisiert seine Kritik, indem er betont, daß die beim Säugling vorkommenden Verhaltensweisen, die nach Lichtenberg und Stern auf die Existenz triebunabhängiger Motivationsstrukturen hinweisen, zwar grundsätzlich als Produkt eines Subjekts im psychoanalytischen Sinne angesehen werden könnten, bei näherem Hinsehen würden sich die beobachteten Verhaltensweisen, wie Wahrnehmen, Intendieren, Initiieren, Suchen und Bevorzugen, allerdings als eine Art Etikettenschwindel entpuppen: "Sie [d.h. Lichtenberg und Stern]

ersinnen eine Lösung, die das Problem mittels einfacher metaphorischer Übersetzungen umgeht, wie etwa 'reflexhaftes, visuelles Verfolgen' = 'das Kind sucht'; so als seien 'Bewegung' und 'Handlung' nahezu dasselbe" (Opatow, 1989, S. 650. Übersetzt: D. K.). "Wir können von diesen reflexhaften Bewegungen nicht von etwas sprechen, das das Kind 'tut'. Diese Geschehnisse sind unmotiviert, unintendiert und analog eines Tropismus. Die gerichteten, zielstrebigen und vorrangigen Reflexe weisen auf eine Art prä-mentaler Regelung hin, die sich auf Bewegung nicht auf Handlung bezieht. Wir sind nicht im Bereich des Willens, sondern in dem blinder Notwendigkeit. Hier ist es genauso unkorrekt zu sagen, 'das Kind verfolgt die Mutter mit dem Blick', wie 'das Kind öffnet die Augen'. (Wie Lacan sagt, eine Reaktion, keine Antwort)" (Opatow, 1989, S. 651. Übersetzt: D. K.).

Opatow benennt keine genauen Literaturstellen bei Lichtenberg und Stern, auf die sich seine Kritik bezieht, da er aber generell den Sachverhalt frühen, nicht-reflexhaften Verhaltens an sich infrage stellt, kann hier ein beliebiges Beispiel als Gegenbeleg dienen. Ich möchte deshalb an einem Beispiel von M. Dornes (1993, S.56) zeigen, daß Opatows Kritik nicht gerechtfertigt ist. Dornes beschreibt die Entwicklung des Lächelns beim Säugling, das während der ersten 2½ Monate reflexhaft ausgelöst wird, dann aber sehr selektiv auftritt, z.B. vornehmlich auf das Gesicht der Mutter und nicht bei Fremden. In diesem Alter beginnt auch das bekannte *Lächelspiel* mit versorgenden und vertrauten Personen, bei dem ein Interaktionspartner lächelt und damit ein Lächeln beim anderen hervorruft. Beide Partner können dieses Spiel *initiieren* und jeder von beiden ist im Stande, es zu beenden (vgl. Lichtenberg, 1991). Der Säugling handelt nicht mehr nur reflexhaft und unbedingt, sondern willentlich und damit subjekthaft im psychoanalytischen Sinne. In einer anderen, bereits erwähnten Studie von Moss und Robson (1968) konnte gezeigt werden, daß mehr als die Hälfte der Interaktionen zwischen Kind und Pflegeperson, vom Kind initiiert werden. Zu ähnlichen Ergebnissen kamen auch Beebe & Stern (1977) bei dreimonatigen Säuglingen. Damit wird deutlich, daß der Säugling nicht willenloser Agent seiner Reflexe ist, sondern aktiv den Kontakt mitbestimmt.

Problematisch scheint mir auch zu sein, daß Opatow sich in der Begründung seiner Kritik hauptsächlich auf Neonaten bezieht, obwohl sich die von ihm kritisierten Aussagen Sterns und Lichtenbergs auf die ganzen ersten anderthalb Lebensjahre beziehe. Für den, der nicht mit Lichtenbergs und Sterns Schriften vertraut ist, könnte damit der Eindruck entstehen, daß beide die Fähigkeiten des Neugeborenen maßlos überschätzen, wobei viele ihre Aussagen sich jedoch in Wirklichkeit auf ältere Kinder beziehen.

Ich möchte noch auf einen dritten Punkt zu sprechen kommen, der mir in diesem Zusammenhang an Opatows Argumentation fragwürdig zu sein scheint. Aus Gründen, auf die ich hier nicht eingehen kann, setzt Opatow den Beginn der *Intentionalität* - ein Begriff an dem sich seine Kritik sehr stark entzündet - beim Entstehen von Objekt-Repräsentanzen an und deutet die von Stern angeführten Befunde zur kreuzmodalen Wahrnehmung im Alter von drei Wochen fälschlich als Hinweis auf den Entstehungsbeginn dieser Repräsentanzen und in logischer Konsequenz auch als Beginn der Entstehung von Intentionalität und Subjekthaftigkeit (a.a.O. S. 652). An dieser Stelle kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Opatow, die von ihm kritisierten

Bücher Sterns und Lichtenbergs nicht sehr gründlich gelesen hat, da sie sehr genau begründen, warum aus der Fähigkeit zur kreuzmodalen Wahrnehmung nicht gleichzeitig auf bestehende Objektrepräsentanzen geschlossen werden kann.

Das zweite Argument Opatows wiegt schon schwerer, nämlich, daß die Triblehre eine Antwort auf die Frage sei, was den Menschen veranlasse, jenseits rein physiologischer Notwendigkeiten, über sich hinauszugehen, sich auf die Welt einzulassen und handelnd in ihr tätig zu werden. Diese Frage nach einem notwendigen universalen Antrieb zu handeln und aktiv zu werden weist auf eine notwendige Gemeinsamkeit aller Motivationen hin und unterlegt ihnen damit sozusagen eine gemeinsame Meta-Struktur, eben die Triebe im Sinne Freuds. Motivationen wären nach dieser Auffassung auf einem oder zwei Grundtrieben aufbauende, höhere psychische Organisationsstrukturen.

Lichtenberg dagegen geht auch auf unterster Ebene von fünf eigenständigen Motivationssystemen aus, die sich als Antwort auf zentrale menschliche Grundbedürfnisse entwickeln: dem nach psychischer Regulation von physiologischen Erfordernissen; nach Bindung und Anschluß an Gruppen; nach Erkundung und Bestätigung; danach, durch Widerstand oder Rückzug abweisend zu reagieren und nach sinnlichem Vergnügen und sexueller Erregung. Sie entwickeln sich aus den Interaktionen mit der Umwelt und bilden so gleichzeitig eine behaviorale, emotionale und kognitive Adaptation an sie heraus. Sie haben einen biologischen und einen erworbenen psychologischen Kern. Dieser Ansatz setzt schon von Natur aus eine größere Palette grundlegender Strukturen voraus, wodurch eine feiner abgestimmtere, differenziertere und flexiblere Adaptation des Menschen an sich verändernde Umweltbedingungen gegeben ist, dies gilt mutatis mutandis auch für die individuelle Psychogenese. Dadurch hat dieses Modell gegenüber einer dualistischen Triebtheorie auch die evolutionsgeschichtlich begründbaren Argumente auf seiner Seite und erscheint damit plausibler.

Meine eigene Kritik an Lichtenbergs Modell bezieht sich auf die für mich weitgehend unbeantwortet gebliebene Frage, wie Lichtenberg zu gerade dieser Einteilung der menschlichen Antriebs- und Steuerungssysteme gekommen ist. So könnte man z.B. meinem Verständnis nach, das Bedürfnis nach Selbstbehauptung eher dem aversiven System, als wie von Lichtenberg praktiziert, dem explorativen zuordnen. Außerdem ließe sich auch noch ein Bedürfnis nach angenehmer und ästhetischer Gestaltung der 'Umwelt von Menschenhand' und von Gebrauchsgegenständen, sowie nach künstlerischem Selbstausdruck formulieren. Lichtenbergs Hinweis darauf, daß sich gerade diese fünf Verhaltenskategorien frühkindlich beobachten lassen, ist in diesem Zusammenhang wenig überzeugend. Lichtenbergs Darstellungsweise suggeriert oft zu sehr, daß sich seine einzelnen Systeme, aber auch die ihnen innewohnende Struktur fast zwangsläufig aus den empirischen Daten ergeben. Sein Modell erhebt dadurch implizit den Anspruch nicht nur *ein* Modell der Motivationsstrukturen und deren Entwicklung zu sein, sondern das einzig mögliche und gültige. Er hebt seinen Entwurf damit über den Status eines Modells zum Status eines kongruenten Realitätsabbildes. Ich habe durch meine intensive Beschäftigung mit diesem Thema zwar tatsächlich den Eindruck gewonnen, daß es sich in bestimmten Teilen um ein sehr wirklichkeitsnahes und

konsistentes Modell handelt, trotzdem halte ich diesen Anspruch insgesamt für überzogen. Sehr oft unterstützen die zitierten empirischen Befunde zwar Lichtenbergs Hypothesen, können aber keinesfalls als klarer Beleg derselben gewertet werden. Meist sind die angeführten Befunde mit vielen alternativen Modellen fast ebensogut vereinbar. Was in meinen Augen jedoch für Lichtenbergs Modell spricht, ist, daß es meines Wissens nach, keinen anderen annähernd so umfassenden, empirisch gut gestützten und in sich stimmigen Entwurf für das Verständnis menschlichen Erlebens und Verhaltens gibt. Ebenso wertvoll ist sicherlich seine hohe praktische Relevanz.

7. Resümee: Warum sollte die Säuglingsforschung in der Psychoanalyse stärker beachtet werden?

Die ausgiebige Beschäftigung mit relevanten Forschungserkenntnissen und mit Beschreibungen konkreter Alltagsbeobachtungen kann die Aufmerksamkeit des Analytikers auf ganz neue Bereiche und Erfahrungen in der frühen Lebensgeschichte lenken und ihn für sie sensibilisieren. Umfassendes und detailliertes Wissen über die Säuglings- und Kleinkindzeit kann das Bewußtsein für die Möglichkeiten gesunder und gestörter Interaktionen, für Defizite und Versagungen erhöhen und das Verständnis für die Art und Weise der resultierenden, frühen Strukturbildung verbessern. Die Punkte, wo Säuglingsforschung für das Verständnis der frühen Lebensgeschichte relevant sein kann, sind unzählig, einige möchte ich hier beispielhaft anführen:

Wie läßt sich die Entstehung eines gestörten Blickkontaktes zwischen Mutter und Kind verstehen (vgl. Beebe & Lachmann, 1988)? Wie sind in diesem Zusammenhang die Reaktionsbereitschaften eines Säuglings und wie können die Folgen einer, in solcher Weise gestörten, Interaktion für die psychische Struktur des Kindes aussehen?

Eine andere kritische Früherfahrung wäre etwa, wenn eine Mutter aus übergroßer Ängstlichkeit oder aus Ärger über die Separationsbestrebungen ihres Kindes selbständiges Explorationsverhalten des Kindes stört oder verhindert, so daß dem Baby wichtige Erfahrungen mit sich und der Welt in einem 'offenen Raum' (Sander, 1983) (z.B. Kompetenzerfahrungen; Erfolg-Mißerfolg; Erwerb von Weltwissen usw.) vorenthalten bleiben.

Ein drittes Beispiel, wäre die Frage, wie es sich auf die frühe Entwicklung auswirkt, wenn ein Elternteil depressiv ist (vgl. z.B. Gaensbauer et al., 1984. Siehe Abschnitt 6.1.3).

Ein letzter hier zu nennender, sehr wichtiger Punkt betrifft die Frage nach den Konsequenzen pathologischer Phantasien der Eltern bezogen auf ihre Babys. Eng damit zusammen hängen oft, frühe Versuche, bestimmte Verhaltensrollen an die Säuglinge zu delegieren, etwa die eines 'Zerstörers der Mutter', die eines heranwachsenden 'Egoisten' oder eines 'übermäßig empfindsamen Wesens'. So werden die Kinder oft schon sehr früh in unbewußte Konflikte ihrer Eltern eingebunden (vgl. z.B. Cramer, 1991 und Lebovici, 1990). Die Ergebnisse der Säuglingsforschung können zunächst das Bewußtsein für solche Vorgänge erweitern und dann das Verständnis möglicher Konsequenzen für die kindliche Entwicklung verbessern.

Durch das Wissen um diese Dinge, kann sich der Rahmen der psychoanalytischen Behandlung und der Behandelbarkeit von verschiedenen Störungen erweitern und der therapeutische Umgang mit präsymbolischen, pathologischen Erfahrungen gezielter und effektiver werden.

Dieses Wissen ist u.a. auch deshalb erforderlich, da die Ergebnisse der modernen Gedächtnisforschung (Squire, 1986 und Tulving, 1991) deutlich gemacht haben, daß frühe Erfahrungen zwar im prozeduralen Gedächtnis gespeichert werden und deshalb strukturbildend wirken können, solche Erinnerungen aber nicht direkt abrufbar sind und Teil des narrativen Prozesses werden können. Erfahrungsgemäß werden präsymbolische Erlebnisse hin und wieder in prozeßhaften Reaktivierungen prozeduraler Gedächtnisspuren (Modell-Szenen) im Leben oder der Behandlung von Patienten deutlich (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 253). Beim Versuch aus diesen *Modellszenen* und anderen Hinweisen die präsymbolischen Erfahrungen annäherungsweise zu rekonstruieren, sind alle verfügbaren Erkenntnisquellen dringend notwendig, um in der therapeutischen Erkundungsarbeit nicht gänzlich unangemessenen Spekulationen anheimzufallen. Dabei können gute Kenntnisse der Säuglings- und Kleinkindzeit von unschätzbarem Wert sein.

Unzutreffende Modellvorstellungen können darüberhinaus u.U. sehr stark heilungsverhindernd wirken. So kann etwa die Annahme, daß Grenzverlusterlebnisse beim Erwachsenen eine Regression auf einen an sich *normalen* Stand säuglingshafter, symbiotischer Erlebnisweisen darstellen, die Intervention in eine völlig falsche Richtung lenken. Es wird leicht übersehen, daß der Patient wahrscheinlich pathologische, desorganisierende, entgrenzende zwischenmenschliche Erfahrungen in seiner Kindheit gemacht hat. Andererseits ermöglichen richtige Vorstellungen säuglingshafter Kompetenzen, Verhaltensweisen und Motivationen es dem Analytiker eher, sich gemeinsam mit dem Patienten im einzelnen zu fragen, wo Entwicklung optimal gefördert, beeinträchtigt oder verhindert wurde und auf welche Weise dies geschah. Der Versuch die Alltagserfahrungen und Erlebnisweisen des Patienten auch im Kontext seiner allerfrühesten Erfahrungen zu sehen und durch empathische Anteilnahme gemeinsam zu begreifen, ist sicherlich an sich schon ein wertvoller Beitrag, der alte Strukturbildungen korrigieren hilft. Gleichzeitig können wichtige - vielleicht nie zuvor erlebte - Erfahrungen gemacht werden, z.B. daß es Menschen gibt, die (unbefriedigte) Wünsche und Bedürfnisse aus der Frühzeit erkennen, respektieren und einfühlsam darauf zu reagieren vermögen. Dieses Erkennen, Rückmelden und Bestärken kann dem Patienten neue Potentiale des Erlebens und Verhaltens eröffnen und ihm helfen ihrer inne zu werden; es kann seine Möglichkeiten in seinem Leben zurechtzukommen und sich wohlfühlen, verbessern. Und es kann Leidensdruck, der aus frühkindlichen Entbehrungen rührt, durch reparierende und ergänzende Erfahrungen vermindern.

Säuglingsforschung kann mithelfen, daß bei aller Vorsicht mit der dargebrachten Material zu den allerfrühesten Erfahrungen entgegengenommen werden muß, Analytiker vielleicht auch für diesen Zeitraum des menschlichen Lebens mit seinen oft schweren, realen Traumatisierungen und Entbehrungen ein noch offeneres Ohr bekommen.

Gegen die Notwendigkeit der annähernden Exploration der tatsächlichen lebensgeschichtlichen Ereignisse werden von einer Reihe von Analytikern gewichtige Einwände vorgebracht, Einwände die in besonderem Maße auch die Säuglingszeit betreffen: Wichtig sei nicht was objektiv passiert ist, sondern wie es der Patient erlebt und verinnerlicht hat, wie er es nachträglich interpretiert und es sich rückblickend

vorstellt (vgl. z.B. Loch, 1976; Spence, 1982 und Schäfer, 1983). Kurz: Nicht die historische Wahrheit ist maßgeblich für die unbewußte Steuerung, sondern die, die sich narrativ präsentiert (Spence, 1982). Von anderer Seite wird dem entgegengehalten, daß oft erst das Aufdecken und vorsichtige Rekonstruieren realer Traumatisierungen und Entbehrungen dem Verständnis und den heilenden Verarbeitungen genügend emotionale Tiefe vermittelt. Starke, oft lebenslang unterdrückte Affekte gegenüber teilweise abgewehrten Erlebnissen werden oft erst im Angesicht leidlich genau rekonstruierter Ereignisse als berechtigt empfunden, können dann erst zugelassen und damit nachträglich erlebt werden. Gerade aber befreites Affekterleben kann, wenn es therapeutisch begleitet wird, ein bedeutender kurativer Faktor sein (vgl. Jacobs, 1989 und Haynal, 1989). Oft ist es gerade der beharrliche Versuch, die realen, frühen Lebensumstände so genau als möglich zu rekonstruieren, der stark abgewehrtes Material überhaupt erst auffindbar macht (vgl. Damm, 1993, im Druck).

Auch dem Argument, daß die realen Umstände der frühen Lebensgeschichte generell nicht aufhellbar wären, da sie immer nur über eine erlebnishafte, nachträgliche Interpretation des Patienten zugänglich wären, kann widersprochen werden. Erstens weiß ein Patient oft mehr über die realen Umstände seines frühen Lebens, z.B. aus Erzählungen von anderen Familienmitgliedern mehr, als ein erster Eindruck glauben macht und zweitens lassen sich die tatsächlichen Lebensereignisse in vielen Fällen durch das dargebrachte Material mit relativ großer Genauigkeit rekonstruieren (z.B. Anthi, 1983 und Wallace, 1985). Bescheidet man sich von vorneherein mit eher impressionsartigen Einsichten des Patienten, statt zu versuchen, auch die realen Umstände früher Erfahrungen zu eruieren, besteht die Gefahr, daß viele realitätsbedingte Aspekte von Erfahrungen unentdeckt, unverstanden, und damit unverarbeitet bleiben. Ein erfahrener Analytiker mit reichen Kenntnissen aus der experimentellen und beobachtenden Säuglingsforschung kann ein breiteres Spektrum möglicher realer Ereignisse, Abläufe und Traumatisierungen als prägend ins Auge fassen und in die Behandlung einbeziehen. Vage und allgemeine Vorstellungen über diese frühe Zeit und ihre psychischen Zusammenhänge sind für die Gewinnung eines umfassenden und tiefen Verständnisses des Patienten und seiner persönlichen Lebensgeschichte sicherlich ein Hemmnis. Daß letztlich auch der bemühteste Versuch, die frühe Lebensgeschichte zu erhellen, eine intersubjektive Konstruktion sein muß, ist evident, entbindet aber nicht von der Notwendigkeit, zu versuchen, der historischen Wahrheit, soweit als möglich gerecht zu werden. (Ausführlicher ist dieser Diskurs in Dornes, 1992, S. 29 ff. und 231 ff., besprochen).

Es ist für die Psychoanalyse geradezu kennzeichnend, daß sie versucht in der Behandlung die unterschiedlichen Modi der Wahrnehmung, der sozialen Beziehungen, der kognitiven Funktionen und der unterschiedlichen Erlebnisweisen im Laufe der Entwicklung zu berücksichtigen. Aus den Ergebnissen der Säuglingsforschung ergeben sich neue Hinweise zur Gestaltung heilungsfördernder Interaktionen zwischen Patient und Therapeut und damit bedeutsame Implikationen für die Beantwortung der Fragen: Wie heilt und korrigiert die Beziehung zum Therapeuten und was muß in einer

aussichtsreichen Behandlung gegeben sein, daß neue Erfahrungen in der Therapie stattfinden und verändernd wirksam werden können?

Bei aller Begeisterung für das 'neue` Gebiet der Säuglingsforschung und für die sich erweiternden Möglichkeiten der Behandlung 'früher Störungen` sollten nicht andere, spätere Lebensphasen in ihrer Bedeutung für die gesamte psychische Entwicklung vernachlässigt werden. Es gibt noch andere weiße Flecken auf der psychoanalytischen Landkarte der Entwicklung, man denke etwa an die nachöipale Lebensspanne bis zur Pubertät.

Zentrales Ziel dieser Arbeit war es zu zeigen, welche Teile des theoretischen und behandlungstechnischen Inventars der Psychoanalyse, durch die Erkenntnisse der modernen Säuglingsforschung infrage gestellt, überdacht oder aufgegeben werden sollten und welche Änderungen und Ergänzungen möglich und nötig sind. Daß diese Arbeit nur Partikel zu dieser großen und schwierigen Aufgabe beisteuern kann, ist selbstverständlich.

Anhang

1. Die Auswirkungen ausgedehnten post-partumen Kontaktes zwischen Mutter und Neugeborenem

Daß nicht das Attachment selbst, sondern die es begründenden Rudimente der affektiven und behavioralen Muster angeboren sind, zeigen auch die interessanten Untersuchungen von Klaus und Kennell. Sie belegen, daß für die optimale Entwicklung des Kindes und seiner Beziehung zur versorgenden Person, die Außenwelt in gewissen Entwicklungsphasen bestimmte Kontakt- und Verhaltensmöglichkeiten anbieten muß.

Den Forschern fielen bei Tierbeobachtungen die komplexen, vielfältigen und artspezifischen Muster der Interaktion zwischen den mütterlichen Tieren und den Nachkommen unmittelbar nach der Geburt auf. Dies führte zu der Frage, nach der Existenz menschlicher Entsprechungen, der die Forscher und daran anknüpfend andere Untersucherteams in einer Reihe von Studien nachgingen.

Interessanterweise führten Klaus und Kennell und andere Forscherteams mit den ursprünglichen Versuchspersonengruppen 2 und 5 Jahre später Folgeuntersuchungen durch. Außerdem wurden auch von anderen Forschern umfangreiche Replikationsversuche durchgeführt.

Es wurden zwei Versuchspersonengruppen gebildet (Klaus et al., 1970), in der ersten Gruppe durften Mütter ihre Kinder direkt nach der Geburt eine Stunde lang bei sich haben und an den darauffolgenden Tagen jeweils mehrere Stunden. Da die Babys nackt waren, wurden, um deren Unterkühlung zu vermeiden, Heizvorrichtungen über den Betten angebracht. In der nach Zufall ausgewählten Kontrollgruppe gestaltete sich der Kontakt in der damals an US-amerikanischen Kliniken üblichen Weise: Nach der Geburt ein kurzer Blick auf das Baby, 6-12 Stunden später ein kurzer Besuch zu Identifizierungszwecken und dann Besuche von 20-30 Minuten zum Füttern tagsüber. Um die Vergleichbarkeit der Gruppen zu gewährleisten, wurden auch in dieser Gruppe Heizkörper über den Betten angebracht. Keine der Gruppenzugehörigen wußte von einer anders behandelten Gruppe.

Es kam zu sehr überraschenden und deutlichen Ergebnissen: Die Mütter mit dem ausgiebigeren Kontakt zu ihren Kindern reagierten mit vermehrter Zuwendung und einem bestimmten Verhaltensablauf: "Die Mütter berührten zuerst die Glieder des Neugeborenen mit den Fingerspitzen und gingen nach vier bis acht Minuten dazu über, den Rumpf des Kindes zu streicheln und mit der Handfläche zu umfassen. ... Mütter normaler Frühgeborener, die ihre Kinder während der ersten drei bis fünf Tage berühren durften, folgten einem ähnlichen Ablauf, aber viel langsamer" (Klaus et al., 1970, S. 190, zit. nach Bronfenbrenner, 1981, S. 77).

Es fand eine weitere Untersuchung (Klaus et al., 1972), mit sorgfältig nach Entwicklung und familiärem Hintergrund parallelisierten Gruppen von Müttern, statt. Sie hatten alle

gesunde, voll ausgetragene Kinder und wurden wie oben in Experimentalgruppe und Kontrollgruppe aufgeteilt und den gleichen Experimentalbedingungen unterzogen. Diesmal waren auch die Beobachter nicht über die Gruppenzugehörigkeit informiert (Doppel-Blind-Design). Es wurde einen Monat nach der Geburt eine medizinische Untersuchung der Kinder durchgeführt, während der die Mütter der Experimentalgruppe signifikant häufiger neben dem Untersuchungstisch stehen blieben und ihre Babys beruhigten, wenn diese weinten. Sie zeigten ebenso mehr Liebkosungen und Augenkontakt, berichteten von einer größeren Bereitwilligkeit ihre Babys aufzunehmen, wenn sie unruhig seien und mehr Widerwillen, sie in die Obhut anderer Menschen zu geben. Die Unterschiede waren auch nach einem Jahr anlässlich einer medizinischen Kontrolluntersuchung noch vorhanden.

Die These von Klaus et al., daß gerade der erste Kontakt direkt nach der Geburt für die gefundenen Unterschiede ein sehr wesentlicher Faktor sei, regte Hales et al. zu einer überprüfenden Untersuchung an. Die Untersuchung fand in Guatemala statt und damit in einem anderen kulturellen Kontext, außerdem an einer größeren Stichprobe (N=60) mit einem leicht geänderten Design. Für die Untersuchung an einem Krankenhaus bildeten Hales et al. (1976) wie Klaus et al. zwei Stichproben, die Mütter der einen Gruppe hatten direkt nach der Geburt, die der anderen erst 12 Stunden später einen zusätzlichen 45-minütigen Kontakt zur üblichen Krankenhausroutine. Die Ergebnisse waren eindeutig: Die Mütter der ersten Gruppe zeigten in signifikanter Weise einen intensiveren Kontakt zu ihrem Kind: vermehrtes Anschauen, Liebkosungen, Sprechen zum Kind, Anlächeln usw.

Die spektakulärsten Ergebnisse erbrachten aber erst Folgeuntersuchungen an der zweiten Stichprobe von Klaus et al.

In der ersten Folgeuntersuchung wurde "das Gespräch der Mutter mit dem nunmehr zweijährigen Kind in einer Umgebung mit Spielsachen und Büchern beobachtet. Die Sprachmuster der Mütter ergaben, daß die, die unmittelbar nach der Geburt mehr Kontakt mit ihren Kindern gehabt hatten, signifikant mehr Fragen, signifikant mehr Adjektive per Anregung und weniger Befehle und Tadel äußerten als die Mütter der Kontrollgruppe` (Ringler et al., 1975, S. 141)" (Bronfenbrenner, 1981, S. 78). In einer noch späteren Folgeuntersuchung 1977 an der zweiten Stichprobe von Klaus et al. mit den nun fünfjährigen Kindern (Ringler, N., 1977) zeigte es sich, daß der verbesserte Start der Kinder der Experimentalgruppe offensichtlich zu einem bleibenden Vorsprung führte, der sich in einem signifikant höheren IQ-Wert (die IQ-Differenz betrug ca. 7 Punkte) und einem signifikant besseren Sprachverständnis zeigte.

Alle Untersuchungen fanden in einem methodischen Rahmen statt, für den selbst ein kritischer Forscher wie Bronfenbrenner überwiegend lobende Worte fand. Mit Kritik bedacht wurde in erster Linie, daß vor allem der Beitrag der Mutter die Aufmerksamkeit der Forscher fand, anstatt die Mutter-Kind-Interaktionen als einen dyadischen, zweiseitigen Prozeß im Sinne Bronfenbrenners zu würdigen (vgl. Bronfenbrenner, 1981).

Trotzdem wurde mittlerweile vielfach Kritik laut: Erstens die Stichproben seien unrepräsentativ gewesen, da überproportional viele Mütter eher niedriger sozioökonomischer Schichten vertreten gewesen seien. Zweitens führt unmittelbarer

postnataler Kontakt zwischen Mutter und Kind zwar zu kurzfristigen Effekten, die angeblich überdauernden Effekte seien jedoch auf methodische Mängel zurückzuführen und damit unbewiesen (vgl. Lamb, 1983; Goldberg, 1983). Kurzfristige Effekte konnten jedoch in einer Reihe von Folgeuntersuchungen repliziert werden und gelten mittlerweile als gesichert. Ein dritter Kritikpunkt ist der, daß der Bindungsbegriff in zu mechanistischer Weise ausgelegt worden wäre (vgl. Wolkind & Rutter, 1985). Dieser Vorwurf veranlaßte Klaus und Kennell ihr Konzept zu revidieren und das 'Bonding'-Konzept stärker vom Attachment-Begriff abzusetzen, in der Weise das ersteres ein quasi erbliches Verhaltens-Muster sei, das unter bestimmten Bedingungen besser 'einklinkt' und das Entstehen des Attachments, eines komplexeren und mehr durch Interaktions- und Lernerfahrungen bestimmten Konzeptes, fördert (Klaus & Kennell, 1983).

Literaturverzeichnis

- Allen, W. T., Coronado, S., Herrera, J. & Rocha, P.** (1982). Object discrimination in oral-oral and oral-visual sensory contexts. Unpublished Paper, presented at the meeting of the International Conference on Infant Studies.
- Amsterdam, B.** (1972). Mirror self-image reactions before age two. *Developmental Psychology*, 5, 297-305.
- Amsterdam, B. & Lewitt, M.** (1980). Consciousness of self and painful self-consciousness. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 35, 67-83.
- Anzieu, D.** (1991). *Das Haut-Ich*. Frankfurt /M.: Suhrkamp.
- Ainsworth, M. D.** (1967). *Infancy in Uganda: Infant Care and the Growth of Love*. Baltimore, MD: Johns Hopkins University Press.
- Ainsworth, M. D.** (1979). Attachment as related to mother infant interaction. In Rosenblatt, J. B., Hinde, R. A., Beer, C. & Bushel, M. (Eds.), *Advances in the Study of Behavior*. S. 1-51. New York: Academic Press.
- Ainsworth, M. D. & Bell, R. Q.** (1969). Some contemporary patterns of mother-infant interaction in the feeding situation. In Ambrose, A. (Ed.), *Stimulation in Early Infancy*. London: Academic Press.
- Ainsworth, M. D., Blehar, M. C., Waters, E. & Wall, S.** (1987). Grundlagen des Bindungsverhaltens. In Scherer, K., Stahnke, A. & Winkler, P. (Hrsg.), *Psychobiologie*. S. 85-99. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1987. (Original erschienen 1978: *Patterns of attachment*. S: 3-28 (Auszüge).)
- Amsterdam, B.** (1972). Mirror self-image reactions before age two. *Developmental Psychology*, 5, 297-305.
- Antell, S. E. G. & Caron, A. J.** (1985). Neonatal perception of spatial relationships. *Infant Behavior and Development*, 8, 15-24.
- Anthi, P.** (1983). Reconstruction of preverbal experiences. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 31, 33-58.
- Bakeman, R. & Gottman, J. M.** (1987). Applying Observational Methods: A Systematic View. In Osofsky, J. D. (Ed.), *Handbook of Infant Development*. (2nd ed.). P. 818-854. New York: John Wiley and Sons.
- Bard, A. & Milewski, A.** (1981). Matching of facial gestures by young infants. Imitation or releaser? Unpublished Paper. (Referiert in Brainerd, C. & Reyna, V. (Eds.) (1985), *Developmental Psychology*. North-Holland: Elsevier, S. 945-954.)
- Barglow, P., Jaffe, Ch. M. & Vaughn, B. E.** (1989). Psychoanalytic reconstructions and empirical data: Reciprocal contributions. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 37(2), 401-435.
- Baumgart, M.** (1991). Psychoanalyse und Säuglingsforschung: Versuch einer Integration unter Berücksichtigung methodischer Unterschiede. *Psyche*, 45(9), 780-809.
- Beebe, B. & Lachmann, F. M.** (1988). The contribution of mother - infant mutual influence to the origins of self - and object representations. *Psychoanalytic Psychology*, 5(4), 305-337.
- Beebe, B. & Stern, D.** (1977). Engagement-disengagement and early object experiences. In Freedman, M. Grand, S. (Eds.), *Communicative Structures and Psychic Structures*. S. 35-55. New York: Plenum Press.
- Bell, R. Q. & Ainsworth, M. D.** (1972). Infant-crying and maternal responsiveness. *Child Development*, 43, 1171-1190.
- Bischof, N.** (1989). Emotionale Verwirrungen. Oder: Von den Schwierigkeiten im Umgang mit der Biologie. *Psychologische Rundschau*, 1989, 188-205.
- Bloch, E.** (1982). *Das Prinzip Hoffnung*. Band 1. (8. Aufl.). Frankfurt /M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- Bower, T. G. R.** (1974). The evolution of sensory systems. In MacLeod, R. B. & Pick, H. L., Jr. (Eds.), *Perception: Essays in honor of James, J. Gibson*. S. 141-165. Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Bowlby, J.** (1958). The nature of a child's tie to his mother. *International Journal of Psycho-Analysis*, 39, 350-373.

- Bowlby, J.** (1960). Über das Wesen der Mutter-Kind-Bindung. *Psyche*, 13(7), 415-456. (Original erschienen 1959: The nature of a child's tie to his mother.)
- Bowlby, J.** (1973). Mütterliche Zuwendung und geistige Gesundheit. München: Kindler. (Original erschienen 1951: The Maternal Care and Mental Health.)
- Bowlby, J.** (1975). Bindung. München: Kindler. (Original erschienen 1969: Attachment and Loss. Vol. 1. Attachment.)
- Brazelton, B. T.** (1981). Precursors for the development of emotions in early infancy. In Plutchik R. & Kellerman, H. (Eds.), *Emotion, Theory, Research, and Experience*. Vol. 2. New York: Academic Press.
- Brazelton, T. B. & Cramer, B. G.** (1991). Die frühe Bindung. Die erste Beziehung zwischen dem Baby und seinen Eltern. Stuttgart: Klett-Cotta. (Original erschienen 1989: The Earliest Relationship - Parents, Infants, and the Drama of Early Attachment.)
- Brazelton, T. B., Koslowski, B. & Main, M.** (1974). The origins of reciprocity: The early mother-infant interaction. In Lewis, M. & Rosenblum, L. (Eds.), *The effect of the infant on its caretaker: The origins of behavior*. Vol. I. New York: John Wiley and Sons.
- Brazelton, T. B., Tronick, E., Adamson, L., Als, H. & Weise, S.** (1975). Early mother-infant reciprocity. *Parent-Infant Interaction*. CIBA Foundation Symposium 33 (Neue Folge), 137-154.
- Brenner, Ch.** (1980). Metapsychology and psychoanalytic theory. *Psychoanalytic Quarterly*, 49, 189-214.
- Bronfenbrenner, U.** (1981). Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Natürliche und geplante Experimente. Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch, 1989. (Original erschienen 1979: The Ecology of Human Development, Experiments by Nature and Design.)
- Brooks, J. & Lewis, M.** (1974). Infants' responses to pictures of self, mother and other. Princeton, NJ: Educational Testing Service, No. 100 (unpublished).
- Brooks, J. & Lewis, M.** (1976a). Visual self-recognition in infancy: Contingency and the self-other distinction. Presented at Southeastern Conference on Human Development, Nashville, TN, April.
- Brooks, J. & Lewis, M.** (1976b). Infants' responses to strangers: Midget, adult and child. *Child Development*, 47, 323-332.
- Bruch, H.** (1961). Transformation of oral impulses in eating disorders. A conceptual approach. *Psychiatric Quarterly*, 35, 458-481.
- Bruch, H.** (1991). Eßstörungen. Frankfurt /M: Fischer Taschenbuch Verlag. (Original erschienen 1973: Eating Disorders, Obesity, Anorexia nervosa, and the Person Within.)
- Bushnell, I.** (1982). Visual-tactual knowledge in 8, 9½-, and 11-month-old infants. *Infant Behavior and Development*, 5, 63-75.
- Butterfield, P., Emde, R., Svejda, M. & Neiman, M.** (1982). Silver nitrate and the eyes of the newborn. In Emde, R. & Harmon, R. S. (Eds.), *The Development of Attachment and the Filial Systems*. New York: Plenum Press.
- Caron, R. F., Caron, A. T. & Meyers, R. S.** (1982). Abstraction of invariant face expressions in infancy. *Child Development*, 53, 1008-1015.
- Carpenter, G.** (1974). Mother's face and the newborn. *New Scientist*, 61, 742.
- Chugani, H. T. & Phelps, M. E.** (1986). Maturational changes in cerebral function in infants determined by FDG positron emission tomography. *Science*, 231, 840-843.
- Cohen, L. & Strauss, M.** (1979). Concept acquisition in the human infant. *Child Development*, 50, 419-424.
- Condon, W. S.** (1975). Speech makes babies move. In Lewin, R. (Ed.), *Child Alive*. S. 75-85. Anchor Books.
- Condon, W. S.** (1977). A primary phase in the organization of infant responding behavior. In Schaffer, H. (Ed.), *Studies in Mother-Infant Interaction*. S. 153-176. New York: Academic Press.
- Condon, W. S. & Sander, L. W.** (1974). Synchrony demonstrated between movements of the neonate and adult speech. *Child Development*, 45, 456-462.
- Cramer, B.** (1991). Frühe Erwartungen. München: Kösel. (Original erschienen 1989:).

- Damm, S.** (1985). Eine an Janovs Primärtherapie orientierte neuartige Methode der Gruppentherapie auf psychoanalytischer Grundlage. In Kutter, P. (Hrsg.), *Methoden und Theorien der Gruppenpsychotherapie*. Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog.
- Damm, S.** (1993). *Mehrphasentherapie*. Im Druck.
- Davenport, R. K., Rogers, C. M. & Russell, I. S.** (1975). Cross-modal perception in apes: Altered visual cues and delay. *Neuropsychologia*, 13, 229-235.
- Dayton, G. O., Jones, M. H., Ain, P., Rawson, R. A., Steele, B. & Rose, M.** (1964). Developmental study of coordinated movements in the human infant. *Archives of Ophthalmology*, 71, 865.
- DeCaspar, A. & Fifer, W.** (1980). Of Human Bonding: Newborns Prefer Their Mother's Voices. *Science*, 208, 1174-1176.
- DeCaspar, A. & Spence, M.** (1986). Prenatal maternal speech influences newborns' perception of speech sounds. *Infant Behavior and Development*, 9, 133-150.
- Demos, V.** (1982). Affect in early infancy: Physiology or psychology. *Psychoanalytic Inquiry*, 1, 533-574.
- Demos, V.** (1985). The elusive infant. *Psychoanalytic Inquiry*, 5, 553-568.
- Dodd, B.** (1979). Lip reading infants: Attention to speech presented in-and-out-of-synchrony. *Cognitive Psychology*, 11, 478-484.
- Dornes, M.** (1993). *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen.* (Sonderausgabe.). Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch.
- Dowd, J. & Tronick, E.** (1983). Methods for quantitative analysis of infant limb movements. In Young, G. (Ed.), *Manual Specialization and the Developing Brain*. New York: Academic Press.
- Downs, R. M. & Stea, D.** (1982). *Kognitive Karten: Die Welt in unseren Köpfen*. New York: Harper and Row. UTB für Wissenschaft. (Original erschienen 1982: *Map in Minds.*)
- Drews, S. & Brecht, K.** (1975). *Psychoanalytische Ich-Psychologie*. Frankfurt /M.: Suhrkamp Taschenbuch, 1982.
- Dunkeld, J.** (1978). *The function of imitation in infancy*. Unpublished Dissertation. (Referiert in Meltzoff A. & Moore, K. (1983): Newborn infants imitate adult facial gestures. *Child Development*, 54, 702-709.)
- Eagle, M. N.** (1988). *Neuere Entwicklungen in der Psychoanalyse*. München: Verlag Internationale Psychoanalyse. (Original erschienen 1984: *Recent Developments in Psychoanalysis*)
- Eibl-Eibesfeldt, I.** (1967). Neue Wege der Humanethologie. *Homo*, 18, 13-23.
- Eibl-Eibesfeldt, I.** (1984). *Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Human- ethologie*. München: R. Piper & Co.
- Eimas, P. D., Siqueland, E. R., Jusczyk, P. & Vigorito, H.** (1971). Speech perception in infants. *Science*, 117, 303-306.
- Eisenberg, R.** (1976). *Auditory Competence in Early Life: The Roots of Communicative Behavior*. In Baltimore, MD: University Park Press.
- Emde, R.** (1983). The prerepresentational self and its affective core. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 38, 165-192.
- Erikson, E. H.** (1987). *Kindheit und Gesellschaft.* (Sonderausgabe.). Stuttgart: Klett-Cotta. (Original erschienen 1963: *Childhood and Society.*)
- Escalona, S.** (1963). Patterns of infantile experience and the developmental process. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 18, 197-244.
- Fagan, J. F.** (1974). Infant recognition memory: The effects of length of familiarization and type of discrimination task. In *Child Development*, 45, 351-356.
- Fagan, J. F.** (1976). Infants' recognition of invariant features of faces. *Child Development*, 47, 627-638.
- Fantz, R. L.** (1958). Pattern Vision in Young Infants. *Psychological Records*, 8, 43-49.
- Fast, I.** (1979). Developments in gender identity: Gender differentiation in girls. *International Journal of Psycho-Analysis*, 60, 443-453.
- Fein, G. & Apfel, N.** (1979). Some preliminary observations on knowing and pretending. In Smith, N. & Franklin, M. (Eds.), *Symbolic Functioning in Childhood*. S. 87-100. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Field, T.** (1985). Neonatal perception of people: Maturational and individual differences. In Field, T. & Fox, N. (Eds.), *Social Perception in Infants*. Norwood, NJ: Ablex.

- Field, T., Woodson, R., Greenberg, R. & Cohen, D.** (1982). Discrimination and imitation of facial expressions by neonates. *Science*, 218, 179-181.
- Fisher, C., Cohen, H., Schiavi, R., Davis, D., Furman, B., Ward, K., Edwards, A. & Cunningham, J.** (1983). Patterns of female sexual arousal during sleep and waking: Vaginal thermo-conductance studies. *Arch. Sex. Beh.*, 12, 97-122.
- Fisher, C., Gross, J. & Zuch, J.** (1965). Cycle of penile erection synchronous with dreaming (REM) sleep. *Arch. Gen. Psychiatry*, 12, 29-45.
- Fogel, A.** (1977). Temporal organization in mother-infant face-to-face interaction. In Schaffer, H. (Ed.), *Studies in Mother-Infant Interaction*. p. 119-151. London: Academic Press.
- Fornari, F.** (1963). *Psychoanalyse des ersten Lebensjahres*. Frankfurt /M.: S. Fischer, 1970.
- Freud, A.** (1960). Discussion of Dr. John Bowlby's paper. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 15, 53-62.
- Freud, A.** (1984). *Das Ich und die Abwehrmechanismen*. Frankfurt /M: Fischer Taschenbuch Verlag GmbH. (Original erschienen 1936:).
- Freud, S.** (1905). *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Studienausgabe Band 5. Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch, 1982.
- Freud, S.** (1908). *Die 'kulturelle` Sexualmoral und die moderne Nervosität*. Studienausgabe Band 9, S. 10. Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch, 1982.
- Freud, S.** (1910). *Die psychogene Sehstörung in psychoanalytischer Auffassung*. Studienausgabe Bd. 6, S. 205-213. Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch, 1982.
- Freud, S.** (1912). *Einige Bemerkungen über den Begriff des Unbewußten in der Psychoanalyse*. Studienausgabe Band 3, S. 25. Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch, 1982.
- Freud, S.** (1913). *Das Interesse an der Psychoanalyse*. Gesammelte Werke Band 8. Frankfurt /M: S. Fischer, 1960.
- Freud, S.** (1914). *Zur Einführung des Narzißmus*. Studienausgabe Bd. 6, S. 37-68. Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch, 1982.
- Freud, S.** (1915a). *Triebe und Triebchicksale*. Studienausgabe Band 3. Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch, 1982.
- Freud, S.** (1915b). *Das Unbewußte*. Studienausgabe Band 3, S. 119 Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch, 1982.
- Freud, S.** (1920). *Jenseits des Lustprinzips*. In Studienausgabe Band 3, S. 213-272. Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch, 1982.
- Freud, S.** (1921). *Massenpsychologie und Ich-Analyse*. Studienausgabe Band 9, S. 61-134. Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch, 1982.
- Freud, S.** (1923). *Das Ich und das Es*. Studienausgabe Band 3, S. 273. Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch, 1982.
- Freud, S.** (1926). *Psycho-Analysis*. Gesammelte Werke Bd. 14. Frankfurt /M.: S. Fischer, 1960.
- Freud, S.** (1933). *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. Studienausgabe Band 1. Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch, 1982.
- Freud, S.** (1940). *Abriß der Psychoanalyse*. Gesammelte Werke, Band 17. Frankfurt /M: S. Fischer, 1960.
- Gaensbauer, T.** (1982). The differentiation of discrete affects: A case report. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 37, 29-66.
- Gaensbauer, T., Harmon, R. J., Cytryn, L. & McKnew, D. H.** (1984). Social and affective development in infants with a manic-depressive parent. *American Journal of Psychiatry*, 141, 223-235.
- Gedo, J. E.** (1979). *Beyond interpretation: Toward a revised theory for psychoanalysis*. New York: International Universities Press.
- Goldberg, S.** (1983). Parent-infant bonding: Another look. *Child Development*, 54, 1355-1382.
- Goldberg, S. & Lewis, M.** (1969). Play behavior in the year-old infant: Early sex differences. *Child Development*, 40, 21-31.
- Gianino, A. & Tronick, E.** (1988). The mutual regulation model. In Field, T., McCabe, P. & Schneiderman, N. (Eds.), *Stress and Coping Across Development*. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.

- Gibson, E. & Spelke, E.** (1983). The development of perception. (4th ed.). In Flavell, J. & Markman, E. (Eds.), *Cognitive Development*, in Mussen, P. (Gen. Ed.): *Handbook of Child Psychology*. Vol. 3. S. 1-76. New York: John Wiley and Sons.
- Gibson, E. J. & Walk, R. D.** (1971). Der "visual cliff". In *Moderne Psychologische Forschung*. Bd. 2. Wahrnehmung, Lernen und Konflikt. S. 36-44. (Original erschienen 1960: *The visual cliff*. *Scientific American*, 202, 64-71).
- Gibson, J. J.** (1973). *Die Sinne und der Prozeß der Wahrnehmung*. Bern: Huber. (Original erschienen 1966: *The senses considered as perceptual systems*.)
- Gibson, J. J.** (1982). *Wahrnehmung und Umwelt. Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung*. München: U & S Psychologie. (Original erschienen 1979: *The ecological approach in visual perception*.)
- Gill, M. M.** (1984). Die unpsychologische Metapsychologie. *Psyche*, 38(11), 961-992.
- Grammer, K., Schiefenhövel, W., Schleidt, M., Lorenz, B. & Eibl-Eibesfeldt, I.** (1988). Patterns on the face: The eyebrow flash in crosscultural comparison. *Ethology*, 77, 279-299.
- Greenberg, J. & Mitchell, S. A.** (1983). *Object Relations in Psychoanalytic Theory*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Grossmann, K. E.** (1987). Die mütterlichen Grundlagen zwischenmenschlicher Bindungen. Anthropologische und biologische Überlegungen. In Niemitz, C. (Hrsg.), *Erbe und Umwelt. Zur Natur von Anlage und Selbstbestimmung des Menschen*. S. 200-235. Frankfurt /M.: Suhrkamp.
- Grossmann, K. E. et al.** (1989). Die Bindungstheorie: Modell und entwicklungspsychologische Forschung. In Keller, H. (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung*. S. 31-55. Berlin: Springer.
- Grünbaum, A.** (1988). *Die Grundlagen der Psychoanalyse. Eine philosophische Kritik*. Stuttgart: Reclam. (Original erschienen 1984: *The Foundations of Psychoanalysis. A Philosophical Critique*.)
- Habermas, J.** (1968). *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt /M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- Häglspurger-Hang, G.** (1988). *Stillen und frühe Sozialisation auf den Trobriandinseln (Papua Neuguinea) und in westlichen Ländern*. In Dissertation der Medizinischen Fakultät München. München: Universität.
- Haith, M.** (1978). Visual competence in early infancy. In Held, R., Leibowitz, H. & Teubner, H. (Eds.). *Handbook of Sensory Physiology*, Vol. 8: Perception. S. 311-356. New York: Springer.
- Haith, M., Bergman, T. & Moore, M.** (1977). Eye contact and face scanning in early infancy. *Science*, 198, 853-855.
- Hales, D., Kennell, J. H. & Susa, R.** (1976). How early is early contact? Defining the limits of the sensitive period. Referat für die Foundation for Child Development on the Ecology of Human Development Program. New York: Foundation for Child Development.
- Hartmann, H.** (1950). *Bemerkungen zur Psychoanalytischen Theorie des Ichs. Ich-Psychologie*. Stuttgart: Klett, 1972.
- Hartmann, H.** (1952). Die gegenseitige Beeinflussung von Ich und Es in ihrer Entwicklung. In *Ich-Psychologie*, S. 157-180. Stuttgart: Klett, 1972.
- Hartmann, H.** (1955). *Bemerkungen zur Theorie der Sublimierung*. *Psyche*, 10, 1965, 41-62.
- Hartmann, H.** (1970). *Ich-Psychologie und Anpassungsproblem*. (2. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Harlow, H. F.** (1958). The Nature of Love. *American Psychologist*, 13, 673.
- Harlow, H. F.** (1962). The heterosexual affectional system in monkeys. *American Psychologist*, 17, 1-9.
- Harlow, H. F. & Harlow, M. K.** (1969). Effects of various infant-mother relationships on Rhesus monkey behaviors. In Foss, B. (Ed.), *Determinants of Infant Behavior*, Vol. 4. London: Methuen & Co.
- Harlow, H. F. & Harlow, M. K.** (1971). Das Erlernen der Liebe. In Scherer, K., Stahnke, A. & Winkler, P. (Hrsg.), *Psychobiologie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1987. (Original erschienen 1966: *Lerning to love*. *American Scientist* 54 (1966), 244-272.)
- Harlow, H. F. & Zimmermann, R. R.** (1959). Affectional responses in the infant monkey. *Science*, 130, 421-432.
- Hay, D.** (1986). Infancy. *Annual Review of Psychology*, 37, 135-171.

- Haynal, A.** (1989). Die Technik-Debatte in der Psychoanalyse. Frankfurt/M: Fischer Taschen- buch. (Original erschienen 1987: La technique en question, Controverses en psychoanalyse.).
- Heckhausen, H.** (1980). Motivation und Handeln. Berlin: Springer.
- Heller, M. A.** (1980). Tactile retention: Reading with the skin. *Perception and Psychophysics*, 27, 125-130.
- Hinde, R. A.** (1976). On describing relationships. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 17.
- Hinde, R. A.** (1989). Die Untersuchung von Kindern im Kontext von Beziehungen. In Keller, H. (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung*. S. 253-270. Berlin: Springer.
- Hoffmann, J.** (1993a). Unbewußtes Lernen - eine besondere Lernform? *Psychologische Rundschau*, 44(2), 75-89.
- Hoffmann, J.** (1993b). Gedächtnis und Lernen, Prozeß und Resultat, Inzidentell und Intentional: Eine Erwiderung auf d. Kommentar v. H.J. Markowitsch. *Psychologische Rundschau*, 44(2), 109-112.
- Holt, R. R.** (1976). Drive or wish? A reconsideration of the psychoanalytic theory of motivation. In Gill, M. M. & Holzman, P. S. (Eds.), *Psychoanalytic essays in memory of George. S. Klein*. *Psychological Issues*, Vol. 9(4), S. 158-197. New York: International Universities Press.
- Holt, R. R.** (1981). The death and transfiguration of metapsychology. *International Review of Psycho-Analysis*, 8, 129-143.
- Holt, R. R.** (1982). The manifest and latent meanings of metapsychology. *Annual of Psychoanalysis*, 10, 233-255.
- Hooff, J. A. R. A. M. van.** (1969). The facial display of the Catarrhine monkeys and apes. In Morris, D. (Ed.), *Primate ethology*. New York: Garden City.
- Horner, Th. M.** (1985). The psychic life of the young infant: Review and critique of the psychoanalytic concepts of symbiosis and infantile omnipotence. *American Journal of Orthopsychiatry*, 53 (3), 324-344.
- Horowitz, M. J. (Ed.).** (1991). *Person Schemas and Maladaptive Interpersonal Patterns*. Chicago: University of Chicago Press.
- Hückstedt, B.** (1965). Experimentelle Untersuchungen zum 'Kindchenschema'. *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie*, 12, 421-450.
- Jacobs, U.** (1989). *Structural and Somatic Aspects of Catharsis and Their Clinical Implications*. San Francisco, CA: Unpublished Thesis at Antioch University.
- Jacobson, E.** (1954). The self and the object world. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 9, 75-127.
- Jacobson, S.** (1979). Matching behavior in the young infant. *Child Development*, 50, 425-430.
- Janov, A.** (1973). Die Anatomie der Neurose. Frankfurt /M.: S. Fischer Verlag. (Original erschienen 1971: *The Anatomy of Mental Illness*.).
- Janov, A.** (1991). *The New Primal Scream*. Wilmington, USA: Enterprise Publishing, Inc.
- Kail, R.** (1992). *Gedächtnisentwicklung bei Kindern*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Kaitz, M., Meschulach-Sarfaty, O., Auerbach, J. & Eidelman, A.** (1988). A reexamination of newborns' ability to imitate facial expressions. *Developmental Psychology*, 24, 3-7.
- Kaufmann-Hayoz, R.** (1989). Entwicklung der Wahrnehmung. In Keller, H. (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung*. S. 401-418. Berlin: Springer.
- Keller, H. (Hrsg.).** (1989). *Handbuch der Kleinkindforschung*. Berlin: Springer.
- Keller, H. & Meyer, H.-J.** (1982). *Psychologie der frühesten Kindheit*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Kennell, J. H., Jerauld, R., Wolfe, H., Chesler, D., Kreger, N. C., McAlpine, W., Steffa, J. & Klaus, M. H.** (1974). Maternal behavior one year after early and extended post-partum contact. *Developmental Medicine and Child Neurology*, 16, 172-179.
- Kernberg, O. F.** (1972). Early ego integration and object relations. In *Annals of the New York Academy of Sciences*, 193, 233-247.
- Kernberg, O. F.** (1981). *Objekt-Beziehungen und die Praxis der Psychoanalyse*. Stuttgart: Klett-Cotta. (Original erschienen 1976: *Object Relations Theory and Clinical Psychoanalysis*.).
- Kestenberg, J.** (1956). Vicissitudes of female sexuality. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 4, 453-456.

- Klaus, M. H. & Kennell, J. H.** (1983). *Bonding: The beginning of parent-infant attachment*. New York: New American Library.
- Klaus, M. H., Kennell, J. H., Plumb, N. & Zuelhlke, S.** (1970). Human maternal behavior at first contact with her young. *Pediatrics*, 46, 187-192.
- Klaus, M. H. & Klaus, Ph.** (1988). *Neugeboren. Das Wunder der ersten Lebenswochen*. München: Kösel.
- Klaus, M. H., Jerauld, R., Kreger, N. C., McAlpine, W., Steffa, M., & Kennell, J. H.** (1972). Maternal attachment: importance of the first post-partum day. *New England Journal of Medicine*, 286, 460-463.
- Kleeman, J.** (1965). A boy discovers his penis. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 20, 239-265.
- Kleeman, J.** (1975). Genital self-stimulation in infant and toddler girls. In Marcus, I. & Francis, J. *Masturbation*. S. 77-106. New York: International Universities Press.
- Klein, M.** (1962). *Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1972.
- Köhler, L.** (1990). Neuere Ergebnisse der Kleinkindforschung. *Forum der Psychoanalyse*, 6, 32-51.
- Köhler, W.** (1920). *Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand. Eine naturphilosophische Untersuchung*. Braunschweig: Vieweg.
- Kohut, H.** (1973). *Narzißmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen*. (4. Aufl.). Frankfurt /M.: Suhrkamp Taschenbuch, 1983. (Original erschienen 1971: *The Analysis of the Self. A Systematic Approach to the Psychoanalytic Treatment of Narcissistic Personality Disorders*.)
- Kohut, H.** (1975). Bemerkungen zur Bildung des Selbst. In Kohut, H. *Die Zukunft der Psychoanalyse*. S. 252-285. Frankfurt /M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- Kohut, H.** (1979). *Die Heilung des Selbst*. (1. Aufl.). Frankfurt /M.: Suhrkamp Taschenbuch. (Original erschienen 1977: *The Restoration of the Self*.)
- Korner, A.** (1973). Sex differences in newborns with special reference to differences in the organization of oral behavior. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 14, 19-29.
- Korner, A.** (1974). The effect of the infant's state, level of arousal, sex, and autogenetic stage of the caregiver. In Lewis, M. & Rosenblum, L. *The Effect of the Infant and its Caregiver*. S. 105-121. New York: John Wiley and Sons.
- Kuhl, P. & Meltzoff, A.** (1982). The bimodal perception of speech in infancy. *Science*, 218, 1138-1141.
- Künzler, E.** (1980). Freuds somatisch fundierte Trieblehre in den "Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie". *Psyche*, 34, 280-302.
- Kutter, P.** (1982). Übersicht über die psychoanalytische Triebtheorie und ihre Weiterentwicklungen. In Schöttler, Ch. & Kutter, P. (Hrsg.), *Sexualität und Aggression aus der Sicht der Selbstpsychologie*. S. 17-28. Frankfurt /M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- Lamb, M. H.** (1983). Early mother-neonate contact and the mother child-relationship. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 24, 486-453.
- Lamb, M., Morrison, D. & Malkin, C.** (1987). The development of infant social expectations in face-to-face interaction: A longitudinal study. *Merrill-Palmer Quarterly*, 33, 241-254.
- Lebovici, S.** (1990). *Der Säugling, die Mutter und der Psychoanalytiker*. Stuttgart: Klett-Cotta. (Original erschienen 1983: *Le nourrisson, la mère et le psychoanalyste*.)
- Lewis, M. & Brooks, J.** (1974). Self, other and fear: Infants' reactions to people. In Lewis, M. & Rosenblum, L. (Eds.), *The origins of fear: The origins of behavior*. Vol. 2. New York: John Wiley and Sons.
- Lewis, M. & Brooks-Gunn, J.** (1979). *Social cognition and the acquisition of the self*. New York: Plenum Press.
- Lewkowicz, D. J. & Turkewitz, G.** (1980). Cross-modal equivalenz in early infancy: Auditory-visual intensity matching. *Developmental Psychology*, 16, 597-607.
- Lichtenberg, J. D.** (1987). Die Bedeutung der Säuglingsbeobachtung für die klinische Arbeit mit Erwachsenen. *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis*, 2(2), 123-147.

- Lichtenberg, J. D.** (1989). *Psychoanalysis and Motivation*. (1st ed.). Hillsdale, New York: The Analytic Press, Inc.
- Lichtenberg, J. D.** (1990). Klinische Relevanz der Säuglingsbeobachtung für die Behandlung von narzißtischen und Borderline-Störungen. *Psyche* 44(10), 871-901. (Original erschienen 1987 in: Grotstein, J. S., Solomon, M. F., Lang, J. A. (Eds.), *The Borderline Patient*. S. 107-129.)
- Lichtenberg, J. D.** (1991a). *Psychoanalyse und Säuglingsforschung*. Berlin: Springer. (Original erschienen 1983: *Psychoanalysis and infant research*.)
- Lichtenberg, J. D.** (1991b). Motivational-funktionale Systeme als psychische Strukturen. *Forum der Psychoanalyse*. (Original erschienen 1988: *A Theory of Motivational-Functional Systems as Psychic Structures*.)
- Lichtenberg, J. D.** (1992). Haß im Verständnis der Selbstpsychologie. Ein motivationssystemischer Ansatz. In Schöttler, Ch. & Kutter, P. (Hrsg.), *Sexualität und Aggression aus der Sicht der Selbstpsychologie*. S. 48-76. Frankfurt /M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- Lichtenberg, J. D.** (1993a). Persönliche Mitteilung auf dem 3. Internationalen Selbstpsychologie-Symposium in Dreieich.
- Lichtenberg, J. D.** (1993b). Überlegungen zu einer Theorie der Technik. Vortragsmanuskript zum 3. internationalen Selbstpsychologie Symposium in Dreieich. Auszug aus: Lichtenberg, J. D., Lachmann, F. M. & Fosshage, J. L. (1992). *Self and the Motivational Systems: Toward a Theory of Psychoanalytic Technique*. Hillsdale, N.J.: The Analytic Press, Inc.
- Loch, W.** (1976). *Psychoanalyse und Wahrheit*. *Psyche*, 30, 865-898.
- Lorenz, K.** (1935). Der Kumpan in der Umwelt des Vogels. In Lorenz, K., *Über tierisches und menschliches Verhalten*. Aus dem Werdegang der Verhaltenslehre. Ges. Abhandlungen. Bd. 1. München: Piper, 1965.
- Lorenz, K.** (1943). Die angeborenen Formen möglicher Erfahrung. *Zeitschrift für Tierpsychologie*, 5, 235-409.
- MacFarlane, J.** (1975). Olfaction in the development of social preferences in the human neonate. *Parent-Infant Interaction*. CIBA Foundation Symposium 33 (Neue Folge).
- MacKain, K., Studdert-Kennedy, M., Spieker, S. & Stern, D. N.** (1983). Infant intermodal speech perception is a left hemisphere function. *Science*, 219, 1347-1349.
- Mahler, M. S.** (1979). Autism and symbiosis: Two extreme disturbances of identity. In Margret Mahler, *The selected Papers of Margret Mahler*. Vol: *Infantile Psychosis and Early Contributions*. S. 169-181. New York: Aronson.
- Mahler, M. S., Pine, F. & Bergman, A.** (1975). *Die psychische Geburt des Menschen*. Symbiose und Individuation. (Sonderausgabe). Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch, 1993. (Original erschienen 1975: *The Psychological Birth of the Human Infant*.)
- Markowitsch, H. J.** (1993). Lernen: Bewußt - unbewußt - implizit - explizit - prozedural semantisch - episodisch - priming. *Psychologische Rundschau*, 44(2), 106-108.
- Meermann, R. & Vandereycken, W.** (1987). *Therapie der Magersucht und Bulimia nervosa*. Ein klinischer Leitfaden. Berlin: de Gruyter.
- Mehler, J.** (1985). Language related dispositions in early infancy. In Mehler, J. & Fox, R. (Eds.), *Neonate Cognition: Beyond the Blooming Buzzing Confusion*. Hillsdale, New York: Erlbaum.
- Meltzoff, A. & Borton, R.** (1979). Intermodal matching by human neonates. *Nature*, 282, 403-404.
- Meltzoff, A. & Moore, M. K.** (1977). Imitation of facial and manual gestures by human neonates. *Science*, 198, 75-78.
- Meltzoff, A. & Moore, M. K.** (1983a). The origins of imitation in infancy. In Lipsitt, L. & Rovee-Collier, C. (Eds.), *Advances in Infancy Research*. Vol. 2. S. 265-301. Norwood, NJ: Ablex.
- Meltzoff, A. & Moore, M. K.** (1983b). Newborn infants imitate adult facial gestures. *Child Development*, 54, 702-709.
- Meltzoff, A. & Moore, M. K.** (1989). Imitation in newborn infants: Exploring the range of gestures imitated and the underlying mechanisms. *Developmental Psychology*, 25, 954-962.
- Modaresi, T. & Kenny, T.** (1976). Children's response to their true and distorted mirror images. *Child Psychiatry and Human Development*, 8, 97-101.

- Moore, T. W.** (1975). Exclusive early mothering and its alternative. *Scandinavian Journal of Psychology*, 16, 255-272.
- Moser, T.** (1987). *Der Psychoanalytiker als sprechende Attrappe. Eine Streitschrift.* Frankfurt /M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- Moser, T.** (1989). *Körpertherapeutische Phantasien. Psychoanalytische Fallgeschichten neu betrachtet.* Frankfurt /M.: Suhrkamp.
- Moss, H. A.** (1967). Sex, age, and state as determinants of mother-infant interaction. *Merrill-Palmer Quaterly*, 13, 19-36.
- Moss, H. A. & Robson, K. S.** (1968). The role of protest behavior in the development of mother-infant attachment. Zit. nach Lichtenberg, J.D. (1991): *Psychoanalyse und Säuglingsforschung.* Paper presented at meeting of the American Psychological Association.
- Muir, D. & Field, J.** (1979). Newborn infants orient to sound. *Child Development*, 50, 431-436.
- Nachman, P. & Stern, D. N.** (1984). Affect retrieval: a form of recall memory in prelinguistic infants. In Call, J., Galenson, E. & Tyson, R. (Eds.), *Frontiers of Infant Psychiatry*, Vol. 2. S. 95-100. New York: Basic Books.
- Neisser, U.** (1979). *Kognition und Wirklichkeit.* Stuttgart: Klett-Cotta. (Original erschienen 1976: *Cognition and Reality. Principles and Implications of Cognitive Psychology.*)
- Nitzschke, B.** (1988). *Sexualität und Männlichkeit.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch.
- Oerter, R.** (1987). Kindheit. In Oerter, R. & Montada, L. (Hrsg.). *Entwicklungspsychologie: Ein Lehrbuch.* S. 204-263. München: Psychologie Verlags Union.
- Opatow, B.** (1989). Drive theory and the metapsychology of experience. *International Journal of Psycho-Analysis*, 70 (4), 645-660.
- Parens, H.** (1992). Neuformulierung der psychoanalytischen Aggressionstheorie und Folgerungen für die klinische Situation. Unveröffentlichtes Manuskript, eines am 03.04.1992 in München gehaltenen Vortrages.
- Parens, H.** (1979). *The Development of Aggression in Early Childhood.* New York: Aronson.
- Peterfreund, E.** (1978). Some critical comments on psychoanalytic conceptions of infancy. *International Journal of Psycho-Analysis*, 59, 427-441.
- Papousek, H. & Papousek, M.** (1975). Cognitive aspects of preverbal social interaction between human infants and adults. CIBA Foundation Symposium. Parent-Infant Interaction.
- Pedrina, F.** (1992). Psychotherapien mit Säuglingen und Eltern: Gedanken zu den frühen Symbolisierungsprozessen. *Kinderanalyse*, 1(0), 46-67.
- Peto, E.** (1936). Contribution to the development of smell feeling. *British Journal of Medical Psychology*, 15, 314-320.
- Piaget, J.** (1936). Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde. In *Gesammelte Werke, Studienausgabe Band 1.* Stuttgart: Klett, 1975.
- Piaget, J.** (1937). Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde. In *Gesammelte Werke, Studienausgabe Band 2.* Stuttgart: Klett, 1975.
- Piaget, J. & Inhelder, B.** (1966). *Die Psychologie des Kindes.* Olten: Walter, 1972.
- Piaget, J.** (1981). *Meine Theorie der geistigen Entwicklung.* Frankfurt /M.: Fischer Taschenbuch, 1983. (Original erschienen 1970:).
- Popper, K.** (1972). *Objektive Erkenntnis: ein evolutionärer Entwurf.* (2. Aufl.). Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Popper, K. R. & Eccles, J. C.** (1982). *Das Ich und sein Gehirn.* München: Piper. (Original erschienen 1977: *The self and its brain. An argument for interactionism.*)
- Priel, B.** (1985). On mirror-image anxiety. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 40, 183-193.
- Priel, B. & De Schoenen, S.** (1985). Self-recognition: A study of a population without mirrors. *Journal of Experimental Child Psychology*, 41, 237-250.
- Pudel, V.** (1982). *Zur Psychogenese und Therapie der Adipositas. Untersuchungen zum menschlichen Appetitverhalten.* Berlin: Springer.
- Rapaport D. & Gill, M. M.** (1959). The points of view and assumptions of metapsychology. *International Journal of Psycho-Analysis*, 40.

- Rauh, H.** (1987). Frühe Kindheit. (2., neubearb. und erw. Aufl.). In Oerter, R. & Montada, L. (Hrsg.). Entwicklungspsychologie: Ein Lehrbuch. München: Psychologie Verlags Union.
- Reissland, N.** (1988). Neonatal imitation in the first year of life: Observations in rural Nepal. *Developmental Psychology*, 24, 464-469.
- Ringler, N.** (1977). Mothers' speech to her two-year-old child: its effect on speech and language comprehension at five years. Referat anlässlich des Jahrestreffens der Pediatric Research Society, St. Louis.
- Robson, K. S.** (1967). The Role of Eye-to-Eye Contact in Maternal-Infant Attachment. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 8, 13-25.
- Robson, K. S. & Moss, H. A.** (1970). Patterns and determinants of maternal attachment. *Journal of Pediatrics*, 77, 976-985.
- Rose, S. A., Gottfried, A. W. & Bridger, W. H.** (1983). Infants' cross-modal transfer from solid objects to their graphic representations. *Child Development*, 54, 686-694.
- Rose, S. A. & Ruff, H. A.** (1987). Cross-Modal Abilities in Human Infants. (2nd ed.). In Osofsky, J. D. (Ed.), *Handbook of Infant Development*. S. 318-362. New York: John Wiley and Sons.
- Rovee-Collier, C., Sullivan, M., Enright, M., Lucas, D. & Fagan, J.** (1980). Reactivation of infant memory. *Science*, 208, 1159-1161.
- Rubinstein, B. B.** (1976). On the possibility of a strictly clinical psychoanalytic theory. In Gill, M. M. & Holzman, P. S. (Eds.). *Psychology versus metapsychology: Essays in memory of George S. Klein*. S. 229-264. New York: International Universities Press.
- Rubinstein, B. B.** (1980). The self and its brain. An argument for interactionism. By Karl Popper and John C. Eccles. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 28, 210-219.
- Ruff, H.** (1980). The development of perception and recognition of objects. *Child Development*, 51, 981-992.
- Schaal, B., Montagner, H., Hertling, E., Bolzoni, D. & Quichen, A.** (1980). Les Stimulations olfactives dans les relations entre l'enfant et la mère. *Reproduction, Nutrition, Développement*, 20, 843-858.
- Schafer, R.** (1983). *The Analytic Attitude*. New York: Basic Books.
- Schaffer, H.** (1979). Acquiring the concept of the dialogue. In Bornstein, M. & Kessen, W. (Eds.), *Psychological Development from Infancy: Image to Intention*. S. 279-305. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Schmidt, G.** (1983). Motivationale Grundlagen sexuellen Verhaltens. In Thomae, H. (Hrsg.), *Psychologie der Motive*. S. 70-109. Göttingen: Hogrefe.
- Sander, L. W.** (1983). To begin with - reflections on ontogeny. In Lichtenberg, J. D. & Kaplan, S. (Eds.), *Reflections on Self Psychology*, S. 85-104. Hillsdale, N.J.: The Analytic Press.
- Sander, L. W.** (1988). The event - structure of regulation in the neonate - caregiver system as biological background for early organization of psychic structure. In Goldberg, A. (Ed.), *Frontiers in self psychology*. S. 64-77. Hillsdale, N.J.: The Analytic Press.
- Sander, L. W.** (1989). Investigation of the Infant and Its Caregiving Environment as a Biological System. (Revised and expanded version.). In Greenspan, S. & Pollock, G. (Eds.), *The Course of Life*. Volume I. Infancy. S. 359-392. Madison, CT: International Universities Press, Inc.
- Schleidt, M.** (1989). Die humanethologische Perspektive: Die menschliche Frühentwicklung aus ethologischer Sicht. In Keller, H. (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung*. Berlin: Springer.
- Schöpf, A.** (1982). *Sigmund Freud*. München: C.H.Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
- Schur, M.** (1960). Discussion of Dr. John Bowlby's paper. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 15, 63-84.
- Shane, M.** (1988). Discussion: Workshop for mental health professions - The significance of the data of infant research for clinical work with children, adolescents, and adults. Meeting of American Psychoanalytic Association, Seattle, WA. March.
- Sherrod, L. R.** (1981). Issues in cognitive-perceptual development: the special case of social stimuli. In Lamb, M. & Sherrod, L. R. (Eds.), *Infant Social Cognition*. S. 11-36. Hillsdale, N.J.: The Analytic Press.
- Sears, R., Maccoby, E. & Levin, H.** (1957). *Patterns of Child Rearing*. Evanston, IL: Row, Peterson.

- Simon, A.** (1992). Das Selbst und der Andere. Erfahrungen der ersten Lebensjahre. Tübingen: Unveröffentlichte Diplomarbeit am psychologischen Institut.
- Siqueland, E. R. & Lipsitt, L. P.** (1966). Conditioned head-turning behavior in newborns. *Journal of Experimental Child Psychology*, 4, 456-476.
- Slade, A.** (1986). Symbolic play and separation-individuation: A naturalistic study. *Bulletin of the Menninger Clinic*, 50, 541-563.
- Spelke, E. S.** (1979). Perceiving bimodally specified events in infancy. *Developmental Psychology*, 15, 626-636.
- Spelke, E. S. & Cortelyou, A.** (1981). Perceptual aspects of social knowing: Looking and listening in infancy. In Lamb, M. E. & Sherrod, L. R. (Eds.), *Infant Social Cognition*. Hillsdale, New York: Erlbaum.
- Spence, D.** (1982). Narrative Truth and Historical Truth. Meaning and Interpretation in Psychoanalysis. New York: W. W. Norton + Company.
- Spitz, R. A.** (1960). Discussion of Dr. John Bowlby's paper. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 15, 63-84.
- Spitz, R. A.** (1963). Das Leben und der Dialog. In Spitz, R. A. (Hrsg.), *Vom Dialog*. S. 9-26. Stuttgart: Klett-Cotta im Ullstein-Taschenbuch, 1982.
- Spitz, R. A.** (1965). Die Evolution des Dialogs. In Spitz, R. A. (Hrsg.), *Vom Dialog*. S. 66-89. Stuttgart: Klett-Cotta im Ullstein-Taschenbuch, 1982.
- Spitz, R. A.** (1973). Die Entstehung der ersten Objektbeziehungen. Direkte Beobachtungen an Säuglingen während des ersten Lebensjahres. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Spitz, R. A.** (1982). Ein Nachtrag zum Problem des Autoerotismus. Frühe sexuelle Verhaltensweisen und ihre Bedeutung für die Persönlichkeitsbildung. In Spitz, R. A. (Hrsg.), *Vom Dialog*. S. 27-65. Stuttgart: Klett-Cotta im Ullstein-Taschenbuch, 1982. (Original erschienen 1962: Autoerotism Re-examined. The Role of Early Sexual Behavior Patterns in Personality Formation.).
- Spitz, R. A.** (1987). Vom Säugling zum Kleinkind (Sonderausgabe.). Stuttgart: Klett-Cotta. (Original erschienen 1965: *The First Year of Life*.)
- Squire, L.** (1986). Mechanisms of memory. *Science*, 232, 1612-1619.
- Sroufe, L. A.** (1983). Infant-caregiver attachment and patterns of adaption in preschool: The roots of maladaptation and competence. In Permuter, M. (Ed.), *The Minnesota Symposia on Child Psychology*, Vol. 16. S. 41-84.
- Stechler, G. & Kaplan, S.** (1989). The development of the self: A psychoanalytic perspective. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 35, 85-106.
- Stern, D. N.** (1971). A microanalysis of mother-infant-interaction: Behavior regulating social contact between a mother and her 3½-month-old twins. In Lewis, M. & Rosenblum, L. (Eds.), *The Effect of the Infant on Its Caregiver*. New York: John Wiley and Sons.
- Stern, D. N.** (1985). *The Interpersonal World of the Infant*. New York: Basic Books.
- Stern, D. N., Beebe, B., Jaffe, J. & Benett, S.** (1977). The infant's stimulus world during social interaction: A study of caregiver behaviors with particular reference to repetition and... In Schaffer, H. (Ed.), *Studies in Mother-Infant Interaction*. S. 177-202. London: Academic Press.
- Stern, D. N., MacKain, K. & Spieker, S.** (1982). Intonation contours as signals in maternal speech to prelinguistic infants. *Developmental Psychology*, 18, 727-735.
- Streeter, L. A.** (1975). The effects of linguistic experience on phonetic perception. *Dissertation Abstracts International*, 35, 4696.
- Streri, A., Pecheux, M. G. & Vurpillot, E.** (1984). Cross-modal transfer of form in 5-month-old infants. *Infant Behavior and Development*, 5, 354.
- Thiel, Th.** (1989). Videotechnik in der Psychologie. - Eine erkenntnistheoretische Analyse -. In Keller, H. (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung*. S. 295-312. Berlin: Springer.
- Thomä, H. & Kächele, H.** (1985). *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie*. 1 Grundlagen. Berlin: Springer.
- Thomä, H. & Kächele, H.** (1988). *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie*. 2 Praxis. Berlin: Springer.

- Tinbergen, N.** (1979). *Instinktlehre, vergleichende Erforschung angeborenen Verhaltens.* (6. Aufl.). Berlin: Parey.
- Tinbergen, N.** (1942). An objective study of the innate behaviour of animals. *Bibliotheca biotheoretica*, 1, 39-98.
- Tomkins, S.** (1962). *Affect, Imagery and Consciousness, Volume I, The Positive Affects.* New York: Springer.
- Tomkins, S.** (1963). *Affect, Imagery and Consciousness, Volume II, The Negative Affects.* New York: Springer.
- Tomkins, S.** (1987). Shame. In Nathanson, D. (Ed.), *The Many Faces of Shame.* S. 133-161. New York: Guilford.
- Tracy, R. L. & Ainsworth, M. D.** (1981). Maternal affectionate behaviour and infant-mother attachment patterns. *Child Development*, 52, 1341-1343.
- Trevarthan, C.** (1977). Descriptive analysis of infant communicative behaviour. In Schaffer, H. R. (Ed.), *Studies in Mother-Infant Interactions.* New York: Academic Press.
- Tulving, E.** (1972). Episodic und semantic memory. In Tulving, E. & Donaldson, W. (Eds.), *Organization of memory.* New York: Academic Press.
- Tulving, E.** (1991). Concepts of human memory. In Squire, L. R., Weinberger, N. M., Lynch, G. & McGaugh, J. L. (Eds.), *Memory: Organisation and locus of change.* S. 3-32. New York: Oxford University Press.
- Tulving, E. & Thomson, D. M.** (1973). Encoding Specificity and Retrieval Processes in Episodic Memory. *In Psychological Review*, 8, 352-373.
- Walcher, D. N. & Peters, D. L.** (1971). *The Development of Self-Regulatory Mechanisms.* New York: Academic Press.
- Walk, R. D. & Gibson, E. J.** (1971). Vergleichende und analytische Untersuchungen zur visuellen Tiefenwahrnehmung. In *Moderne Psychologische Forschung.* Bd. 2. Wahrnehmung, Lernen und Konflikt. S. 54-60. (Original erschienen 1961: A comparative and analytical study of visual depth perception. *Psychological Monographs*, 75 (15).).
- Walker, A. S.** (1982). Intermodal perception of expressive behaviors by human infants. *Journal of Experimental Child Psychology*, 33, 514-535.
- Walker-Andrews, A. S. & Lennon, E. M.** (1985). Auditory-visual perception of changing distance by human infants. *Child Development*, 56, 544-548.
- Wallace, E.** (1989). *Historiography and Causation in Psychoanalysis.* Hillsdale, N.J.: The Analytic Press.
- White, R.** (1959). Motivation reconsidered: the concept of competence. *Psychological Review*, 66, 297-333.
- Winnicott, D. W.** (1983). *Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse.* Frankfurt/M: Fischer Taschenbuch (Original erschienen 1958: *Through Paediatrics to Psycho-Analysis.*).
- Wolkind, S. N. & Rutter, M.** (1985). Separation, loss and family relationships. (2nd ed.). In Rutter, M. & Hersov, L. (Eds.), *Child and adolescent psychiatry: Modern approaches.* Oxford: Blackwell Scientific.